This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

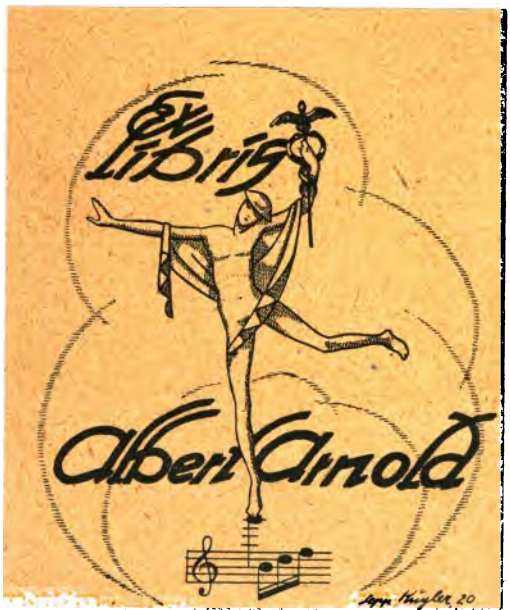
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Ex Libris
Albert Arnold

~~115 d 15~~

Vet. Ger. II. F. 221

Die

Vernünftigen Tadlerinnen.

Der andre Theil.

Dritte Auflage.

Mit Königl. Pohlniſ. und Churfürſtl. Sächſiſchen, wie auch Königl. Preußiſchen und Churfürſtl. Brandenburgiſchen allergnädigſten PRIVILEGIIS.

Hamburg, verlegts Conrad König. 1748.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
3 - FEB. 1931
OF OXFORD

Die vernünftigen Tadlerinnen.

Das I Stück.

Freytags, den 4 Jenner, 1726.

Canitz.

So bleibt auf ewig nun das alte Jahr zurücke
Wie theilt der Sonnen Lauf so schnell die Zeiten ab!

Da wir endlich, nach reifer Ueberlegung, entschlossen sind, auch in diesem angetretenen 1726sten Jahre, unsere wöchentlichen Blätter fortzusetzen: so dorfte ich mich nicht lange bedenken, was der Inhalt des ersten Stückes seyn sollte. Es ist eine wohlhergebrachte Gewohnheit, daß man keinen im neuen Jahre anredet, dem man nicht zuvor einen Glückwunsch abstattet. So viel Schwachheit und Einfalt nun bey dieser Gelegenheit insgemein bemerket wird: so löblich ist es dennoch, seinem Nächsten alles Gutes

anzuwünſchen. Man iſt ja verbunden, ſolches täglich zu thun; warum denn nicht auch an einem Tage, der deswegen für merkwürdiger gehalten wird, weil man meynet, daß er, als der erſte im ganzen Jahre, ſehr viel vor anderen Tagen voraus habe. Nun iſt dieſes zwar eine ganz ungegründete Meynung. Alle Tage im Jahre ſind einander gleich: es wäre denn, daß man ihren Unterſcheid in der Länge und Kürze, in der Wärme und Kälte, oder endlich in der Näſſe und Trockenheit des Gewitters ſuchen wollte. Fiele unſer Neujahrstag gerade am kürzeſten Tage im ganzen Jahre ein: ſo hätte derſelbe doch etwas Beſonders. Unſre Zeitrechnung würde alsdann weit vernünftiger ſeyn, als ietzo: da in der ganzen Natur keine Urſache vorhanden iſt, warum wir das neue Jahr den 1ſten Jenner, oder neun bis zehn Tage nach dem kürzeſten Tage, anfangen. Allein geſetzt, daß unſere Calender ſo eingerichtet wären; geſetzt, daß, durch Einſtimmung aller europäiſchen Völker, inskünftige die zwiſchen dem 21ſten December, und dem Anfange des neuen Jahres befindlichen Tage, einmal für allemal ausgeſtrichen und gleichſam vernichtet würden; ſo daß der erſte Jannar die Stelle bekäme, die bisher der erſte Tag nach dem ſogenannten Stillſtande der Sonnen inne gehabt: ſo würde doch dem Neujahrstage noch kein ſonderbarer Einfluß in die Gemüther, Handlungen und Glücksfälle der Menſchen können zugeſchrieben werden. Daß die Sonne eine halbe Viertheil Minute ſpäter auf, und eben ſo viel früher untergeht, als an dem vorhergehenden und folgenden Tage, das macht in der Natur, wo alles mechaniſch zugeht, keine merkliche Veränderung: wie viel weniger wird es denn in den menſchlichen Handlungen wirken, wo alles durch den freyen Willen der Gemüther regiæret wird? Man hat derowegen alles das für Phantaſeyen anzuſehen, was von den Vorzügen und ſonderlichen

derlichen Wirkungen des Neujahrstages insgemein geglaubet wird.

Wollten wir uns nun im Antritte des ietzigen Jahres der eingeführten Gewohnheit bequemen: ſo müßten wir unſeren geneigten Leſern zuförderſt mit einem recht ſtudierten Glückwunſche aufwarten. Ich weiß, daß an einem Orte, wo mehr als zwanzig Kirchen und über funfzig Geiſtliche zu finden ſind, am Neujahrstage und zwey Wochen hernach, keine Predigt gehört wird, darinnen nicht zum wenigſten ein halbſtündiger Neujahrswunſch enthalten iſt. Die ganze Stadt iſt alsdann begierig, die ſonderlichen Erfindungen ihrer Lehrer zu vernehmen, und, aus Gegeneinanderhaltung derſelben, von ihrer Gelehrſamkeit zu urtheilen. Darum ſinnet mancher ſchon etliche Wochen vorher: mit was für ſinnreichen Einfällen er ſeine geiſtlichen Complimenten ausputzen und anſehnlich machen will? Iſt nun dieſes Gottesgelehrten erlaubt: wer wollte es uns denn verargen, wenn wir in einer vernünftigen Sittenlehre eben dergleichen thun wollten? Wir haben eben ſo viel Leſer, als die meiſten unter ihnen Zuhörer haben. Wir haben eben ſo viel Gattungen von Leuten vor uns, als ſie Claſſen unter ihrer Gemeine machen, an welche ſie ihre Neujahrswünſche richten. Und iſt es uns gleich weder anſtändig noch erlaubt, ſo viel ungegründete Wortſpiele mit bibliſchen Sprüchen zu machen, als man bisweilen in ihren Reden wahrnimmt: ſo könnten uns doch an deren Stelle die Schriften unſerer Poeten dienen, wenn ſich nur iemand gefunden hätte, der ſich die Mühe genommen, eine vollſtändige Concordanz darüber zu verfertigen, darinnen man ohne Mühe finden könnte, wie oft, und in was für Umſtänden ein iedes Wort von ihnen gebrauchet wäre.

Vielleicht würde es uns auch an Einfällen nicht fehlen, die unſere Wünſche beliebt machen könnten. Wenn wir,

zum Exempel, allen ledigen Mannspersonen reichere Bräute wünschen möchten, als der König in Frankreich im vorigen Jahre bekommen hat; wenn wir allen mageren Poeten das Feuer anwünschen möchten, welches in Italien diesen Herbst hindurch so viel Erdbeben verursachet hat; wenn wir allen hochtrabenden und allzufeurigen Geistern einen kälteren Winter ins Gehirne wünscheten, als wir etliche Jahre her gehabt; wenn wir manchem Frauenzimmer so viel Liebhaber anwünschen möchten, als es täglich Blicke in den Spiegel thut; wenn wir einer andern so viel Freyer ankündigen wollten, als Schönheiten sie zu besitzen dencket; wenn wir endlich einer ieden so viel Geschenke von ihren Anbethern prophezeiheten, als vergebliche Begrüßungen sie täglich vor ihren Fenstern abzuwarten gewohnt ist: so dächte ich doch zum wenigsten, daß man unsern Neujahrswunsch mit keiner runzlichten Stirne lesen würde. Kämen wir noch weiter, so würden wir allen verschwenderischen Frauen freygebige, oder reiche und dumme Männer; allen ausschweifenden, blinde oder geduldige Ehherren; allen stolzen, neue Ehrentitel für ihre Hausväter anwünschen. Bey unseren Herren Studierenden könnten wir uns nicht besser einschmeicheln, als wenn wir ihnen so viel reiche Wechsel wünschen möchten, als vergebliche Gänge jährlich über den Schulberg geschehen; als Grüße von unseren jungen Herren vor unser Cynthia Fenster angebracht werden; und als Blicke auf unserm Markte nach dem Fenster einer andern Schönen geschehen. Damit wir endlich auch was Ernsthaftes hinzusetzten: so würden wir auch allen Deutschverderbern eine Hochachtung gegen ihre Muttersprache; allen Einfältigen und Unverständigen eine gesunde Vernunft, und allen Lasterhaften eine herzliche Liebe zur Tugend anwünschen.

Doch was würde dieses helfen? Wenn unsere Wünsche gleich die ernsthaftesten von der Welt wären; wenn sie mit aller erfünnlichen

erſinnlichen Aufrichtigkeit abgefaſſet, und mit dem brünſtigſten Eifer ausgeſprochen würden: ſo würde doch niemanden dadurch geholfen werden. Ein Thor bleibt ein Thor: man mag ihm Klugheit wünſchen, ſo lange man will. Wer nicht ſelbſt Hand anleget, und ihm durch ſeinen Unterricht zu ſtatten kömmt, der wird gewahr werden, daß der weiſe König recht habe, wenn er ſchreibt: Der Faule ſtirbt über ſeinem Wünſchen. Wir laſſen uns dieſes zur Richtſchnur dienen, und ich insbeſondre will dieſes erſte Blatt dieſes neuen Jahres lieber mit einer ernſtlichen Betrachtung, als mit vergeblichen Complimenten, anfüllen.

Wenn ich den ſchnellen Ablauf der Zeiten und Jahre bedenke; ſo halte ich dafür, daß man weit mehr Urſache habe, an einem Neujahrstage ſeine Bekannten zu beklagen, als ihnen einen Glückwunſch abzuſtatten. Was die Zeit ſey, und worinnen ihr eigentliches Weſen beſtehe, das mögen die Weltweiſen unter ſich ausmachen. So viel iſt gewiß, daß die Zeit, ja ein ieder Augenblick derſelben, eine Gelegenheit, Gutes zu thun, ja noch mehr, ein Theil unſers flüchtigen Lebens iſt. Jede Stunde, ieder Pulsſchlag iſt uns deswegen von Gott gegeben, damit wir die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts, und die Ehre unſers Schöpfers befördern ſollen. Dieſes iſt nun in dem vorigen Jahre vielfältig verſäumet worden. Wer kann ſich doch rühmen, daß er ſeine Pflicht in dieſem Stücke niemals aus den Augen geſetzet habe? Iſt es nun mit dem verfloſſenen Jahre ſo bewandt: warum ſoll ich iemanden Glück wünſchen, daß ihm ſo viele Gelegenheiten, Gutes zu thun, entwiſchet ſind? daß er ſo vielmal ſeiner Pflicht vergeſſen? daß er ſo manche Tugend auszuüben unterlaſſen, die er vielleicht lebenslang nicht mehr ins Werk zu richten Anlaß haben wird? O! wie vernünftig würde derjenige handeln, der am

Neuenjahrstage seine Anrede an gute Bekannte so einrichten möchte: Ich beklage dich herzlich, mein lieber Freund, daß du abermal ein Jahr verlohren hast, darinnen du viel Gutes hättest thun können; wenn du vernünftiger gewesen wärest, als du ietzo bist. Ich betrübe mich über die schwere Verantwortung, die du deswegen wirst ablegen müssen; und wollte herzlich gern alles Meinige hergeben: wenn wir nur das verflossene Jahr zurück kaufen, dasselbe von neuem anfangen, und mit gröſſerm Ernste nach der wahren Tugend streben könnten.

Die andre Beschreibung der Zeit, daß sie nämlich ein Stück von unserm Leben ist, giebt fast noch traurigere Betrachtungen an die Hand. Unsere Dauer ist gleichsam aus lauter Augenblicken zusammen gesetzet. Das menschliche Leben ist eine Kette; die Geburt ihr Anfang, der Tod das Ende, die Pulsschläge seine Glieder. Hält ein Pulsschlag ohngefähr so viel Zeit in sich, als eine Secunde: so verfliessen in ieder Stunde 3600, in Tag und Nacht 86400, in einem Jahre aber 31,536,000: das sind ein und dreyßig Millionen fünfhundert und sechs und dreyßig tausend Pulsschläge. So viel Glieder von unsrer Lebenskette sind auch in dem vorigen Jahre verlohren gegangen! So viel kürzer ist sie geworden. Und es steht doch in unseren Kräften nicht, einen einzigen am Ende hinzuzusetzen, und sie dadurch nur auf einen Augenblick zu verlängern. Was thut also derjenige, der einem wegen des zurückgelegten Jahres Glück wünschet? Er sagt: Daß er sich herzlich erfreue, weil sein Freund nunmehro ein oder zwey und dreyßig Millionen Augenblicke weniger zu leben habe, als vor einem Jahre: es sey ihm lieb, daß er dem Tode so viel näher zum Rachen gerücket; und daß die Fäulniß und die Würmer um so viel eher einen guten Bissen an ihm zu gewarten haben.

Stellet

Stellet man ſich den Zuſtand eines laſterhaften Gemüthes vor: ſo iſt die Betrachtung des neuen Jahres noch ſchrecklicher. Bildet euch doch einen Seiltänzer ein, der auf einem Stricke ſpringt, deſſen Anfang er zwar geſehen, das Ende aber, eines dicken Rauches oder Nebels halber, nicht erblicken kann. Werden euch die Haare nicht zu Berge ſtehen, wenn ihr ſeht, daß der verwägene Tänzer, unbeſonnener Weiſe, einen Sprung nach dem andern hinmachet; und nicht bedenket, wie lang ſein Seil noch hinaus gehe, auch nicht erwäget, daß er vielleicht ſchon zum Ende gekommen, und in der erſten Capriole den unſeligen Hals brechen werde? Seht! ein ſolcher Tänzer iſt ein ſicherer Menſch. Seine Lebensdauer iſt das Seil: ieder Augenblick, den er lebet, iſt ein Schritt oder Sprung auf demſelben. Das Ende des Seiles aber iſt ihm ganz unſichtbar: und doch läuft und ſpringt er ſo ſicher zu, als wenn es niemals ein Ende haben würde. Ich meyne, er lebt in den Tag hinein, und zählet nicht einmal die Tage; deren Anzahl hinter ihm unmöglich zunehmen kann, wenn ſie nicht vor ihm abnimmt: indem die verfloſſene Zeit nicht anders, als durch den Verluſt und durch die Abnahme der künftigen wächſt.

Will alſo iemand, in dieſem Abſehen, an ſeine Bekannten eine vernünftige Anrede im neuen Jahre thun, der ſage: Mein Freund, ich betrübe mich, daß du wieder einen anſehnlichen Theil deines Lebens verlohren haſt. Ich beklage dich, daß du nicht mehr ſo weit vom Grabe biſt, als vor einem Jahre; und ich wollte wünſchen, daß du noch alle die Augenblicke vor dir hätteſt, die du ſchon ſo unbedachtſam haſt vorbey fließen laſſen.

Seht! wertheſte Leſer, dieſes ſind meine Gedanken am Neujahrsabende geweſen; welchen tauſend Leute mit eitelen und alberen Spielen, mit thörichten und abergläubiſchen Din-

gen zuzubringen pflegen. Ich übergebe euch dieſelben zu weiterm Nachſinnen, und hoffe, daß ſie euch eine Aufmunterung zu einem behutſamen Wandel ſeyn werden. Erwäget auch dieſen Vers aus dem ſcharfſinnigen Herrn von Canitz:

Wir ſind an den Lauf der Stunden
Feſt gebunden,
Der entführt, was eitel heißt,
Und der dein Gefäß, o Seele!
Nach der Höle
Seines Sterbgewölbes reißt.

Bey Gelegenheit der Neujahrswünſche theile ich meinen Leſern auch folgendes Schreiben mit, welches am Ende des vorigen Jahres bey unſerm Verleger eingelaufen iſt.

Calliſte.

Vernünftige Tadlerinnen!

Das Vergnügen, welches Ihr mir wöchentlich in Euren Blättern mittheilet, iſt iederzeit ungemein: keines aber iſt größer, als wenn Eure Leſer durch Eure ſcharfſinnigen Gedanken über die Poeſie ergetzet werden. Wie kömmts doch, artige Kinder, daß Ihr Euch unterſteht, die Verſe gelehrter Männer zu beurtheilen? Man findet ja ſonſt hierinnen ſehr ſelten Exempel von Euren Schweſtern, und die verkehrte Meynung hat Euch faſt für untüchtig zur Poeſie erkläret. Wie kömmts, daß ſich ſo gar die Männer eine Ehre daraus machen, von Euch in der edlen Dichtkunſt unterrichtet zu werden? Ein ieder Liebhaber der deutſchen Reinlichkeit und Dichtkunſt ſchaffet ſich die von Euch vorgeſchlagenen Bücher an: und es wundert mich, daß Herr Spörl noch ein Stück von Canitzens oder Günthers Gedichten übrig hat. Ich, meines theils, leſe ſie mit dem größeſten Vergnügen und mit vielem Nutzen. Ich mache auch Verſe; wiewohl ohne große Mühe. Ob ich mich dazu ſchicke, das kann ich nicht wiſſen, bis ich Euch eine Probe zur Beurtheilung überſenden werde. Denn ſogar diejenigen, die ſchlimme Verſe machen, ſind glücklich, wenn ſie die Ehre haben,

von

von Euch, vernünftige Tadlerinnen, getadelt zu werden. Der künſtliche Poet, deſſen kindiſche und ungereimte Reime Ihr in Eurem XLIX Blatte mit gewöhnlicher Scharfſinnigkeit beurtheilet und beſtrafet habt, iſt gleichfalls in ſeiner Art glücklich; da ſeine abentheurliche Misgeburt, welche er mit ſo vielen Wehen gebohren, eine Stelle in Euren Blättern erlanget hat. Wie gründlich nun auch Euer Urtheil iſt, und wie ſehr es von Eurer Beleſenheit zeuget: ſo bin ich doch verſichert, daß ihr jenes nicht nach den verſchiedenen und mehrentheils unrichtigen Maaßſtäben aller Menſchen einrichten könnet. Es finden ſich noch immer Leute, die ſich durch eine hohe, ungemeine, dabey aber gezwungene Schreibart über den Pöbel ſetzen wollen: da ſie ſich doch von allen Vernünftigen unter die Reihe der niedrigen und mehr als gemeinen Reimſchmiede müſſen ſetzen laſſen. Wie mögen doch nicht ietzo, beym Drucke ſo vieler Neujahrswünſche, die armen Preſſen von den Sonnen ſchwitzen, und unter der koſtbaren Laſt der Perlen und Diamanten, der bengaliſchen und anderer ausländiſchen Seltenheiten ſeufzen! Wie mancher Patron wird vor dem häufigen Donner und Blitz erſchrecken, womit der Dichter ſein Blatt fürchterlich gemacht hat: wofern er nicht auch den Jupiter, Neptunus und Boreas antreffen wird; als welche die zuſammengezogenen Donnerwolken zerſtreuen können. Da wird der gute Mann froh werden, daß ſich das Ungewitter verzogen hat, und wird dem armen Dichter ein paar Groſchen zur Belöhnung reichen laſſen. Nehmt es doch nicht übel, daß ich Eure Geduld noch länger misbrauche. Ich bitte Euch, ermahnet doch unſere Landesleute, daß ſie ſich hierdurch nicht lächerlicher machen mögen. Eine ſolche Vorſtellung wird einen großen Nutzen haben: unſer Halle aber wird den Ruhm davon tragen, daß es ſich durch ſolch geſchicktes Frauenzimmer den Geſchmack in der Poeſie habe verbeſſern laſſen. Ich aber mache mir ein Vergnügen daraus, daß ich mich nennen kann

Von Hauſe, den 29 Dec. 1725.

Euren dienſtſchuldigſten
Leukander.

Das

****

Das II Stück.

Den 11 Jenner, 1726.

Günther.

Wir Deutſchen leyren noch.

Unter anderen Stücken, welche wir wegen der Fortſetzung unſerer Blätter auf das ietzige Jahr verabredet haben, iſt dieſes nicht das geringſte, daß wir uns eine gewiſſe Eintheilung der Materien gemacht haben, die ſich eine iede auszuarbeiten vorgeſetzet hat. Calliſte, die älteſte und ernſthafteſte unter uns, hat ſich die Ausführung wichtiger und zur eigentlichen Sittenlehre gehöriger Dinge vorbehalten. Iris, die jüngſte und ſchönſte unter uns, hat ſich diejenigen Materien, welche in die ſogenannte Galanterie laufen, angemaßet. Dergeſtalt ſieht ein ieder, aus unſeren Abſichten, daß ich mir die deutſche Sprache, die gebundene und ungebundene Beredſamkeit, und einige andere zur Gelahrtheit gehörige Stücke zueignen werde. Wird man alſo die erſte unter uns mit dem Namen der klugen; die dritte mit dem Titel der galanten beehren: ſo ſchmeichele ich mir, mit der Zeit, das Beywort der gelehrten zu erlangen. Unſere Correſpondenten mögen ſich darnach achten, und ihre Briefe an diejenige Tadlerinn richten, für welche dieſelben ihrem Inhalte nach gehören.

Mein erſtes Blatt wird mich nur halbe Mühe koſten: indem ich es demjenigen Schreiben widmen will, welches ſchon am Ende des vorigen Jahres von unſrer geneigten Marilis

aus

aus Jena bey uns eingelaufen. Dieſes geſchickte Frauenzimmer iſt faſt die einzige an ihrem Orte, die unſere Blätter ihres Anblickes würdiget: angeſehen die daſigen Buchhändler ſich die allerwenigſten Exemplare davon kommen laſſen. Doch wir zweifeln nicht, daß der Beyfall einer ſo vernünftigen Perſon uns nicht bald mehrere Leſer und Leſerinnen zuwege bringen ſollte. Der Brief an ſich ſelbſt lautet alſo:

Wertheſte Tadlerinnen!

Unter den Tugenden, womit Ihr ſo viele Liebhaber reizet, iſt die Beſcheidenheit nicht die geringſte, welche Ihr in Euren ſchönen Blättern blicken laſſet. Ich könnte mich nicht enthalten, Euch nach Verdienſt zu loben, und wegen des XXXIX Stückes, welches mich ſehr vergnüget hat, einen verpflichteten Dank zu ſagen: wenn Ihr mir nicht ſelbſt ein Stillſchweigen auferleget hättet. Jedoch werdet Ihr mir erlauben, diejenige Hochachtung im Herzen gegen Euch zu hegen, welche ich, vermöge Eures Verlangens, mit geziemenden Worten nicht ausdrücken darf. Ihr begehret etwas von mir, darüber ich ſelbſt Eure Gedanken zu vernehmen geneigt bin. Wenn Ihr uns, nach Eurer Gewohnheit, abermal unterrichten, und dasjenige verbeſſern werdet, was ich ietzo von der Reinigkeit unſrer Mutterſprache ſchreibe: ſo werdet Ihr nicht allein mir, ſondern allen Euren Leſerinnen einen nützlichen Dienſt erweiſen.

Weil mein Vater, ſeines Amtes wegen, einige Zeit auf die deutſche Sprache gewendet hatte: ſo war es ihm deſto leichter, mir darinnen eine Anleitung zu geben. Als ich das zehnte Jahr zurücke geleget, und nicht allein in der Bibel, ſondern auch in anderen deutſchen Büchern, etwas geleſen hatte; ja auch ſelbſt ſchon etwas weniges aufſetzen konnte: ſo bemerkte er an mir, daß ich, ſowohl wider die Rechtſchreibung, als wider die richtige Zuſammenſetzung der Worte, zuweilen zu verſtoßen pflegte. Meine Fehler kamen theils mit der täglichen Gewohnheit im Reden; theils mit einigen ſchlechtgeſchriebenen Büchern überein: und darauf

berief

berief ich mich auch, zu meiner Vertheidigung. Daher erachtete es mein Vater für rathſam, mir die Grundregeln der deutſchen Sprache beyzubringen: damit der verderbte Gebrauch mir nicht weiter ſchaden möchte, welcher, vornehmlich im Reden, wider die Regelmäßigkeit einer Sprache zu ſtreiten pfleget. Er hielt ſehr viel auf Bödickers Grundſätze der deutſchen Sprache, und pflegte die Unterweiſung nach dieſem Buche einzurichten. Er hielt ſich aber hierbey keinesweges mit vielen Regeln auf. Seine Meynung gieng allezeit dahin, daß man bey Erlernung der Sprachen wenig Regeln nöthig habe: daß hingegen die Uebung derſelben deſto öfter und fleißiger geſchehen müſſe. Bey der Mutterſprache wäre die Vielheit der Regeln deſto unnöthiger: weil wir nicht nur täglich geſchickte Leute reden hören; ſondern auch wohlgeſchriebene Bücher von allerhand Materien leſen könnten. Was ich aus dieſer klugen Sorgfalt meines Vaters für einen Nutzen gehabt, das habe ich daraus geſpüret; daß mich diejenigen niemals irre gemacht haben, welche von der gewöhnlichen Rechtſchreibung ohne Urſache abgewichen ſind, und ihren beſonderen Grillen gar zu ſehr nachgehangen haben. Noch weniger habe ich mich dadurch verführen laſſen; wenn andere, in Zuſammenſetzung der Worte, ſowohl wider die vernünftigen Regeln unſrer Sprache, als wider den Gebrauch geſchickter, und der Srpachkunſt kundiger Leute gefehlet. Der Fleiß meines Vaters kam mir ferner darinnen zu ſtatten, daß er mir öfters, beym Leſen deutſcher Bücher, ſolche Fehler wies, welche die Verfaſſer derſelben wider die Reinigkeit und Richtigkeit der hochdeutſchen Mundart begangen hatten: wobey er allezeit zu bedauren pflegte, daß die Deutſchen ſo wenig Zeit und Sorge auf die Verbeſſerung ihrer Sprache wendeten. Oftmals ſagte er, es ſey höchlich zu bewundern, daß wir dem Exempel der Franzoſen nicht nachfolgeten, welche ſich ſo ſehr angelegen ſeyn ließen, durch aufgerichtete Geſellſchaften, ihre Sprache immer zu größerer Richtigkeit und Zierlichkeit zu bringen; und dieſes um ſo viel mehr, da wir ſonſt gewohnt wären, in Kleidungen und Speiſen, im Spielen, Tanzen und anderen Dingen, dieſem eiteln Volke nachzuäffen. Und ob ihm gleich der Fleiß einiger Gelehrten ſehr wohl gefiel, den ſie für ſich, inſonderheit

heit auf die Verbeſſerung ihrer Mutterſprache, wendeten: ſo glaubte er doch, daß dadurch ſo viel nicht ausgerichtet würde; weil Hofleute und andere, nach denen man ſich in dieſer Sache richtete, alle Verbeſſerungen als Schulgrillen anſähen, ob ſie gleich höchſtvernünftig wären. Daher wünſchte er, daß einige Gelehrte, die hierzu geſchickt wären, eine Geſellſchaft unter ſich aufrichten möchten, in welcher ſie, unter der Beyhülfe und dem Schutze großer Herren, mit vereinigten Kräften, an Verbeſſerung der deutſchen Sprache arbeiten, und dasjenige, was noch unrichtig und zweifelhaft iſt, zur Richtigkeit und Gewißheit bringen möchten. Hiervon hat er einesmals ſeine Gedancken einem vornehmen Manne eröffnet: von welchem er auch angeſtrichet worden, an einen hohen Bedienten eines gewiſſen Hofes deswegen zu ſchreiben. Ja ich habe noch einige Blätter in Händen, darauf mein Vater etwas entworfen, welches zur Verbeſſerung unſrer Sprache gereichet. Er unterſtund ſich niemals, etwas zu ändern, ob er gleich Urſache dazu hatte: wenn dasjenige, was bishero gebräuchlich geweſen, nur einigen Grund zu haben ſchien. Seine Meynung war, es ſtünde niemanden frey, etwas wider den Gebrauch in einer Sprache einzuführen: und wenn iemand ſolches thäte, ſo müſſe er ſichs nicht verdrießen laſſen, wenn er von anderen als ein Grillenfänger deswegen ausgelachet würde. Daher ließ er ſich die Meynung derer niemals gefallen, welche die ſelbſtſtändigen Nennwörter im Anfange mit kleinen Buchſtaben ſchreiben; als wovon man keine gründliche Urſache geben kann.

Ich gerathe gar zu weit von meinem Zwecke, wertheſte Tadlerinnen, Euch nämlich auf Eure Fragen zu antworten. Wiſſet daher ferner, daß mir mein Vater, nachdem ich die Grundſätze der deutſchen Sprache gefaſſet hatte, die auserleſenſten Bücher in die Hände gegeben, und dabey anbefohlen hat, nicht nur auf die Worte und derſelben Zuſammenfügung, ſondern auch auf die Rechtſchreibung Acht zu haben. Dieſem nun zu folge, habe ich viele von denen Schriften geleſen, welche Ihr in Euren Blättern vor anderen angeprieſen. Jedoch kann ich nicht leugnen, daß ich aus des ſeligen Luthers deutſch überſetzter Bibel, wie auch aus ſeinen anderen Schriften, den größten Nutzen gehabt. Kann

gleich

gleich seine Zusammensetzung der Worte bisweilen verbessert werden: so ist doch die Schreibart überaus hoch zu schätzen, sowohl was die Reinigkeit, als die Zierde der guten und alles wohl ausdrückenden Redensarten anbetrifft. Des bekannten Erasmus Franciſci, und des Herrn von Seckendorfs deutsche Schriften habe ich ebenfalls mit Nutzen und Vergnügen durchgelesen. Aus diesen Büchern habe ich die Fehler, die mir anhiengen, nach und nach vermeiden gelernet. Noch mehr aber hat es mir geholfen, daß mein Vater dasjenige, was ich schriftlich aufgesetzet hatte, verbessert, mir die Fehler gezeiget, auch gewiesen hat, wie sie in Zukunft zu vermeiden wären. Weil Ihr mir die Erlaubniß gegeben, Euch von meinem Vater zu schreiben: so werdet Ihr nicht übel nehmen, geliebteste Tadlerinnen, daß ich noch folgendes beyfüge. Wohlgeschriebene historische Bücher tragen, nach seiner Meynung, wo nicht das meiste, doch gewiß sehr viel zur Verbesserung der deutschen Schreibart bey: weil sie, in Ansehung der Sachen, davon sie handeln, von iedermann gern gelesen werden. Er lobt die klugen Römer, welche ehemals ihre Thaten rein, zierlich und deutlich beschrieben, und dadurch anderen Völckern ein löbliches Exempel zur Nachfolge hinterlassen haben. Deswegen hält er dafür, daß diejenigen Geschichtschreiber, welche die Historie mit einer reinen und deutlichen deutschen Schreibart abgefasset, sich um ihre Muttersprache sehr verdient gemacht haben. Ich lese daher, anstatt der Romane, deutsche Historienschreiber: wiewohl die wenigsten so beschaffen sind, daß sie, in Ansehung der Schreibart, mit Zieglern zu vergleichen wären; dessen täglicher Schauplatz der Zeit, und historisches Labyrinth, von allen, die der deutschen Sprache kundig sind, gerühmet werden. Es kommen iezo unzählige historische Schriften heraus, darinnen man keine bessere Schreibart antrifft, als wie sie in den schlechtesten Zeitungsblättern befindlich ist; deren Verfasser sich das Gesetz gemacht zu haben scheinen, durchaus die deutsche Sprache zu verstümmeln. Hiernächst bemerke ich den Fehler, daß viele, in ihren Schriften von der politischen Historie, sich einer Schreibart bedienen, die den Leser zum Lachen bewegt. Wie wenig sich aber dieses zu so wichtigen und ernsthaften Dingen schicke: das über-

lasse

lasse ich anderen zu beurtheilen. Ich zum wenigsten halte dieses für etwas Unanständiges, und glaube, daß die Verfasser sich deswegen diese Weise gefallen lassen, daß ihre historische Blätter desto besser abgehen, und bey einfältigen Leuten, die gern immer etwas Lustiges haben wollen, eben so beliebt seyn mögen, als der wohlgebuckelte Staatsbothe, der bey dem Pöbel so manches Gelächter zu verursachen pfleget. Diese lächerliche Schreibart wird auch in anderen Schriften, von ernsthaften Materien, zuweilen gebraucht. Als ich neulich eine gewisse Vorrede las, welche manch feines Sprüchelchen, wiewohl nicht ohne Pralerey, in sich hielt, und darinnen ein Altweibergleichniß nach dem andern erblickte: so erweckte das abgeschmackte Wesen desselben, anstatt des Gelächters, einen solchen Verdruß in mir, daß ich das Buch mit Ekel aus den Händen warf. Ein mehrers mag ich davon nicht beyfügen: weil Euch dergleichen Exempel nicht unbekannt seyn können. Seyd daher so gütig, wertheste Freundinnen, und verweiset Euren Lesern diese Fehler, damit sie sich hinführo dieser lachenswürdigen Schreibart enthalten, und in ernsthaften Sachen ernsthaft schreiben lernen. Nebst denen, welchen hieran gelegen ist, werdet Ihr diejenige aufs neue verbinden, die sich mit Eurer Erlaubniß beständig nennet

Saal-Athen, den 26. Nov. 1725.

Eure
dienstergebenste Freundinn
Marilis.

Unsre geschickte Correspondentinn ist uns also nichts von demjenigen schuldig geblieben, was wir auf der letzten Seite des neun und dreyßigsten Stückes von ihr zu vernehmen gewünschet. Die Lehrart, welcher sich ihr Herr Vater bedienet hat, gefällt uns so wohl, daß wir sie allen denen anpreisen, die entweder ihre Kinder, oder ihre Untergebene, in der deutschen Sprache unterweisen wollen. Es ist freylich wahr, daß unzählige Bücher, auch sogar derer, die Poeten heißen wollen, mit den gemeinsten Fehlern der pöbelhaften Mundart angefüllet

füllet ſind. Sie ſchreiben ſo unrichtig, als Laſtträger, Holzhacker und Schubkärner zu reden pflegen, und meynen doch wohl, daß ſie dermaleins Autores Claſſici der deutſchen Sprache heißen werden.

Kein Menſch wird klug gewiegt, noch ohne Schellen jung.

ſchreibt Günther vom Verſtande des Menſchen; und wir können hier von der Sprache mit eben ſolchem Rechte ſagen: Kein Deutſcher wird als ein Meiſter in ſeiner Mutterſprache an die Welt gebohren; und kein Land, keine Stadt iſt zu finden, da nicht die gemeine Sprache verſchiedene Fehler haben ſollte. Dieſe nun muß derjenige, der ſich unter die Zahl der Scribenten waget, zuvor erkennen und vermeiden lernen; nicht aber einem wilden Vogel gleich werden, der da ſingt, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. Ein anders iſt es, guten Freunden ein Paar luſtige Schwänke erzählen; ein anders aber, eine Schrift verfertigen, die den Beyfall der klugen Welt erhalten ſoll. Man muß allerdings auch Regeln zu Rathe ziehen, wenn man ſeine Gedanken richtig ausdrücken will. Und weil dieſes die meiſten Bücherſchreiber nicht gethan haben: ſo iſt es leicht zu erachten, warum man ſo wenig Schriften hat, die man als Muſter in unſrer Mutterſprache aufweiſen kann.

Daß unſre geſchickte Marilis an Zieglers Schriften einen Geſchmack findet, zeiget von ihrer guten Beurtheilungskraft. Wir haben auch die ſogenannte aſiatiſche Baniſe ſonſt aus keiner andern Urſache zum Leſen vorgeſchlagen, als weil ſie aus der Feder dieſes großen Mannes gekommen. Sind gleich dieſe beyden Bücher nicht von allen Fehlern frey: ſo wird man doch aus dem vorigen Jahrhunderte nicht leicht was beſſers aufzuweiſen haben. Es iſt auch wahr, daß wir

wenig

wenig Hiſtorienſchreiber haben, die demſelben in der reinen Schreibart gleich zu ſchätzen ſind. Der einzige Pufendorf ſcheint ſich noch vor anderen zu unterſcheiden. Er ſchreibt deutlich, nachdrücklich und kurz, welches die Haupttugenden einer hiſtoriſchen Schreibart ſind: aber er hütet ſich nicht genug vor den ausländiſchen Redensarten; beobachtet auch die richtige Wortfügung im Deutſchen nicht ſattſam. Die europäiſche Fama hat auch allezeit den Ruhm einer guten Schreibart gehabt; ja, meiner Meynung nach, bis anher beybehalten: wie ich denn nicht leugnen kann, daß ich, in Leſung etlicher Jahrtheile derſelben, den Geſchmack von einem wohlgeſchriebenen deutſchen Buche beſtärket, dazu ich ſchon vorhin aus anderen Schriften den Grund geleget hatte. Wir haben unlängſt von einem ſächſiſchen Edelmanne, dem Herrn von Bünau, die Hiſtorie von Kaiſer Friederich dem Erſten bekommen, die für ein Meiſterſtück der hiſtoriſchen Schreibart zu halten iſt. Es iſt auch neulich eine Lebensbeſchreibung des letztverſtorbenen rußiſchen Kaiſers, Peters des Großen, in Leipzig herausgekommen, die, was die Schreibart anlanget, vielen Ruhm verdienet. Sonſt weiß ich mich auf keinen Geſchichtſchreiber zu beſinnen, der nicht der gemeinen Gewohnheit der Zeitungsſchreiber gefolget wäre. Dieſe Herren werden endlich eine ganz neue kauderwelſche Sprache aufbringen, die weder deutſch noch lateiniſch, weder franzöſiſch noch italieniſch, ſondern ein Zwitter und eine ſeltſame Misgeburt iſt: die uns nicht nur lächerlich, ſondern ganz abſcheulich vorkommen würde; wenn wir ſie nicht täglich vor Augen hätten, und ſie alſo ſchon gewohnt wären.

Daß ferner unſre Correſpondentinn den theuren Luther wegen ſeiner Schreibart lobet, das gereichet zu unſerm beſondern Vergnügen. In Wahrheit, Deutſchland hat an

dieſem trefflichen Manne nicht nur einen eifrigen Gottesgelehrten, ſondern auch in vielen anderen Stücken was Groſſes gezeuget. Zu ſeiner Zeit hat alles ein andres Anſehen gewonnen, und er ſelbſt hat das meiſte dazu beygetragen. Die deutſche Sprache hat ihm inſonderheit viel zu danken. Er war der erſte gute Poet und Redner in Deutſchland, der in ſeiner Mutterſprache alle ſeine Vorgänger weit hinter ſich gelaſſen hat. Wie ſehr er auf die Reinigkeit darinnen geſehen: das iſt aus ſeinen Schriften hin und wieder abzunehmen. Ich erinnere mich, eine Stelle geleſen zu haben, wiewohl ich ſie ietzo beym Nachſchlagen nicht finden kann, wo er von der Ueberſetzung des Spruches: Weſſen das Herz voll iſt, deß geht der Mund über, handelt (*). Es hatte ihm iemand den Einwurf gemacht, daß er gar zu ſehr von dem Grundtexte abgewichen ſey; nach welchem es vielmehr hätte heißen ſollen: Aus der Fülle des Herzens reden. Ich kann es aber nicht ſagen, mit was für einer Lebhaftigkeit, und mit welchem Eifer er ſeine Ueberſetzung vertheidiget: indem er deutlich darthut, das dieſes undeutſch, und folglich für einen, der nichts als ſeine Mutterſprache verſteht, unverſtändlich: jenes aber der Natur unſrer Sprache gemäß, ſehr nachdrücklich, und doch an der Bedeutung eben ſo viel geſaget ſey. Da man aber nicht leugnen kann, daß nicht in zweyhundert Jahren eine ziemliche Veränderung in unſrer Sprache ſollte vorgegangen ſeyn; wie denn auch die älteſten Bibeln, ſowohl im Abſehen auf die Rechtſchreibung, als in anderen Stücken, von den heutigen ſehr unterſchieden ſind: alſo überlaſſe ich es den Schriftgelehrten zu entſcheiden, ob man ſich bey neuen Auflagen derſelben ein Gewiſſen machen ſolle, etwa ein Wort, nach

(*) S. ſein Sendſchreiben vom Dollmetſchen, welches in der Crit. Beyträge XXX Stücke mit eingerückt worden, auch ſonſt einzeln gedruckt zu haben iſt.

nach der Lieblichkeit unſrer heutigen Mundart, auf eine andre Stelle zu ſetzen, als es Luther, nach ſeiner damaligen Art, geſetzet hat; oder irgend ein altgewordenes mit einem gewöhnlichen zu verwechſeln. Ich enthalte mich, Exempel davon anzuführen, damit man mich nicht eines gegebenen Aergerniſſes beſchuldigen köune.

Was die Geſellſchaften anlanget, die zur Verbeſſerung unſrer Mutterſprache geſtiftet werden ſollten: ſo wird es wohl allem Anſehen nach bey lauter Vorſchlägen bleiben (*). Indeſſen wüßte ich noch ein Mittel, wodurch, in Ermangelung eines beſſern, unſere Landesleute gereizet werden könnten, ſich auf eine gute Schreibart zu befleißigen. So lange Könige und Fürſten keine Belohnungen darauf ſetzen: ſo lange muß die Ehre an ſtatt eines Sporns dienen. Ich meyne, die Verfaſſer der Monatſchriften ſollten nur anfangen, diejenigen Scribenten öffentlich zu rühmen, die ſich in dieſem Stücke von anderen unterſcheiden. Und hierzu wäre niemand geſchickter, als die Verfaſſer der gelehrten Zeitungen, und der deutſchen Geſchichte der Gelehrten in Leipzig; welche nicht nur ſelbſt ihre Mutterſprache vollkommen inne haben, ſondern auch eben deswegen von anderen ein gründliches Urtheil zu fällen wiſſen.

Die Begierde einiger Scribenten, was Luſtiges zu ſchreiben, kann niemals abſcheulich genug vorgeſtellet werden. Ich weiß es zwar, daß nicht alle Leſer wie Cato geſinnet ſind. Der weinende Heraklitus hat lange nicht ſo viel Söhne und Nachfolger, als der lachende Demokritus. Ein Scribent

(*) Damals war nämlich mit der deutſchübenden poetiſchen Geſellſchaft in Leipzig diejenige Veränderung noch nicht vorgegangen, dadurch ſie 1729, und in den folgenden Jahren, ſo viel Aufſehens in Deutſchland machte; und faſt auf allen hohen Schulen deutſche Geſellſchaften erweckte, die auch zum theil höhern Schutz und Beyſtand gefunden haben.

ist auch einigermaßen befugt, sich nach seinen Lesern zu richten: aber er muß doch in allen Dingen Maaß halten können, und den Wohlstand zu beobachten wissen. Abraham von Sancta Clara scheuet sich nicht auf der Kanzel, die ärgerlichsten Zoten zu reißen. Man lasse dem Pabstthume diese Lustigmacher; sonderlich in ernsthaften Materien. Wer wird einem achtzigjährigen Greise einen Harlekinsrock anziehen? Aus der Bemühung, immer lustig zu schreiben, entsteht endlich eine Unfläterey. Denn wenn der Scribent entweder nicht viel sonderliche Einfälle hat, oder sich schon erschöpfet hat: so verfällt er endlich auf garstige und ehrbaren Ohren ganz unleidliche Zoten. Ein neues Muster hat neulich Agrippina abgegeben. Sie ist uns mit so unverschämten und abscheulichen Reden aufgeführet worden, daß auch freche Gemüther dafür gehalten, man hätte diese unkeusche Person entweder gar nicht vorstellen; oder doch ein wenig bescheidener sollen reden lassen.

Phyllis.

Das

Das III Stück.

Den 18 Jenner, 1726.

Pietsch.

Wer sich an geile Flammen hält,
Den muß die wilde Brunst verzehren.

Cynthia ist eine Braut, und wird ehestens Hochzeit haben. Ihr Bräutigam ist Briontes, ein Mann, dessen äußerliche Gestalt so angenehm und liebenswürdig, als Cynthia selber ist; und dessen Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit den größten Reichthümern, wenigstens bey Vernünftigen, den Vorzug benimmt. Ohne Zweifel ist in diesen kurzen Worten eine Beschreibung eines ganz vollkommenen Paares begriffen, und ich habe kaum von dem Neide selbsten zu besorgen, daß er mir selbige streitig machen werde. Daß ich von dem Bräutigam nicht zu viel geschrieben, das wird ein ieder in unsrer Stadt inne werden; wenn er herkommen und die Eheverbindung wirklich vollziehen wird. Daß aber Cynthia schön, und dabey tugendhaft sey, das werden unsere Herren Studenten bezeugen, die sich des erstern wegen die Mühe gegeben, des Tages wohl zehnmal vor ihrem Fenster den Hut abzuziehen; und doch, des andern halber, selbst gestehen, daß alle ihre Höflichkeit ihnen nichts mehr, als ein höfliches Bedanken, von ihr zuwege gebracht habe.

Wer da bedenket, welch eine seltsame Sache es ist, daß junge Mannspersonen von der Tugend eines Frauenzimmers

ein gutes Zeugniß ablegen, der wird leicht schließen können, wie wohl sich unsre Cynthia aufgeführet haben müsse. Ich selbst habe mich oft darüber verwundert. Sind auch wohl viele Schönen bey uns zu finden, denen nicht das gemeine Geschrey einen, oder auch wohl etliche Buhler zueignen sollte? Höret man nicht alle Gelegenheiten erzählen, bey welchen sie ihre Liebe zu stiften, oder zu unterhalten suchen? Der eine läßt sich mit seiner Geliebten zu Gevattern bitten, stellet sich mit kostbaren Geschenken ein, und bekömmt dadurch eine nicht geringe Stuffe in ihrer Gewogenheit. Der andre ist unermüdet, seiner Schönen mit Nachtmusiken aufzuwarten. Der dritte zieht in ein Haus, wo seiner Gebietherinn Verwandte wohnen, um daselbst mit ihr in Bekanntschaft zu gerathen. Der vierte stellet sich in der Kirche auf einen Platz, wo er sie allezeit im Gesichte haben kann. Der fünfte ruft des Nachts vor ihrem Fenster einmal übers andre: Es lebe Mademoiselle N. N. Der sechste sucht sein Glück bey einer Geliebten zu erhaschen, wenn sie sich durch Landreisen eine Veränderung machet. Oefters wird einer seiner Schönen, die sich nicht zu seinem Zwecke bequemen will, überdrüßig, und überreichet der Magd einer andern Venus mit der tiefsten Ehrenbezeugung ein Briefchen, um selbiges seiner Geliebten zuzustellen. Und wer kann alle diese Dinge erzählen? die man auch deswegen leicht aus der Acht läßt, weil sie täglich vorkommen, und also für nichts sonderlichs mehr gehalten werden.

Cynthia indessen ist von allen solchen Historien bisher frey geblieben. Ihre Schönheit hat ihr Verehrer genug zuwege gebracht. Durch ein sprödes und hochmüthiges Wesen hat sie sich keinen einzigen zum Feinde gemacht. Allen, die sie gegrüßet haben, hat sie mit gleicher Leutseligkeit gedanket. Keiner hat aus ihren Geberden eine Verachtung seiner Per-

son,

ſon, aber auch niemand eine beſondere Zuneigung ſpüren können. Sonſt iſt ihre Lebensart ganz ſittſam und eingezogen geweſen, und ihren Aeltern hat es nicht mehr als einen Wink gekoſtet, dieſelbe in dieſem ſchönen Gehorſame, den ſie von ihr gefordert, zu erhalten, und ihrem jüngern Geſchwiſter ein löbliches Exempel zu geben. Dieſes iſt es, was ich von unſrer Cynthia mit Grunde der Wahrheit melden kann.

Man ſehe hierbey, ob nicht das bekannte Sprüchwort eintrifft, daß ein ieder ſeines eigenen Glückes Meiſter ſey. Wie manches Frauenzimmer klaget, daß man ſie in einen ſo üblen Ruf bringet? Sie beſchweret ſich über die böſen Mäuler, die ſie in allen Geſellſchaften läſtern: ſie bedenket aber nicht, daß ſie ſelber Schuld daran hat. Wäre nur ihr ganzer Wandel unſchuldig, ihr Bezeugen gegen alle und iede Menſchen tugendhaft, ihre Geſellſchaft auserleſen, und in keinem übeln Verdachte: ſo würde ſich entweder der Neid ſchämen, Dinge von ihr zu erdichten, die weder Grund noch Schein haben; oder wenn ja die Bosheit auch alle Unſchuld aus den Augen ſetzte, ſo würde doch die Erzählung bey Verſtändigen ihre Unwahrheit bald verrathen, und folglich ihre Kraft verlieren. Allein die rechte Behutſamkeit in der Aufführung eines Frauenzimmers iſt keine ſo leichte Sache, als ſich manche einbilden: es gehöret eine beſondre Auferziehung, ein beſondrer Verſtand, und eine wahrhafte Tugend dazu. Wo eines von dieſen Stücken fehlet: da geſchieht leicht etwas, welches die Läſterung mit beyden Händen ergreift, und durch die Gaſſenfama ſo lange herumwälzet, bis aus einem kleinen Balle ein großer Schneehaufen wird. Denn auf dieſe Weiſe verlieret manches Frauenzimmer ſeinen guten Namen, und mit demſelben auch vollends das Ueberbleibſel von der Tugend: zum wenigſten wo ſie darinnen nicht wohl geſetzet iſt.

Die kleinen Töchter der wollüſtigen Geilartinn ſehen, daß ihre Mutter zwar gegen alle Mannsperſonen, nur gegen ihren Vater nicht, verliebt thut. Sie werden von derſelben angeführet, keinem einzigen einen Kuß zu wehren. Sie hören hundertmal von ihrer Mama ſagen, was dieſes für ein charmanter Kerl; was jenes für ein reicher Cavalier ſey, der einem Frauenzimmer ſchon was zuwenden könnte: wenn ſie ſich nur darnach zu verhalten wüßte. Bey ſolchen Dingen wachſen ſie auf: ja ehe noch ihre Perſon die völlige Größe erlangen wird, wird ihre Eitelkeit ſchon vollkommen ſeyn. Sie werden dem Exempel ihrer Mutter folgen, und ſo viel verliebte Streiche machen, daß ein ganzer Roman davon geſchrieben werden könnte.

Simplicia iſt einfältig von Natur, hat ſich auch durch ihren Fleiß keinen ſonderlichen Verſtand zuwege zu bringen gewußt. Sie iſt daher unvermögend, auf alle ihre Handlungen Acht zu haben. Sie denkt oft nur höflich zu ſeyn, und macht es ſo, daß ſie ein ieder für verliebt anſieht. Oft will ſie ehrbar thun, und erwirbt ſich den Namen eines ſtolzen Thieres, welches ſich ſelbſt nicht kennet. Sie denkt, ein Herr, der ein Kleid mit Golde trägt, ſey vornehmer, als ein andrer, der ſein Geld in der Taſche, und nicht auf den Knopflöchern hat: darum machet ſie ihm ein tiefer Compliment, als ſeinem Cameraden. Bey beyden aber entſteht daraus eine üble Meynung von ihr. Der verbrämte Junker denkt, ſie ſey in ihn verliebt; der andre glaubt es auch, und trägt ſie in der ganzen Stadt aus. Giebt ſie dem Anſuchen des erſtern nicht Gehör: ſo wird er gewiß ihr Feind, der ſodann niemals was Gutes von ihr ſprechen wird. Höret ſie ihn aber: ſo iſt es noch ärger für ſie. Denn zu geſchweigen, daß ihre Tugend Gefahr läuft: ſo wird auch ihre wenige Liſt niemals zulänglich ſeyn, die Wahr-

heit

heit vor den Luchsaugen ihren Nachbarn, Freunde und Feinde, sorgfältig genug zu verbergen.

Astuta hat eine gute Auferziehung gehabt: allein ihre Mutter ist ihr zu früh gestorben. Sie ist nicht mehr jung, daher hat sie, durch eine lange Erfahrung, ihren von Natur fähigen Kopf in solche Falten gerückt, daß Unvorsichtige ihr verschmitztes Wesen für eine wahre Klugheit ansehen. Diese aber ist niemals ohne eine rechtschaffene Tugend, und daran fehlt es eben der Astuta. Sie wendet allen ihren Verstand an, ihren guten Namen unverletzt zu erhalten: allein weil sie den Grund davon nicht in der Wahrheit, sondern nur in leeren Beredungen anderer suchet: so kann sie doch ihres Wunsches nicht theilhaftig werden. Sie mag ihre kleine Liebeshändel so heimlich anstellen, als sie will: man erfährt doch etwas davon. Man weiß ein langes Register von ihren Verehrern zu erzählen, darunter Grafen, Barons, von Adel und Bürgerliche gewesen. Man weiß, was für Geschenke sie von denselben angenommen: und dieses allein würde sie schon verdächtig machen; wenn man gleich sonst nichts mehr erfahren hätte. Die Leute wissen, wie gefährlich es für ein Frauenzimmer ist, sich beschenken zu lassen: man spricht, es geschieht nichts umsonst. Das Gold hat eine sehr große Kraft. Wer weiß, ob die Fabeln der Alten dieses nicht gemeynet haben: wenn sie erzählen, daß Jupiter sich in einen goldenen Regen verwandelt habe, als er die schöne Danae zu seinem Willen bewegen wollen? Ich schweige aber der Händel und Schlägereyen, die unter ihren Buhlern vorgegangen: denn aus dem, was ich angeführet habe, kann man schon gnugsam abnehmen, daß Astuta, durch alle ihre vermeynte Klugheit, das Glück eines guten Namens nicht erlangen können, welches Cynthia durch eine ungeheuchelte Tugend erhalten hat.

Ich

Ich weiß wohl, daß die meiſten Jungfern (wo wir anders noch einige unter uns haben: denn ſeit einer geraumen Zeit haben wir lauter Demoiſelles bekommen; und manche würden es für ein Schimpfwort annehmen, wenn man ſie Jungfern nennen wollte): ich weiß wohl, wollte ich ſagen, daß das meiſte Frauenzimmer ſo ſcharf auf ihren guten Namen nicht dringt. Sie halten ſolche Reden der Leute von ſich, für nichts böſes. Weiß man nichts mehr von mir zu ſagen, heißt es, als dieſes: ſo mache ich mir keinen Kummer! Das ſind Galanterien, die man keinem Mädchen aufmutzen muß. Deswegen bleibt man doch ehrlich. Ein akademiſches Frauenzimmer iſt freylich keine Nonne: was will man uns denn für Ordensregeln vorſchreiben? O! wenn man mir nichts ärgers nachzuſagen weiß, als daß ich viel Anbether habe, von etlichen darunter einige Geſchenke bekomme; ihnen zuweilen eine kleine Gefälligkeit erweiſe; mit iemanden ſpazieren fahre, u. ſ. w. ſo laſſe ich mir deswegen keine grauen Haare wachſen! Mein ehrlicher Name bleibt mir deswegen doch ungekränkt.

Die ſo geſinnet ſind, die will ich ſehr gern bey ihrer Meynung laſſen, ihnen aber nur eine gewiſſe Begebenheit erzählen, die vor wenig Jahren bey uns vorgegangen. Ein gewiſſer Gelehrter kam von einer fremden Univerſität zu uns, in dem Vorhaben, ſich hier zu ſetzen, welches ihm auch wirklich gelungen iſt. Er mochte vielleicht ſonſt einen unſchuldigen Umgang mit Frauenzimmer gehabt haben; ſah ſich aber an einem fremden Orte aller Gelegenheit beraubet, dieſes Vergnügens theilhaftig zu werden. Doch ward er in kurzem von ohngefähr mit einer Schönen bekannt, die er zwar öfters im Fenſter geſehen hatte: aber, bey ſeiner eingezogenen Lebensart, hatte er nicht viel Nachricht von ihrer Aufführung einziehen können. Er ſprach ſie ein oder zweymal in Geſellſchaft anderer Leute;

und weil ſie wohl zu reden wußte, auch zu verſtehen gab, daß ſein Beſuch ihren Aeltern nicht unangenehm ſeyn würde: ſo ſetzte er ſich vor, bisweilen eine müßige Nachmittagsſtunde in ihrer Geſellſchaft zuzubringen. Als er dieſes zum erſtenmale that, verfielen die Geſpräche unter anderen auf Romane, Arien, Briefe und dergleichen Dinge. Von den erſten bekannte das Frauenzimmer, daß nicht ein einziger deutſcher Roman zu finden ſey, den ſie nicht geleſen hätte; ja daß ſie bisweilen des Nachts, im Bette liegend, ſo lange über dieſer Arbeit beſchäfftiget geweſen, bis ihr Vater gekommen, und ihr das Licht ausgelöſchet hätte. Von Arien geſtund ſie, daß ſie eine große Liebhaberinn davon wäre: weswegen ſie ſich auch ein beſondres Buch dazu machen laſſen, welches ſie ihm zugleich überreichte, mit dem Begehren, ihren kleinen Vorrath durch etliche neue zu vermehren. Von Briefen ſagte ſie zwar, daß es einem Frauenzimmer nicht anſtünde, dergleichen an Mannsperſonen zu ſchreiben: dieſe hergegen könnten ihren Schönen viel Vergnügen dadurch verurſachen. Dieſes alles brachte dem ehrlichen Sincerander, ſo will ich dieſen Gelehrten nennen, ſchon einen kleinen Verdacht von der Tugend dieſer Libertina bey. Er nahm indeſſen ihr Arienbuch, und gieng nach Hauſe. So viel Blätter er in demſelben umwandte, ſo viel Namen von ihren vormaligen Liebhabern fand er in demſelben. Alle Arien waren die verliebteſten Seufzer von der ganzen Welt. Jede Zeile war mit lauter engliſchen Schönheiten, überirdiſchen Vollkommenheiten, Sonnenaugen und Corallenlippen, Schneegebürgen und Atlashänden angefüllet: und tauſend Eide verſicherten ſie, ihre Gewogenheit mit einer ewigen Verſchwiegenheit und Treue zu vergelten. Dieſes alles öffnete dem Herrn Sincerander einigermaßen das Verſtändniß. Er ſchrieb zwar einige gleichgültige Verſe,

die

die er längſt fertig gehabt, hinzu: nahm aber allenthalben Gelegenheit, wegen der Lebensart dieſer ihm allbereit verdächtigen Libertina, nachzufragen. Was er nun von ihr für Nachrichten bekommen: das wird man aus folgendem Schreiben erſehen, welches er ihr, nebſt ihrem Arienbuche, überſchickte:

Meine Jungfer!

Es iſt das erſtemal, daß ich ſie mit einem Schreiben beſchwere; aber auch zugleich das letzte: denn ich ſuche mich darinnen für dero bisherige obwohl kurze Freundſchaft zu bedanken. Sie können mich deswegen keiner tadelhaften Unbeſtändigkeit beſchuldigen. Ich bin der ehrliche Sincerander, der nichts anders ſaget, als was er gedenket. Vormals hielt ich dero Perſon und Eigenſchaften hoch: darum ſagte ich ihnen ſolche Dinge vor, die ſie mir ſelbſt als Schmeicheleyen vorrückten; die ich aber anietzo, als Irrthümer, wiederrufe. Beydes zeuget von meiner Aufrichtigkeit. Es iſt gewiß, daß ich mich verändert habe; allein, es iſt beſſer unbeſtändig, als unvernünftig zu ſeyn. Kömmt ihnen mein Verfahren fremde vor: ſo thue ich ihnen die Urſache deſſelben zu wiſſen. Es iſt mir bisher weit anders gegangen, als es anderen Verehrern des Frauenzimmers zu gehen pfleget. Dieſe empfinden allezeit das gröſſeſte Vergnügen, wenn man die Namen ihrer Schönen nennet. Mir aber wird angſt und bange, wenn irgend in einer Geſellſchaft an dero Perſon gedacht wird. Ich muß allezeit beſorgen, daß ich noch ärgere Begebenheiten von ihnen erfahren werde, als ich ſchon vorhin gehöret habe. Dieſe Qual wäre mir unerträglich: wenn ich ſie nicht ſo leicht los werden könnte. Ich darf mich ja nur inskünftige ihres Umganges entſchlagen: ſo werde ich alles, was man von ihnen erzählet, mit einer vollkommenen Unempfindlichkeit anhören können. Dieſes fällt mir um ſo viel leichter: da ich erſtlich im Anfange ihrer Bekanntſchaft begriffen bin. Daß ich es nicht weiter darinnen gebracht habe: das hat, wie ſie wiſſen, bloß an mir gelegen. Wo eine eigennützige Liebe dem Meiſtbiethenden feil ſteht: da wäre es ja ein leichtes geweſen, dieſelbe durch eben die Wege zu erlangen, wodurch ſie anderen zu Theil geworden. Allein, wenn ich ja wünſchen ſollte, iemals geliebet zu werden: ſo würde ich

auf

auf keinen Nebenbuhler ſo eiferſüchtig ſeyn, als auf mein Geld; damit nicht etwa daſſelbe mehr, als ich ſelbſt, geliebet würde. Können ſie gleich in ihrem Buche einige Arzen von meiner Arbeit aufweiſen: ſo werden ſie doch vermuthlich darinnen nichts vortheilhaftes für ſich antreffen. Sie ſind nicht nur aus einem ganz andern Affecte geſchrieben, als die vorhergehenden; ſondern auch lange zuvor fertig geweſen, ehe ich gewußt, ob ſie, meine Jungfer, unter den Lebendigen anzutreffen wären? Eins reuet mich noch, daß ich ihnen nämlich letztens die Hand geküſſet. Doch, ſie können ſich einbilden, daß dieſes zum Abſchiede geſchehen ſey. Ich vermuthe nicht, daß ihnen dieſe Zeitung eine Betrübniß verurſachen werde. Sie haben wohl eher einen Buhler vergeſſen, der doch ſolches von ihnen nicht gewünſchet hat. Hier wird es dieſelben weit leichter ankommen: angeſehen ſie ſelber darum erſuchet Dero

vormaliger Freund
Sinceranden.

Ich habe dieſe kleine Hiſtorie nach allen Umſtänden erfahren können: weil Sinceranden nunmehro in meine Familie geheirathet, und dieſelbe mehr als einmal erzählet hat. Ich habe ſie aber mit Fleiß ſo weitläuftig hieher geſetzet, damit meine Mitſchweſtern ſehen möchten; wie auch dasjenige, was ſie für bloße Galanterien halten, ihnen oftmals an ihrem Glücke hinderlich fallen kann. Libertina hätte ſonder Zweifel eine Ehgattinn des vernünftigen Sinceranders werden können: wenn man nicht ſo viel von ihr zu ſagen gewußt hätte, wodurch ſeine Hochachtung gleich von Anfang erſticket worden. Nun überlaſſe ich es einer ieden zu bedenken, ob ſie lieber lebenslang, bis in ihr hohes Alter, eine galante Jungfer heißen; oder durch eine tugendhafte Aufführung beyzeiten eine glückliche Heirath treffen wolle?

Iris.

****

Das IV Stück.

Den 1 Februar, 1726.

Günther.

Bin ich nur bey mir verſichert, daß ich nach Vernunft gethan:
Hör ich andrer ſtolzes Bellen mit gelaßner Demuth an.

Strick, Meſſer, Giſt und Feuer her, die gottloſen Tadlerinnen endlich einmal zur verdienten Strafe zu ziehen! Ihre Verwägenheit wird täglich größer! Ihre Schmähſucht nimmt gar zu ſehr Ueberhand. Wie? iſt doch die Unſchuld und Tugend ſelbſt nicht mehr vor ihnen ſicher! Sie wagen ſich an alles, und ſpeyen ihre Läſterungen ſo unbedachtſam aus, daß ſich der Himmel darüber entſetzen möchte.

Was dünkt euch, ihr lieben hälliſchen Mitbürger und Mitbürgerinnen? Sind dieſes nicht in den nächſtverfloſſenen Wochen eure Urtheile von uns geweſen? Habt ihr uns nicht in allen euren Geſellſchaften auf das heftigſte angeklaget, und unerhörter Sachen verdammet? Iris, unſre unſchuldige Mitſchweſter, hat durch ihr letztes Stück Feuer ins Dach geworfen. Nun iſt es um uns geſchehen! Wir ſind verurtheilet; wir ſollen und müſſen mit Gewalt gezüchtiget werden. Weh uns armen Tadlerinnen! Wie wohl hätten wir gethan, wenn wir in dieſem neuen Jahre keine Feder angeſetzet hätten: ſo hätten doch unſere Blätter ein rühmliches Ende genommen.

Allein, erlaubet uns, ihr lieben Mitbürger, erlaubet uns, daß wir euch vor der Vollziehung eures ſtrengen Urtheils unſres

ſtes Herzens Meynung entdecken. Hört doch unſre Vertheidigung zuvor an: ehe ihr den Stab über uns brechet. So ungerecht werdet ihr doch mit uns nicht verfahren? Erlaubet man doch den gröſſeſten Uebelthätern, daß ſie an der Gerichtsſtäte eine Rede halten: ſo werdet ihr ja gegen uns eben dergleichen Billigkeit blicken laſſen; ob gleich wir von eurem Richterſtuhle faſt keine Gnade mehr zu hoffen haben. So leſet denn, aber erwäget auch folgende Anrede, welche wir euch ietzo, vor den Augen von mehr als funfzig berühmten Städten in und außer Deutſchland, zu halten gezwungen werden.

Wir bedauren euch herzlich, wertheſte Mitbürger, daß ihr euch diejenigen Vortheile, die euch von der göttlichen Vorſehung zugetheilet worden, ſo ſchlecht, ſo ſehr ſchlecht zu Nutze gemacht habt! Was war doch unſre Vaterſtadt vor vierzig Jahren? Saget ſelbſt, die ihr ſie zu der Zeit geſehen; ſaget ſelbſt, ob ſie wohl mit ihrem ietzigen Zuſtande nur im Geringſten zu vergleichen geweſen? Ein rauchendes Salzhaus; ein unförmliches Gewirre durch einanderlaufender Schlupfwinkel; ja ein Abſcheu aller Fremden, die ſie von ohngefähr zu ſehen bekamen. Dem glorwürdigen brandenburgiſchen Zepter hat ſie ihr ganzes Glück zu danken. Sobald dieſer ſie zu beherrſchen angefangen, iſt ihre ganze Geſtalt geändert worden. Dieſer hat ſie durch die Stiftung einer hohen Schule zu einem Sitze der Weisheit, zu einer Zierde von Sachſen, zu einem deutſchen Athen gemacht, deſſen Flor von allen ſeinen Nachbarn beneidet wird. Daher entſteht ihr ietziges Glück, Anſehen und tägliches Wachsthum: ja von dem Tage der bey uns aufgerichteten hohen Schule ſollten billig alle Geſchichtſchreiber und Jahrbücher den Urſprung unſrer Vaterſtadt herrechnen.

Schäme dich aber, du unachtſames Halle, ſchäme dich in dein Herz, daß du dich dieſes unſchätzbaren Vortheiles bisher

ſo ſchlecht bedienet haſt! Was nützen dir ſo viele Lehrer der Weisheit und Tugend? Was nützet dir der Umgang mit den Muſen? Was nützet dir eine ſo genaue Verknüpfung, die du mit ſo viel tauſend Gelehrten bisher gehabt haſt? Es iſt uns leid, daß wir an deiner Stelle die Wahrheit ſagen müſſen. Du haſt dich bey dem allen ganz und gar nichts gebeſſert. Biſt du irgend bisher an deinem Verſtande vollkommner, an deinem Willen tugendhafter; oder ſonſt in einem andern Stücke ruhmwürdiger geworden? Urtheileſt du ietzo von Sachen vernünftiger und unparteyiſcher, als vormals? Haſt du dich der ſchändlichen Einfalt und Blindheit des Pöbels entſchüttet? Biſt du begieriger nach der Wahrheit, eifriger im Nachſinnen, beſcheidener im Beurtheilen, vernünftiger im Schließen geworden? Und wenn ich auf die Sitten kommen ſoll; weißt du ietzo beſſer, was gut und böſe, ehrbar und ſchändlich, vernünftigen Menſchen anſtändig, oder beſtialiſch iſt? Und dafern vielleicht unter hunderten einer ſolches wiſſen möchte: ſo ſage mir doch, ob es auch dieſe kleine Zahl wirklich bis zur Ausübung des Guten gebracht habe?

O wie herzlich wollten wir wünſchen, daß dieſe Fragen durchgehends mit ja beantwortet werden könnten! Allein, die Dornen bleiben ſtachlicht: und Halle wird wohl Halle bleiben. Wir ſelbſt können dieſes mit unſeren Exempeln erweiſen. Seit dem wir aus vernünftigen Abſichten bemühet ſind, in wöchentlichen Blättern die bittre Arzney der Tugendlehre, durch einen angenehmen Vortrag, zu verzuckern, und durch die Entblößung der Laſter ihre Sklaven zu beſchämen: ſo iſt es uns ſo gegangen, wie Salomo ſchreibt: Wer den Spötter züchtiget, der muß Schande auf ſich nehmen, und wer den Gottloſen ſtrafet, der muß gehöhnet werden. Und anderswo: Ein Fauler dünket ſich weiſer, denn ſieben, die

da

da Sitten lehren. Iſt doch kein einziges von unſeren Papieren ans Licht gekommen, darüber nicht eine Menge ungereimter Urtheile und boshafter Erklärungen gemachet worden wären.

Man lieſet mehr als ſteht, und als wir ſelbſt gemeynt.
Günther.

Wie unzählig viele Proben könnte man nicht davon anführen, wenn man an Entblößung eurer Schande ein Vergnügen hätte. Nur eine einzige können wir nicht unberührt laſſen: weil ſie uns am allernachtheiligſten iſt. Wir entdecken ſie ungern: aber es iſt eure eigene Schuld. Ihr habt uns die Offenbarung derſelben durch eure unbeſonnene Beleidigung abgenöthiget.

Ehe ich aber dieſes thue, will ich das letzte Blatt unſrer Iris, welches ein rechter Zankapfel geworden, kürzlich zergliedern. Dieſes ſoll, um mehrerer Deutlichkeit halber, in Frage und Antwort geſchehen: merket wohl darauf, lieben Leſer, und ſehet ein Muſter, wie ihr unſere Schriften mit Aufmerkſamkeit hättet leſen ſollen:

Zergliederung des dritten Stückes durch Frage und Antwort.

Wovon haben die Tadlerinnen in ihrem dritten Stücke dieſes Jahres gehandelt? Antw. Sie haben zeigen wollen, wie ein Frauenzimmer ſeinen guten Namen erhalten könne.

Wie haben ſie dieſes ausgeführet? A. Zum Eingange erzählen ſie das Exempel der Cynthia, als eines ſolchen Frauenzimmers, welches, ſeiner ſonderbaren Schönheit ungeachtet, doch bey keinem einzigen in eine böſe Nachrede gekommen iſt, und deswegen eine glückliche Heirath getroffen hat.

Was folget auf dieſen Eingang? A. Sie geben es ihren Leſern zu bedenken, was dieſes für eine ſeltſame Sache bey einem akademiſchen Frauenzimmer ſey? und erzählen beyläufig, was das gemeine Geſchrey von den meiſten Schönen für Hiſtorien auszupoſaunen pflege.

Entdecken ſie nicht die Urſachen deſſelben? A. Ja freylich; dieſes iſt ihr Hauptwerk. Sie ſagen, daß ein Frauenzimmer, welches einen guten Namen beybehalten will, drey Stücke vonnöthen habe; und wenn es an einem von denſelben fehlete; ſo geſchähe es ganz gewiß, daß es den Leuten in die Mäuler geriethe.

Welches iſt das erſte Stück davon? A. Sie ſagen, es ſey eine gute Auferziehung: und dieſes deſto deutlicher vorzuſtellen, erdichten ſie eine Geilartinn, die ihre Töchter von Jugend auf verderbet.

Welches iſt das andre Stück? A. Ein aufgeklärter Verſtand. Und damit dieſes deſto leichter begriffen werden möchte; ſo erſinnen ſie ein einfältiges Mädchen, Simplicia, welches, durch ein unrecht angebrachtes Compliment, in einen böſen Namen kömmt.

Welches iſt endlich das dritte Stück? A. Eine wahrhafte Tugend: denn wo dieſe fehlet, ſagen ſie, da ſey ſowohl die Auferziehung als der witzige Kopf unzulänglich, die Begierden zu dämpfen; wenn dieſe aber ihren Lauf hätten, ſo könnten ihre Ausſchweifungen unmöglich verborgen bleiben. Dieſes durch ein lebhaftes Bild zu erläutern, erdenken ſie ſich eine Aſtuta, die zwar Liſt; aber keine wahre Tugend beſitzet, und es alſo nicht verhindern kann, daß nicht viel Böſes von ihr ſollte geſprochen werden.

Iſt das der ganze Innhalt dieſes Stückes? A. Nein, ſie machen ſich noch, im Namen der ſogenannten galanten

Schweſtern,

Schweſtern, den Einwurf, daß man ja von einem akademiſchen Frauenzimmer keine klöſterliche Heiligkeit fordern könne. Dieſen beantworteten ſie durch eine neue Begebenheit, da ein ſolches galantes Kind, durch ihre vermeynte Galanterien, eine glückliche Heirath verſcherzet hat.

Welches iſt nun der Beſchluß? A. Sie geben es dem Frauenzimmer zu bedenken: Ob ſie lieber als galante Jungfern grau werden; oder bey Zeiten ein vortheilhaftes Eheverbündniß treffen wollen?

Nunmehr überlaſſen wir es allen Vernünftigen zu beurtheilen; ob wir, bey einer ſolchen Ausführung einer moraliſchen Materie, etwas Strafbares, etwas Unverantwortliches, und, wie der Pöbel ſchreyet, etwas recht Gottloſes begangen haben? Wem iſt doch ein guter Name nöthiger, als unſerm Geſchlechte? Und wer iſt in dieſem Stücke eines Unterrichts bedürftiger, als eben daſſelbe? Was für eine Lehrart iſt auch wohl bequemer, ihm ſolche nützliche Wahrheiten beyzubringen, als diejenige, die unſre Iris nach reifer Ueberlegung, und mit unſerem allerſeitigen Gutbefinden, erwählet hat? Trockene Vernunftſchlüſſe ſind für Perſonen unſers Geſchlechts viel zu hoch. Sie leſen ſelbige mit Verdruſſe, und verſtehen ihre Kraft nicht auf die Hälfte: geſchweige dann, daß dieſelben in ihren ungeübten Verſtand den geringſten Eindruck machen ſollten. Daher haben es die allergelehrteſten Moraliſten längſt für gut befunden, die Regeln in Exempel zu verſtecken, und alſo der Sittenlehre das liebliche Weſen einer Hiſtorie zu ertheilen. Ja, da es nicht allezeit möglich iſt, wahre Geſchichte zu finden, womit man ſeinen Zweck erreichen kann: ſo haben ſie gar den Fabeln dieſen Vorzug eingeräumet, mit an der Weltweisheit Theil zu haben, und ein Mittel zur Verbeſſerung der Sitten zu werden.

Dieſer Lehrart haben wir uns, vom Anfange unſerer Blätter an, bis auf dieſe Stunde bedienet. Gleich in unſerm erſten Stücke haben wir zum voraus erinnert, daß die vorkommenden Namen nichts als erdichtete Perſonen bedeuten würden, welche ſo, wie wir ſie vorſtelleten, wenigſtens unſerm Wiſſen nach, nirgends vorhanden wären. Dieſer damaligen Erinnerung ſind wir unverbrüchlich gefolget. Wir haben Fabeln erſonnen, um die Wahrheit zu verſüßen. Wir haben falſche Exempel erdacht; damit wir den wahrhaften Menſchen beſſern möchten. Es iſt wahr, wir haben dieſen Kindern unſrer Einbildungskraft bisweilen Fehler zugeſchrieben, die ſich wirklich unter den Menſchen befinden. Aber wer wundert ſich darüber? Sollen wir ihnen denn ſolche Eigenſchaften geben, die nirgends angetroffen werden? Was würden unſere Vorſtellungen alsdann nützen? Sollen wir kein einziges Laſter berühren, welches unter Menſchen im Schwange geht; ſo dürfen wir mit unſrer Arbeit nur zu Hauſe bleiben: unſre Abſicht wird ganz und gar wegfallen, und alle unſre Bemühung wird vergeblich ſeyn.

Des allen ungeachtet iſt dieſe unſchuldige Lehrart bisher vielen von unſeren Mitbürgern ein Dorn im Auge geweſen. So bald ein Name in unſeren Blättern erblicket ward; ſogleich wies ein ieder Thor auf denjenigen mit Fingern, der, ſeiner närriſchen Phantaſie nach, dadurch abgebildet worden. O! hätte mancher ſich doch ſelbſt bey der Naſe gezupfet, in den Spiegel geſehen; oder in ſeinen eigenen Buſen gerochen, und dann in aller Stille ſeine von ohngefähr getroffene Fehler verbeſſert: ſo hätte er beſſeren Nutzen davon gehabt! Doch dieſes iſt boshaften Gemüthern unmöglich. Sie ſuchen die Fehler und Laſter an anderen, und freuen ſich, wenn ſie die geringſte Spur davon antreffen. Sie achten unſere Blätter nur deswegen

hoch:

hoch: weil ſie ſich zu ihren gewöhnlichen Läſterungen misbrauchen laſſen, welchen Misbrauch aber zu verhindern, wir ſelbſt nicht im Stande ſind. Wenn wir ein Capitel aus Salomons Sprüchwörtern in eine andre Form brächten, und mit neuen Worten ſagen könnten: ſo würde ſelbſt dieſe heilige und vollkommene Sittenlehre ſolchen Spottvögeln Vorſchub zur Läſterung thun müſſen.

Nichts mehr beklagen wir, als daß unſere Freundinnen, als Frauenzimmer, die wir ihrer beſonderen Eigenſchaften halber allezeit ſehr hoch geſchätzet, dieſe Bosheit unzeitiger Gloſſenmacher haben empfinden müſſen. Wenn ſie unſere Herzen und Gemüther ſehen könnten: ſo würden ſie nichts, als eine ungeheuchelte Liebe gegen ſich, darinnen wahrnehmen, und völlig überzeuget werden; daß man ganz wider unſre Abſicht, ſolche unzeitige Erklärungen unſers letzten Stückes gemacht. Zu ihrer Aufrichtung können wir ſie verſichern, daß nicht nur an unſerm Orte die Auslegung unſerer Fabeln auf mancherley Weiſe geſchehen; ſondern auch anderwärts Leute gefunden worden, auf welche man bey dem Namen Geilartinn, Simplicia, Aſtuta und Libertina mit Fingern gewieſen hat. Man hat dieſes durch Briefe an unſern Verleger berichtet; und daraus erhellet, daß auf ſolche thörichte Erklärungen nicht das geringſte zu halten ſey. Es iſt ein Unglück für die, die viel Feinde und Neider haben. Dieſe können Sonnenſtäublein in Berge verwandeln, und würden ſich nicht ſchämen, zu behaupten: wenn Salomo von Narren ſchreibt, ſo habe er dieſen oder jenen, der noch heute zu Tage lebet, dadurch abſchildern wollen.

Nun wiſſen wir gar wohl, daß viele die Zeit her gedacht, daß die Tadlerinnen, auf Befehl der Obrigkeit, mit ihren Blättern inne zu halten wären gezwungen worden. Wir wiſſen

auch, wie viele ſich ſchon herzlich darüber gefreuet haben. Allein jene haben ſehr geirret, und dieſe ganz vergebens gefrohlocket. Wir führen dieſes, als eine Probe unſrer Unſchuld, um ſo viel lieber an: da wir eben dadurch erweiſen können, daß unſere Obern weit richtiger von Schriften urtheilen, als der unverſtändige Pöbel. Wir werden alſo dieſem einfältigen Haufen das Vergnügen nicht machen, unſre Feder vor der Zeit niederzulegen. Zürnt er darüber? Immerhin! Unſertwegen mag er gar vor Verdruß berſten. Wir waren ſchon auf den Anſchlag gerathen, unſere Blätter zwar an auswärtige Oerter zu verſchicken; aber in unſrer eigenen Vaterſtadt kein einziges austheilen zu laſſen, und dieſelbe alſo ihrer ſeltſamen Aufführung wegen zu beſchämen. Doch wir haben die kleine Zahl unſerer Gönner und Freundinnen angeſehen, welche uns bisher unverrückt zugethan geblieben ſind. Dieſe werden ſich verhoffentlich angelegen ſeyn laſſen, unſere Widerwärtigen auf andere Gedanken zu bringen; und uns alſo in den Stand ſetzen, daß wir täglich mit mehrerm Fortgange an der Beſſerung und Wohlfahrt unſers Nächſten arbeiten können.

Calliſte.

****

Das V Stück.

Den 8 Februar, 1726.

Pietſch.

Du pflegſt dein Lehren nicht mit Hülſen dürrer Grillen,
Noch deine Predigten mit Fabeln anzufüllen.

So groß die Ehrerbietung iſt, die ich gegen alle geiſtliche Lehrer unſrer Vaterſtadt hege: ſo ſehr ergetze ich mich, wenn ich einen gewiſſen Gottesgelehrten von unſrer hohen Schule predigen höre. Bin ich gleich nicht vermögend, alle das Ruhmwürdige wahrzunehmen, welches ſeine Lehrart an ſich hat: ſo bin ich doch im Stande, dasjenige anzuzeigen, was mir an derſelben gefallen hat. Kunſtverſtändige ſind allein geſchickt, von einem Künſtler zu urtheilen: aber ein ieder, der nur auf ſeine Empfindung Achtung giebt, muß ja zu ſagen wiſſen, warum ihm dieſes und jenes wohl oder übel gefällt. Ich hoffe mir alſo nicht gar zu viel anzumaßen, wenn ich die Tugenden erzähle werde, die ich an der beliebten Lehrart dieſes wackern Mannes, meiner wenigen Einſicht nach, wahrgenommen habe.

Meines Erachtens kann man in geiſtlichen Reden eben ſowohl, als in allen anderen, auf drey Stücke ſehen: ich meyne auf die Materie, die Ausführung, und den Vortrag derſelben. In allen dreyen verdienet mehrerwähnter Gottesgelehrter einen beſondern Ruhm. Die Lehrſätze, die er ſich, nach Anleitung der bibliſchen Texte, abzuhandeln vornimmt,

zeugen allezeit von einer klugen Wahl. Sie sind allemal so beschaffen, daß weder im Absehen auf seine Zuhörer, noch in Betrachtung der Zeit, und des Ortes, noch endlich auch in Ansehung seiner selbst, das geringste dabey zu erinnern ist. Sie sind weder zu gemein, noch zu gelehrt; weder zu leicht, noch gar zu schwer für seine Gemeine. Er weiß die Glaubenslehren und Glaubenspflichten so geschickt abzuwechseln, daß keinem von beyden ein Eintrag geschieht. Mehrentheils hört man ihn solche Sätze zum Grunde seiner Reden legen, die man selten, auch wohl niemals erklären gehöret hat. Seine Scharfsinnigkeit weiß aus den Sprüchen heiliger Schrift solche Folgerungen herzuleiten, die nicht einem ieden in den Sinn kommen: und wenn er gleich zuweilen ganz gewöhnliche Sachen vorzutragen bemühet ist; so giebt ihnen die Art seiner Ausführung doch ein ganz neues Ansehen.

Denn seine Abhandlung ist das andre, was ich an ihm rühmen muß. Er hält sich nicht bey kleinen historischen Umständen auf, die ihrer Deutlichkeit halber einem ieden in die Augen fallen; er häufet nicht ohne Noth eine Menge biblischer Zeugnisse, davon die Zuhörer oft die wenigsten recht verstehen: sondern er erkläret seine Sätze deutlich; er verbindet sie ordentlich, und erweiset sie gründlich. Alles, was er sagt, das scheint aus einer vorhergegangenen reifen Ueberlegung, und aus langem Nachsinnen zu fließen. Er setzet alle Materien in ein solches Licht, daß derjenige keinen Verstand haben müßte, der sie bey gehöriger Aufmerksamkeit nicht fassen wollte. Ja er überzeuget auch seine Zuhörer von der Wahrheit seiner Lehren so, daß sich ein ieder genöthiget sieht, seinen Worten Recht zu geben. Das macht, wie mich dünket, daß seine Gründe keine Scheingründe, sondern wichtige Beweisthümer sind. Er spielt nicht mit ähnlichen Worten; sondern führt entwe-

der

der ſolche Schriftſtellen an, die ſeine Sätze mit eben ſo viel Worten in ſich faſſen: oder er macht ſolche Schlüſſe, die vor dem Richtſtuhle der richtigſten Vernunftlehre die ſchärfeſte Probe aushalten. Wenn er von Tugenden und Laſtern handelt, ſo dringen ſeine Ermahnungen tief ins Herz; ja ſie rühren auch die unempfindlichſten Gemüther: welches nirgends anders herkömmt, als, weil er die Natur der menſchlichen Seele, die Kräfte des Verſtandes, und die Art und Weiſe verſteht, wie man den Willen durch nachdrückliche Bewegungsgründe lenken und regieren kann.

Zu dem allen kömmt noch die beſondre Art im Vortrage, welche allen obigen Tugenden das rechte Leben giebt. Zum Vortrage rechne ich zwey Stücke, nämlich die Schreibart, und die Ausſprache der ganzen Rede. So wichtig dieſe beyden Stücke ſind, und ſo vielfältige Fehler darinnen vorkommen können: ſo ſehr iſt unſer Gottesgelehrter in beyden zu loben. Seine Schreibart iſt nicht nur rein und regelmäßig, ſondern auch nachdrücklich und lebhaft; ja zuweilen auch kurz und ſcharfſinnig. Sie fließt ihm zwar ſo ungezwungen, als ob er ſie ohne Vorbereitung, und, ſo zu reden, aus dem Stegreife herſagte: und doch iſt iedes Wort darinnen ſo ordentlich, iede Verbindung ſo richtig, ieder Satz ſo wohlklingend; daß man denken ſollte, er hätte die Gewohnheit der engliſchen Lehrer an ſich, welche ihre Predigten nicht herſagen, ſondern herleſen ſollen. Die Ausſprache endlich iſt der Beſchaffenheit eines ieden Satzes und Wortes gemäß: langſam oder geſchwinde, laut oder dunkel, freudig oder beweglich, heftig oder gelinde; nachdem es nämlich der Nachdruck und die Natur einer ieden Vorſtellung erfordert. Sonderlich muß ich geſtehen, daß ſeine Gebethe allezeit eine beſondre Bewegung in meinem Gemüthe verurſachen: denn er ſchüttet die kräftigſten Seufzer mit ſol-

cher

cher Inbrunſt und innerlichen Empfindung aus, daß ich mich oft ſelber der Thränen nicht enthalten kann.

Aus dem allen kann nun ein ieder leicht abnehmen, daß dieſer geiſtliche Lehrer nicht nur viele natürliche Gaben; ſondern auch eine gründliche Erkenntniß in der Weltweisheit, eine große Wiſſenſchaft in der Gottesgelehrſamkeit, eine rechtſchaffene Frömmigkeit, und eine treffliche deutſche Beredſamkeit beſitzet. Ich will hier nicht ausführen, daß dieſe Eigenſchaften ſehr ſelten beyeinander anzutreffen ſind, ich will auch nicht von einer ieden insbeſondere handeln; ſondern bloß bey der letzten ſtehen bleiben.

Die Beredſamkeit überhaupt ſcheint bey den alten Römern und Griechen in einer weit größern Vollkommenheit geweſen zu ſeyn, als ſie heutiges Tages iſt. Alle andere Wiſſenſchaften hat die Länge der Zeit, und der Fleiß der neueren Gelehrten weit höher getrieben, als ſie vormals geweſen ſind: bloß die Wohlredenheit iſt ſo unglücklich, daß man, ſie zu verbeſſern, entweder keine Luſt, oder keine genugſame Fähigkeit gehabt. Die Urſache davon iſt, wie mich dünkt, leicht zu errathen. Die damalige griechiſche und römiſche Regimentsform war ſo beſchaffen, daß man ſich durch nichts ſo ſehr, als durch die Beredſamkeit, hervorthun konnte. Es war ſowohl in Athen, als in Rom, eine freye Republik. Alle Aemter und Ehrenſtellen wurden durch die Wahl des Volkes beſetzet. Dieſes urtheilte von der Geſchicklichkeit der Candidaten, nachdem ſie von Sachen, die Wohlfahrt des Landes betreffend, wohl zu reden wußten. Wer alſo ſein Glück zu machen dachte, der mußte nicht nur den Staat kennen, nicht nur durch die Weltweisheit und Hiſtorie gelehrt und klug geworden ſeyn; oder auch im Kriege ſeine Tapferkeit erwieſen haben: ſondern er mußte auch die Zunge in ſeiner Gewalt haben. Er mußte ſich vor Gerichte, und in den Verſammlungen

des

des Volks auf öffentlichem Markte, mit wohlgesetzten Reden, hören lassen. Auf solche Weise ist auch Cicero, der weder von Geburt, noch an Glücksgütern etwas sonderliches war, bloß durch seine wundersame Beredsamkeit ein Haupt der Stadt Rom und der halben Welt geworden: ja es ist fast kein einziger großer Held zu finden, der nicht, unter anderen Eigenschaften, auch seiner Wohlredenheit halber wären gepriesen worden.

Nachdem aber diese Form des gemeinen Wesens sowohl in Griechenland als in Italien erloschen: so ist auch die Beredsamkeit sehr in Verfall gerathen. Bey Fürstenhöfen, wo alles nach Gunst und Gnade gieng, konnte man durch dieselbe nichts ausrichten: darum ward sie in die Schulen verbannet. Hier erstarb allmählich das majestätische Wesen der wahren Redekunst. Man übte sich entweder von nichtswürdigen Materien zu reden; oder wenn man ja von wichtigen Angelegenheiten ganzer Städte und Länder handelte: so waren es doch nicht die rechten Leute, die von dergleichen Dingen mit Ernst und Nachdruck reden konnten; weil sie niemals selbst die Hand am Ruder gehabt hatten. Daher verfiel man auf kindische Spielwerke, auf frostige Gleichnisse, und läppische Beweisgründe, die aus einer pedantischen Schulgelehrsamkeit herflossen, und aus der ernsthaftesten männlichsten Kunst eine kraftlose Schwatzhaftigkeit machten. Endlich gieng auch der gute Geschmack, und selbst die gesunde Vernunft in den barbarischen Zeiten verlohren; und ob man wohl vor zwey oder dreyhundert Jahren die freyen Künste wieder hergestellet hat: so ist doch noch niemand aufgestanden, der einem Demosthenes und Cicero verglichen werden könnte.

Und wie hätte dieses auch wohl geschehen können? Wo sind heute zu Tage die Gelegenheiten, wobey sich iemand durch seine Wohlredenheit hervorthun könnte? Die Leichenreden

reden ſind noch die gewöhnlichſten unter uns: allein der eingeführte Schlendrian verbiethet in denſelben alle Nachahmungen der alten Redner. Es muß ja darinnen alles fein kaltſinnig und ſchläfrig vorgetragen werden: vielleicht, damit die künſtlich angenommene betrübte Mine der Leidtragenden nicht etwa verrücket werde. Daher iſt auch zu denſelben keine größere Beredſamkeit nöthig, als ein ieder gemeiner Dorfſchulmeiſter, oder in Städten ein Leichenbitter, beſitzet, dem die gütige Natur ſo viel Witz mitgetheilet hat, daß er, aus etlichen Sammlungen von Parentationen, eine neuſcheinende zuſammen ſtoppeln kann. Nun ſollte man zwar denken, daß Hofbediente beſſere Gelegenheit hätten, bey Geſandſchaften, Landtagen und Huldigungen ihre Wohlredenheit ſehen zu laſſen. Und in der That würde ein Alcibiades oder Perikles in ſolchen Fällen manches Meiſterſtück abgeleget haben. Aber nach dem heutigen Geſchmacke müſſen ſolche Staatsredner keine wahrhafte Redner ſeyn. Man leſe nur die Proben ſolcher Reden, die man in etlichen Bänden zuſammen gedruckt hat; man halte ſie aber auch gegen die Reden, die Demoſthenes und Cicero gehalten: ſo wird ſich der Unterſcheid von ſich ſelbſt zeigen. Wenn hier alles voller Feuer, Kraft und Nachdruck iſt, ſo daß ſie bisweilen zu donnern ſcheinen: ſo iſt dort nichts als Waſſer, Schnee und Eis. Ja, wenn weitläuftige Umſchweife von Titeln und Formalien, Zierrathe der wahren Redekunſt wären; wenn ſchläfrige Erzählungen in Perioden von anderthalb Seiten, darüber man zwanzigmal Athem holen muß, einen Zuhörer zum Beyfall zwingen, und aus ſich ſelbſt ſetzen könnten: dann würde es gewiß an großen Rednern bey uns niemals gemangelt haben.

Bey solchen Umständen habe ich allezeit gedacht, daß das Lob der Beredsamkeit, welches vor Zeiten dem weltlichen Stande eigen gewesen, heutiges Tages dem geistlichen anheim gefallen sey. Dieser allein hat noch überflüßige Gelegenheit, öffentlich aufzutreten, und oftmals vor etlichen tausend Zuhörern zu reden. Seine Glieder gehen mit keinen niederträchtigen Dingen um. Die Wahrheiten, die sie vortragen, sind wichtiger, als Fürstenthümer und Königreiche: sie betreffen die Wohlfahrt unsterblicher Seelen. Und hiervon haben sie auf Befehl des allerhöchsten Wesens zu handeln. Sie können also mit allem Nachdrucke und Eifer davon reden, der nur zu erdenken ist. Warnen sie die Christen vor ihren geistlichen Feinden: so können sie alle die Kunstgriffe gebrauchen, die jener Grieche in Athen wider den macedonischen König Philippus gebrauchet hat. Und wenn sie den Boshaften ihre Laster verweisen: so kann Verres und Catilina von jenem Römer nicht ärger abgemalet seyn, als diese beschrieben zu werden verdienen.

Daß die wahre Beredsamkeit für einen Geistlichen keine unanständige Sache sey, das ist bey unseren Gottesgelehrten längst ausgemacht. Diese haben gewiesen, daß sie an sich eine gute Gabe Gottes ist, die auch zu heiligen Dingen das Ihrige beyträgt. Sie haben auch bemerket, daß selbst die heilige Schrift die vortrefflichsten Muster davon in sich fasset. Ich meinestheils halte sonderlich den Moses, den Esaias und den Paulus für drey große Redner. Jenen wegen seiner letzten Anrede an das Volk Israel, in seinem fünften Buche, in welcher man alle Schönheiten einer wohlgesetzten Rede, allen Nachdruck und alles Feuer, ja noch ein viel mehreres antrifft, als man bey weltlichen Rednern suchen kann. Der andre hat fast in allen seinen Strafpredigten, insbesondre

insbesondre aber in seinem ersten Capitel, eine recht majestätische Wohlredenheit erwiesen. Der letzte aber hat, in seinen Sendschreiben an die Römer und Galater, wie auch sonst hin und wieder, solche Proben gegeben, daß man seine große Fähigkeit bewundern müßte: wenn man nicht wüßte, daß sie aus einem höhern Beystande geflossen wäre. Was soll ich endlich von dem Meister mit der gelehrten Zunge sagen? Ich zittere und bebe, wenn ich seine Anrede an die Pharisäer, im ein und zwanzigsten Capitel des Matthäus, lese. Was würde nicht geschehen seyn, wenn man diesen göttlichen Redner selbst lehren gehöret hätte? Und wie wahr ist es, was man damals von ihm geurtheilet hat: Daß noch niemals ein Mensch so geredet habe, als dieser gewaltige Lehrer.

Wenn es derowegen löblich ist, daß junge Leute, die sich auf die Gottesgelahrtheit legen, solchen großen Mustern nachzuahmen trachten: so wird es auch nöthig seyn, daß sie sich die wahre Beredsamkeit beyzeiten angelegen seyn lassen. Was die heiligen Männer Gottes aus höheren Trieben gehabt haben, das muß ietzo gutentheils durch Fleiß und Mühe erlernet werden. Wir haben auch unter unseren Gottesgelehrten Exempel genug vor Augen, die wir zum Theile hören, zum Theile auch aus ihren Schriften kennen. Noch neulich ist von einem helmstädtischen Lehrer ein kleines Bändchen geistlicher Reden ans Licht getreten, welche von einer ungemeinen Beredsamkeit ihres Urhebers zeigen. Sie brauchen aber unsern Ruhm nicht: da sie schon anderwärts öffentlich der gelehrten Welt angepriesen worden. Solchen Vorgängern sollten angehende geistliche Redner folgen. Von diesen sollten sie die Reinigkeit und Zierlichkeit der Sprache, die Richtigkeit der Gedanken, die Kraft der Beweisgründe,

die

die Ordnung im Vortrage, und die Lebhaftigkeit der Ausdrückungen lernen.

Daß diese Bemühungen ihren Nutzen haben würden, das kann verhoffentlich niemand leugnen. Ein beredter Lehrer hat allezeit mehr und aufmerksamere Zuhörer, als ein andrer. Seine Worte dringen tiefer ins Herz, und erreichen also viel leichter ihren Zweck, als wenn sie ein andrer schläfrig, und ohne alle Annehmlichkeit, vorgetragen hätte Selbst die Verächter und Spötter der Religion werden durch den Ruf eines geistlichen Redners oft in die Kirche gelocket, die sie sonst in etlichen Monaten nicht besuchet hätten. Wie leicht kann es da geschehen, daß diejenigen, die nur ihre Ohren zu ergetzen aufmerksam sind, auch wichtige Wahrheiten zu Herzen nehmen: sonderlich wenn sie auf eine solche Art vorgetragen werden, die bey diesen Leuten nöthig ist. Es ist wohl eher ein Augustin bekehret worden, der, nur die Wohlredenheit eines Ambrosius zu hören, in seine Predigten gekommen war.

Als ich noch unter Anführung eines Lehrmeisters die lateinische Sprache trieb: mußte ich auf Befehl meines Vaters, nebst anderen heidnischen Scribenten, auch einen christlichen, nämlich den Lactanz, lesen und erklären: darum fällt mir ietzo eine Stelle aus dem Eingange seines ersten Buches bey, die sich hieher schicket, und womit ich dieses Blatt beschließen will: " Derjenige," schreibt er, " macht sich bey " weitem so verdient nicht um das menschliche Geschlecht, " der die Redekunst lehret; als der da zeiget, wie man " fromm und unschuldig leben soll. Daher sind bey den " Griechen die Weltweisen allezeit höher gehalten worden, " als die Redner. Denn jene hielt man für Lehrer der Tu- " gend, welches weit vortrefflicher ist: angesehen die Kunst,

" wohl zu reden, nur wenigen; die Wiſſenſchaft aber wohl
" zu leben, allen nützlich iſt. Doch hat mir die Uebung der
" Beredſamkeit in Schulen ſehr viel dazu geholfen, daß ich
" ietzo mit größerer Zierde und Wohlredenheit die Wahr-
" heit vertheidigen kann. Dieſelbe kann zwar auch ohne
" die Beredſamkeit beſchützet werden, wie ſie denn mehr als
" einmal ſo iſt beſchützet worden: doch aber iſt man verbun-
" den, ſie auch durch eine klare und annehmliche Schreib-
" art zu erläutern, und einigermaßen ins Licht zu ſetzen;
" damit ſie, theils durch ihre eigene Kraft, theils durch den
" Putz eines zierlichen Vortrages, deſto kräftiger in die Ge-
" müther dringen möge."

Phyllis.

****

Das VI Stück.

Den 15 Februar, 1726.

Günther.

Warum? es war der klare Kern von jenen alten Junggeſellen,
Die auf der erſten Claſſe ſchon die Mädchen um viel Weißzeug ſchnellen,
Ihr Herz mit Blut und Fluch verſchreiben. = = = =

Unſre Gehülfinn, Phyllis, wird uns noch den ganzen Handel verderben. Sie hat ſichs recht ernſtlich vorgenommen, den Namen einer Gelehrten davon zu tragen; und von dieſem Vorhaben iſt ſie nicht abzubringen. Darum hat ſie in dem letzten Stücke alle ihre Kräfte angewandt, ihre Einſicht in die Redekunſt zu zeigen. So nützlich vielleicht ihre Betrachtungen jungen Studierenden mögen geweſen ſeyn: ſo wenig wird ſie den Beyfall des Frauenzimmers dadurch erhalten haben. Viele werden gar denken, es ſey ihre eigene Arbeit nicht; ſondern ſie habe ſich daſſelbe von einer geſchickten Mannsperſon machen laſſen. Wiewohl ich nun das Gegentheil davon verſichern kann; indem ich ſelbſt bey der Ausarbeitung zugegen geweſen: ſo hoffe ich doch, den Beyfall unſerer Leſerinnen weit beſſer zu erhalten; wenn ich von Galanterien handeln werde. Iſt gleich meine letzte Arbeit ſo unglücklich geweſen, daß man dieſelbe, durch boshafte Auslegungen, mit Gewalt zu einer Schmähſchrift hat machen wollen: ſo hoffe ich doch, daß Calliſte unſere Leſer, durch ihre Vorſtellung, etwas behutſamer im

Urtheilen wird gemacht haben. Folgender Brief iſt, ich weiß nicht woher, bey uns eingelaufen.

Wertheſte Tadlerinnen!

Der Nutzen, den ihr durch eure wöchentlichen Schriften bisher geſtiftet, und die Menge der dadurch bey beyderley Geſchlecht abgeſchafften Fehler und Mängel, iſt größer als andere, oder auch wohl ihr ſelbſt anfangs gemeynet. Ich bin völlig überzeuget, daß alle tugendliebende Gemüther wünſchen werden, daß ihr in eurem bisher bezeigten löblichen Eifer, der auf die Beſſerung der Sitten abzielet, fortfahren möget. Es iſt zwar an dem, daß Wahrheit Haß und Verfolgung nach ſich zieht. Allein dieſe Wirkung hat ſie nur in laſterhaften Gemüthern, denen die Verbeſſerung ihrer Fehler unleidlich iſt. Tugendhafte wiſſen anders davon zu urtheilen, und achten es hoch, daß ihr in euren Blättern die Schwachheiten und Mängel aufrichtig und nach der Wahrheit entdecket, und ſie, nachdem ihr ihnen die Larve der Tugend, darein ſie ſich verkleiden, abgenommen, in ihrer natürlichen Blöße darſtellet. Was kehret ihr euch daran, tugendhafte Tadlerinnen? wenn gleich eine und die andre von euren Mitſchweſtern, die ich nur des gemeinſchaftlichen Geſchlechts, nicht aber der Tugend halber, alſo nenne, in einer anſehnlichen Geſellſchaft ſich alſo von euch verlauten läſſet; " Ja, die Tadlerinnen mögen nurt erſt bey ſich anfangen zu " tadeln, ehr ſe ſich über andre unſchuldige Leute machen: mer " kann ſich nicht genug vor ſe in Acht nehmen, ehr mer ſichs ver- " ſieht, ſo han ſe enen durchgezogen, mer mag ſich och verhalten " wie mer well." Dergleichen übereilte und unreife Urtheile werden euch künftig ſo wenig ſchaden, als ſie euch bisher geſchadet haben: und Verſtändige ſehen leicht, daß ſie von keinen anderen herkommen können, als von denen, die durch eure Vorſtellungen ſich in ihren Gewiſſen haben getroffen befunden; dabey aber von einer ſo thörichten Liebe gegen ihre Fehler eingenommen ſind, daß es ihnen unmöglich ſcheint, dieſelben abzulegen. Laßt euch dieſes nicht befremden, daß eure gute Sittenlehren nicht von allen gleich gut aufgenommen werden: denn vielen ſind die Augen von Eigen-

liebe

liebe dergeſtalt verſchwollen, daß ſie ihre Fehler nicht ſehen können; und daher kann es nicht anders ſeyn, ſie müſſen ſich entrüſten; wenn ihr an ihnen dasjenige tadelt, was ſie für Tugenden halten.

Von dieſer Art war ohne Zweifel diejenige, welche obiges ungereimte Urtheil von ſich hören ließ, darinnen man ohnedem die vielen verſtümmelten Wörter nicht ohne Erbarmung anhören konnte. Wie reimet ſich eine ſolche Verſtümmelung der Wörter mit dem Ruhme einer reinen und zierlichen Mundart, welche dieſer Ort auswärtig hat? Möchte einem doch übel werden, wenn man hören muß, wie einige Wörter ſo erbärmlich gefoltert, und andere gar halb aufgefreſſen und verſchlungen werden. Doch wir wollen ſolche Wörterhenker und Sylbenſchlucker euch übergeben. Urtheilet ihr ſelbſt, was mit ihnen anzufangen ſey. Es wäre zu wünſchen, daß der Zwang, der hier unſrer Mutterſprache angethan wird, wider die böſen Begierden gerichtet würde. Billig ſollte dieſes von allen vernünftigen Menſchen; noch vielmehr von Chriſten; am allermeiſten aber von ſolchen geſchehen, die der Gottesgelahrtheit befliſſen ſind, und dereins in Kirchen und Schulen andere zu einem tugendhaften Wandel anführen wollen. Allein hieran fehlet es bey vielen ſehr, und man läßt allzugern ſeinen lüſternen Neigungen ihren freyen Lauf.

Ich bedaure, daß, auf einer berühmten Univerſität, zween junge Studenten, die ſich dazu der Kirche Gottes gewidmet haben, mit ihrem böſen Exempel beweiſen, daß dieß mehr denn allzuwahr ſey. Sie = = = = =

Was dünket euch von ſolchen Händeln, wertheſte Tadlerinnen? Sollte man ſich doch kaum dergleichen etwas einbilden, und noch ſchwerer glauben können. Warnet derowegen alle junge Gemüther vor den gefährlichen und ſchlüpfrigen Abwegen der unzüchtigen Wolluſt, darauf ſchon mancher blindlings in ſein Verderben gerennet iſt. Eure Klugheit wird wiſſen, wie dieſem Uebel zu begegnen ſey; über deſſen allzugroßes Einreißen, nebſt euch, und allen Tugendliebenden, ſich betrübet

Von Hauſe, den 12 Nov. 1725.

Euer
bereitwilligſter Diener
Aretophilus.

Der Herr Aretophilus wird uns nicht ungütig nehmen, daß wir ein ziemlich Stück von seinem Schreiben weggelassen haben: wir haben uns aufs äußerste zu hüten, daß man unsere Schriften mit Grunde keines Aergernisses beschuldige. Und die seltsame Begebenheit, die uns derselbe in diesem Schreiben mittheilet, betrifft ein so gräßliches und so offenbares Laster, daß es fast gar zu schrecklich ist, in unseren Blättern abgehandelt zu werden. Wäre es unser Vorhaben gewesen, alle grobe Sünden und handgreifliche Verbrechen, wider göttliche und menschliche Gesetze, in unseren Schriften abzuhandeln: so hätte die ausschweifende Wollust junger Mannspersonen schon längst einen Platz darinnen gefunden. So aber sind wir niemals willens gewesen, Predigten zu schreiben. Wir überlassen solche offenbare Laster theils den Ermahnungen des geistlichen Standes; theils den Strafen der weltlichen Obrigkeit. Sind diese nicht vermögend, die Hitze ihrer unordentlichen Begierden zu dämpfen: was werden unsere Vorstellungen helfen? Herr Tugendfreund hat also ein gar zu großes Vertrauen zu uns gehabt.

Ein einziges, dünkt mich, könnte überhaupt allen jungen Leuten, die sich in diesem Stücke vergehen, vorgestellet werden. Sie glauben insgemein, ihr wollüstiges Leben sey, nach der bloßen Vernunft betrachtet, und nach dem Gesetze der Natur, nicht sündlich. Nur die christliche Religion sey so strenge, daß sie von jungen Leuten eine Tugend verlange, die sich in diesem Alter am allerwenigsten ausüben lasse. Sie fordere also etwas Unmögliches, und es sey kein Wunder, wenn so wenige gefunden würden, die dergleichen Proben ihrer Tugend aushielten, als Joseph vormals überstanden. Wider diesen Einwurf habe ich die Zeugnisse zweener großen Weltweisen. Sie sind niemals Christen gewesen, sondern

haben

haben ihre Lehren aus der gesunden Vernunft, und aus dem wahren Begriffe von einer rechtschaffenen Tugend hergeleitet. Dennoch haben sie gefunden, daß die Wollust unverheiratheter Leute lasterhaft sey. So schreibt Epiktetus, in seinem güldenen Handbuche, im sieben und dreyßigsten Capitel: " Halte dich, so viel es dir möglich ist, von den venerischen " Dingen vor deiner Heirath rein: wenn du aber verheira- " thet bist; so gebrauche dich derselben rechtmäßiger Weise." Noch nachdrücklicher sind die Worte des großen und weisen Kaisers, Marcus Aurelius Antoninus, in seinem ersten Buche, im siebenzehnten Capitel: "Ich danke den Göttern," schreibt er, " daß sie mir ehrliche Vorfahren gegeben; einen " guten Vater, eine fromme Mutter, eine gute Schwester, " gute Lehrmeister, gute Bediente, gute Freunde, und was " man gutes wünschen kann. Desgleichen, daß sie mir die " Gnade gegeben, nichts zu thun, das ihnen hätte können " zuwider seyn: wiewohl ich öfters wäre geneigt gewesen, " dergleichen bey vorfallender Gelegenheit zu verrichten. " Aber ich sehe es als eine sonderliche Gnade der Götter an, " daß dergleichen Gelegenheit hat verschwinden müssen, die " mich hätte in dieß Unglück stürzen können. Ich bin ihnen " auch dafür Dank schuldig, daß ich nicht länger bey dem Kebs- " weibe meines Großvaters bin erzogen worden; und daß " ich meine Jugend unbefleckt erhalten, auch nach der Zeit " keusch gelebet habe."

Können solche Exempel weiser Heiden unsre wilde Jugend nicht beschämen: so weiß ich nicht, womit man ihnen sonst eine Röthe über ihre Frechheit abnöthigen wird. Ich habe aber zu des Kaisers Antoninus Worten mit gutem Bedachte etliche vorhergehende genommen, um eine Probe von der Gottesfurcht dieses großen Weltweisen zu geben. Und

wie lieb würde es mir seyn: wenn ich dadurch nur einen einzigen von unseren Lesern bewegen könnte, dieses fürtrefflichen Kaisers Betrachtungen, die Joh. Ad. Hoffmann sehr nachdrücklich ins Deutsche übersetzt hat, durchzulesen.

Bey dieser Gelegenheit muß ich auch an ein gewisses Sprüchwort gedenken, welches von jungen Leuten, die die Theologie studieren, pfleget gebrauchet zu werden. Man sagt insgemein, daß sie sehr gern die Quarre vor der Pfarre haben. Ich habe mich oft gewundert, warum man dieses nicht von Juristen und Medicinern in ein Reimchen gebracht? Endlich ist mir dieses eingefallen. Die guten Leute haben in der Bibel gelesen, daß ein Bischof, unter anderen Eigenschaften, auch diese haben soll, daß er eines Weibes Mann seyn solle. Weil nun mancher unter ihnen die übrigen Tugenden eines Bischofes entweder sehr sparsam, oder wohl gar nicht an sich wahrnimmt; doch aber nicht gern ganz untüchtig zum heiligen Amte kommen wollte: so macht er von dem leichtesten Stücke den Anfang, und sieht sich nach einer Liebsten um, mit welcher er sich so genau verbindet, daß er gar leicht auch vor der Hochzeit als eines Weibes Mann angesehen werden könnte.

Im Ernste davon zu reden: so kann es vielerley Ursachen geben, daß dergleichen geschieht. Herr Zuchtfreund liebet die Keuschheit; doch kann er nicht ganz vergessen, was er in der Schöpfungshistorie gelesen: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Und weil er sonst keine Gelegenheit hat, mit einem Frauenzimmer bekannt zu werden: so muß er sich beyzeiten anheischig machen, diejenige zu heirathen, die ihm bisweilen einen Zutritt erlaubet. So wird er denn ein Bräutigam, ehe er noch weiß, ob er iemals eine Frau wird ernähren können.

Herr Ehlendsohn ist ein fleißiger Schüler; aber blutarm dabey. Er hat nicht so viel Geld in Händen, daß er sich

in

in die Zahl der Studenten kann einschreiben lassen. Das sieht ein ehrlicher Bürger, der nicht weiß, wie er seine sechs Töchter an den Mann bringen werde. Er thut deswegen jenem einen so vortheilhaften Vorschlag, daß er ihn augenblicklich aus einem Primaner zum Bräutigam macht. Seine Tochter nennt sich schon in Gedanken Frau Magisterinn; oder doch gewiß Frau Pfarrerinn; und in solcher süßen Hoffnung wird sie ihren Schatz, wenigstens an Wäsche, keinen Mangel leiden lassen. Indessen hat er die Quarre vor der Pfarre.

Herr Gleichviel hat, nach langem Warten, endlich einen Dorfjunker zum Patron bekommen, dessen hochadeliche Jugend er unterrichtet. Sein Pfarrer ist ziemlich alt, und der Herr Hofmeister soll der Gemahlinn Kammerkätzchen zur Frau Substitutinn machen. Dieses Glück ergreift Herr Gleichviel mit beyden Händen, und ist etliche Jahre ein vergnügter Bräutigam, ehe er sich um diese Dorfschönheit verdient genug machen kann.

Ich kann es nicht leugnen, daß nicht auch unser Frauenzimmer oftmals Ursache dazu geben sollte. Sowohl Mütter als Töchter streben sehr darnach, einen hübschen, frommen, stillen Menschen an sich zu ziehen. Sie legen einem solchen Vogel heimliche Schlingen: sie locken ihn durch kleine Wohlthaten und Gefälligkeiten an sich. Sie erzählen ihm, wie dieser und jener wackere Mann so und so viel Jahre mit seiner Frauen versprochen gewesen, ehe er zum Amte gekommen. Diese Netze sind so beschaffen, daß selten einer so witzig ist, denselben zu entgehen. Kömmt es gar, daß das Mädchen einige Reizung in der Gestalt hat; oder daß ihre Aeltern mit einigen Hofbedienten in Verwandtschaft stehen: so macht sich der tausendste kein Bedenken, Ja zu sagen, und sich also die liebe Quarre vor der Pfarre auf den Hals zu laden.

Soll ich nun von dergleichen Verfahren meine Gedanken eröffnen: ſo halte ich ganz und gar nichts davon. Meiner Meynung nach iſt ein ſo frühzeitiges Eheverlöbniß, ſowohl den Mannsperſonen, als dem Frauenzimmer, an ihrem Glücke hinderlich. Heloiſe iſt eine funfzehnjährige Weyſe, und lebt in ihres Vetters Hauſe. Ein weitläuftiger Verwandter deſſelben ſoll ſie im Schreiben und Rechnen unterrichten; und weil er in demſelben Hauſe wohnet, ſo geht ſie zu ihm auf die Stube. Doch dieſe anwachſende Schönheit hat mehr Feuer in ihren Blicken, als das zundervolle Herz ihres Lehrmeiſters, ohne warm zu werden, erdulden kann. Kurz zu ſagen, die Schülerinn wird in weniger Zeit die Liebſte ihres treuen Abälards. Mehr als ein Freyer giebt ſich die Mühe, dieſes wohlgearteten Frauenzimmers theilhaftig zu werden: aber vergebens. Ihr Vetter wundert ſich ſelbſt, warum ſie dergleichen glückliche Parteyen ausſchlägt; kann aber die wahre Urſache nicht errathen. Endlich entdecket ſich das Geheimniß. Die heimliche Verlobung dieſes ſonſt tugendhaften Paares wird der ganzen Stadt kund; und wer weiß, wie lange ſie noch ihre frühzeitige Liebe werden bedauren müſſen.

Denn es iſt bereits zu einer Regel geworden, daß ein junger Menſch nicht leicht befördert wird; dafern er ſich ſchon mit einer Braut verſorget hat. Herr Kalcau hat uns hievon ein denkwürdiges Beyſpiel gegeben. Er war zwanzig Jahre alt, und ſeine Liebſte, eines gewiſſen Secretärs Tochter, kaum achtzehnjährig; als ſie ſich mit einander verlobeten. Dreyßig Jahre hatte er ſich auf iede erledigte Dorfpfarre Hoffnung gemacht. Dreyßig Jahre hat er alle Patronen durch ſein unaufhörliches Bitten und Flehen beſchweret. Dreyßig Jahre hat endlich ſeine gar zu ſtandhafte Liebſte ihren künftigen Ehhern, von ihren wenigen Mitteln ernähren müſſen.

Endlich

Endlich hat beyder Geduld ein Ende genommen. Sie ſahen wohl, daß ihre beſte Zeit in lauter Hoffnung verſchwunden wäre. Um nun ihre erkaltende Liebe nicht gar erlöſchen zu laſſen, entſchloſſen ſie ſich, auch ohne die Pfarre die Hochzeit zu vollziehen. Nun lebt das junge Paar, dem doch ſchon die grauen Haare den Schmuck der Alten aufzuſetzen beginnen, in einer vergnügten Ehe, welche doch vermuthlich weit kürzer ſeyn wird, als der Bräutigamsſtand geweſen.

Was ſoll ich von aller Unruhe ſagen, die ein verlobter Studierender empfinden muß. Kann er auch wohl eine Stunde bey ſeinen Büchern bleiben? Kann er wohl eine Minute leben, ohne an ſeine Geliebte zu denken? Beſuchet ihn, wenn ihr wollet: entweder er wird nicht zu Hauſe ſeyn, weil er ſeine Schöne täglich ſehen muß; oder ihr werdet ihn ein ſchönes Briefchen an ſie ſchreiben ſehen, welches er mit allerley bunten Herzchen, Täubchen und anderen dergleichen Zierrathen auspußet; oder er wird ein kleines Zettelchen tauſendmal küſſen, welches ſie ihm zugeſchicket; oder er wird endlich voller Gedanken auf ſeinem Bette liegen, und den verwirrten Lauf ſeiner Liebe erwegen. Laßt ihn doch ungeſtört liegen! wir wollen doch ſehen, wie weit er es im Studieren bringen wird: wir wollen doch ſehen, wer einen ſo verliebten Träumer mit Wiſſen und Willen auf die Kanzel ſtellen wird.

Iris.

****

Das VII Stück.

Den 22 Februar, 1726.

Canitz.

Verwirf den Richterſpruch, den die Gewohnheit fällt.

So oft ich bisher nachgedacht habe, woher es doch kömmt, daß es ſo ſchwer iſt, gewiſſe Laſter abzulegen, und an ihrer Stelle etwas Tugendhaftes zu verrichten: ſo oft bin ich in meinem Nachſinnen auf die Gewohnheit gerathen. Ich habe gefunden, daß alle Schwierigkeiten, die ſich in Veränderung unſerer Lebensart eräugen, bloß von ihr herrühren. Sie iſt eigentlich nichts anders, als eine Fertigkeit, gewiſſe Handlungen, die man ſchon ſehr oft wiederholet hat, bey allen vorfallenden Gelegenheiten auszuüben. Sie erſtrecket ſich derowegen ſowohl auf böſe, als auf gute Verrichtungen. Man kann ſowohl eine Tugend, als ein Laſter, aus Gewohnheit ins Werk richten: aber es gehöret zu beydem eine lange Uebung und oftmalige Wiederholung desjenigen, deſſen man gewohnt werden ſoll. Und da es ſowohl in den Gliedmaßen des Leibes, als in den Wirkungen der Seele Gewohnheiten giebt: ſo ſieht ein ieder, daß in beyden Fällen keine Gewohnheit auf einmal entſteht. Es gehört überall viel Zeit dazu, ehe man einer Sache gewohnt werden kann.

Wie kömmt es, daß wir in unſeren Häuſern, darinnen wir gebohren und erzogen ſind, oder doch viele Jahre gewohnt haben, auch bey ſtockfinſterer Nacht, alle Zimmer und Thüren,

ren, Tische, Stühle und Betten, ja auch andere Dinge öfters so gut finden können, als wenn es licht wäre? Ich habe eine alte Frau gesehen, die, ob sie gleich stockblind war, dennoch alles im Hause verrichten konnte. Sie gieng aus einem Zimmer ins andre, ohne mit den Händen zu tappen. Sie stand von ihrem Stuhle auf, und gieng in schnurgerader Linie nach dem Orte, wohin sie wollte. Hätte man sie gefraget, wie viel Schritte ihre Stube lang sey? so würde sie es nicht gewußt haben: doch habe ich sie niemals einen Tritt zu wenig, oder zu viel, thun gesehen; wenn sie nach dem Fenster, oder nach der Thüre gieng. Sie streckte die Hand zu rechter Zeit aus, und verfehlte niemals dessen, was allezeit seinen gewissen Ort behielt. Woher kam das? Ohne Zweifel, weil sie alles dieses schon unzähligemal gethan hatte. Ihre Gliedmaßen hatten eine solche Fertigkeit in ihren Bewegungen erhalten, daß sie es nicht mehr nöthig hatten, durch eine besondre Aufmerksamkeit der Seelen gelenket und regieret zu werden. Eben so, wie die Seiltänzer es endlich so weit bringen, daß ihre Füße auch in den höchsten Luftsprüngen nicht mehr des Seiles verfehlen: oder wie jener Künstler, der subtile Sandkörner in gewisser Weite durch ein Nadelöhr werfen konnte; von dem man erzählet, daß es ihm endlich schwerer geworden vorbeyzuwerfen, als eine so kleine Oeffnung genau zu treffen.

Woher kömmt es, daß gewisse Leute, sonderlich Personen von unserm Geschlechte, bisweilen im Kopfe die weitläuftigsten Rechnungen hinausbringen können? Sie müssen bisweilen alle Arten, die Zahlen zu vergrößern und zu verkleinern, etlichemal nacheinander vornehmen, und ein andrer würde ganze Seiten voll schreiben, um die gegebene Frage zu beantworten. Sie aber sind augenblicklich damit fertig, und haben alles herausgebracht,

ausgebracht, ehe der andre weiß, mit welcher Rechnungsart er den Anfang machen soll. Auch dieses kömmt nirgend anders her, als aus der Gewohnheit. Dergleichen Leute haben öfters was auszurechnen gehabt: und doch hat es sich nicht thun lassen, allezeit ein Schreibezeug bey der Hand zu haben. Die lange Uebung, und öftere Wiederholung hat ihren Gedanken eine Fertigkeit zuwege gebracht, dasjenige ohne Mühe zu thun, was anderen sehr schwer, ja unmöglich zu seyn scheint. Nunmehr sind sie es gewohnt; und es ist nicht möglich, daß sie diese Gewohnheit so bald verlieren sollten: es wäre denn, daß sie in vielen Jahren keine einzige Rechnung mehr vorzunehmen hätten.

Wollen wir uns diese Betrachtung in moralischen Dingen zu Nutze machen: so sehen wir wohl, woher es komme, daß dem einen die Tugend, und dem andern das Laster so leicht auszuüben ist; und daß es beyden schwer fällt, ihre Lebensart zu ändern. Herr Neidhard hört von dem allergeringsten Dinge reden, welches sonst keinen andern Mangel hat, als diesen, daß es nicht von ihm selbst herkömmt: sogleich kriegt er den Krampf in die Nase; die Backen werden ihm nach den Ohren gezogen; die Lippen dehnen sich theils in die Höhe, theils herunter; er entblößet die Zähne, und stößet einen bebenden Laut aus dem Munde. Ein ieder versteht wohl, daß ich sein spöttisches Naserümpfen und höhnisches Gelächter abmalen will. Wie kömmt es aber, daß er so oft, so leicht, und aus so geringen Ursachen dazu gebracht wird? Es ist seine Gewohnheit. Und woher entsteht diese? Sowohl seine Seele, als die Gliedmaßen seines Leibes haben die dazu gehörigen Bewegungen schon so oft gehabt, daß sie sich überaus leicht wieder in dieselben Falten rücken. Man sieht es an den Lineamenten seines Gesichts, daß Neidhard ein Spötter ist; und wer

seine

ſeine Seele ſehen könnte: der würde die deutlichſten Spuren ſeiner höniſchen Urtheile von allen Dingen darinnen antreffen.

Nun iſt es zwar gewiß, daß viele von denen, die böſe Gewohnheiten an ſich haben, ſich ſelber mit gutem Bedachte daran gewöhnet haben: allein die meiſten haben ſie der ſorgloſen Auferziehung ihrer Aeltern zu verdanken. Dieſe ſollten ja mit dem größeſten Fleiße darauf ſehen, daß ihre Kinder keiner böſen Sachen gewohnt würden. Sie ſollten Achtung geben, daß ſie keine einzige laſterhafte Handlung vornehmen möchten; geſchweige denn verſtatten, daß ſie durch eine oftmalige Wiederholung eine Fertigkeit darinnen erlangen ſollten. Man hat vorlängſt geſagt, die Herzen junger Kinder wären ein zartes Wachs, dem man mit leichter Mühe allerley Bilder eindrücken könne. Nichts iſt ſo gewiß als dieſer Satz: wenn man nur hinzuſetzet, daß dieſes zarte Wachs ſich in zunehmenden Jahren in einen harten Stein verwandelt, aus welchem man die einmal eingedruckten Bilder entweder gar nicht, oder doch nicht ohne unglaubliche Mühe, austilgen kann. Wie wenig aber die allermeiſten Aeltern dieſes bey ihrer Kinderzucht vor Augen haben: das lehret die tägliche Erfahrung. Wir ſind ſehr weit von den Zeiten der alten Römer, aber faſt gar nicht von ihren böſen Sitten entfernet: zum wenigſten was dieſen Punkt anbetrift. So ſchreibt Quintilian, wenn er auf dieſe Unachtſamkeit der Aeltern kömmt, wodurch ſie ihre Kinder ſelbſt verwahrloſen:

" Wollte Gott," ſpricht er, " daß wir unſere Kinder " nicht ſelbſt verwahrloſen möchten! In der Kindheit ver- " zärteln wir ſie gleich mit lauter Leckerbißlein. Die gelinde " Auferziehung, die man ein väterliches Nachſehen nennet, " ſchwächet ihre Leibes- und Seelenkräfte. Nach was für " Dingen wird derjenige nicht in erwachſenen Jahren ſtreben,

" der

" der schon in Purpur gewindelt worden? Ein Kind kann
" kaum etliche Worte sprechen; und es fordert schon aller-
" hand kostbare Speisen. Ihren Geschmack haben wir frü-
" her unterrichtet, als ihre Zungen. Auf den sanftesten
" Betten erwachsen sie; und dafern sie ja die Erde betreten:
" so trägt man sie doch noch von beyden Seiten auf den Hän-
" den. Wir freuen uns, wenn sie unverschämte Dinge reden.
" Worte, die man an den üppigsten Orten nicht dulden würde,
" belohnen wir ihnen mit einem lächelnden Kusse. Und das
" ist kein Wunder: wir selbst haben sie darinnen unterrich-
" tet; von uns haben sie es gehöret. Sie sehen ja unsere
" Liebhaber und Beyschläferinnen. Bey unseren Gastmalen
" werden ja die schändlichsten Gesänge gehöret, und solche
" Dinge gesehen, die man aus Schamhaftigkeit nicht sagen
" darf. Daraus entsteht allmählich eine Gewohnheit; her-
" nach gar eine Natur. Und dieses lernen die armen Kin-
" der, ehe sie wissen, daß es Laster sind."

Ich könnte von dieser Materie noch verschiedenes aus des berühmten Joh. Locken Tractate von der Kinderzucht anführen: wenn dieses herrliche Buch nicht bereits ins Deutsche übersetzet wäre, und also von einem ieden gelesen werden könnte. Ich will dieses nur noch anmerken, welches zeiget, was für Schwierigkeiten es giebt, wenn man böse und tiefeingewurzelte Gewohnheiten ablegen soll.

Dion, ein naher Verwandter, und Staatsminister des syracusanischen Tyrannen, Dionysius, hatte sich gewisser Ursachen halber aus Sicilien entfernet, seine Familie aber bey Hofe gelassen. Der König, welcher sich, einer Beleidigung wegen, an ihm rächen wollte, wußte dieses auf keine bequemere Weise zu thun, als durch seinen hinterlassenen Sohn. Diesen suchte er durch eine unordentliche Lebensart zu einem vollkom-

menen

menen Böſewichte zu machen. Er verſchaffte ihm derowegen ein tägliches Wohlleben. Die gottloſeſten Buben gab er ihm zu vertrauten Cameraden; ja ungeachtet der Knabe noch kein mannbares Alter hatte: ſo mußten doch die unzüchtigſten Weibesbilder ihn zur Ueppigkeit und Wolluſt verführen. Dieſes daurete eine ziemliche Zeit alſo, bis Dion, ſein Vater, endlich wieder nach Hauſe kam. Man kann leicht denken, wie dieſem vernünftigen und tugendhaften Staatsmanne die ſchädliche Verwahrloſung ſeines Kindes wird zu Herzen gegangen ſeyn? Er erwies auch ſeinen Verdruß darüber in der That: indem er alles mögliche that, ſeinen boshaften verwöhnten Sohn wieder zurechte zu bringen. Da die Güte nichts ausrichten konnte, gebrauchte er ſich der Schärfe. Er ſetzte ihm einen rechtſchaffenen Hofmeiſter: er verſchloß ihn in ein beſondres Zimmer, um ihn von aller böſen Geſellſchaft abzuhalten: er entzog ihm alle Mittel zur Wolluſt und Völlerey, und dachte ihn durch dieſe ſtrenge Zucht wiederum zu ändern. Allein, was für Gewalt hat die böſe Gewohnheit nicht! der junge Menſch war in den Laſtern bereits ſo ſehr erſoffen, daß ihm der ietzige Zwang weit unerträglicher, als der Tod ſelber, ſchien. Er öffnete derowegen ſein Fenſter, und ſtürzte ſich etliche Stockwerke hoch herunter. Kurz, er brach den Hals, und ſein Tod lehrt überaus deutlich, welch eine grauſame Tyranninn eine böſe Gewohnheit ſey.

Zu dieſen bisherigen ernſthaften Gedanken hat mir Serioſus, einer von unſeren Correſpondenten, Gelegenheit gegeben, dem wir die Antwort noch aus dem vorigen Jahre ſchuldig geblieben ſind. Er ermuntert uns in einem Schreiben, wider ein Paar Laſter zu eifern, die bey ihm ſowohl, als bey uns, ja an allen Orten, ſehr gemein und üblich ſind. Als ich den Urſachen nachdachte, warum es ſo ſchwer iſt,

dieſelben abzuſchaffen, ſo gerieth ich auf die bisherigen Betrachtungen von der Gewohnheit, als welche faſt einzig und allein Schuld daran hat. Dieſes Schreiben iſt poetiſch abgefaſſet, und allerdings werth, daß wir es unſeren Leſern vor die Augen legen:

Ihr wiſſet allbereit, hochwerthe Tadlerinnen!
Wie hoch euch insgeſammt ein Serioſus ehrt:
Drum mag ich euch dießmal kein neues Lob erſinnen;
Wiewohl ſich euer Ruhm bey Klugen täglich mehrt.
Ihr könnt es ohnedem nicht gar zu wohl vertragen:
Wenn man euch nach Verdienſt mit Ruhm und Lob erhebt.
Ihr wollt durch euren Fleiß nicht Menſchengunſt erjagen:
Weil eure Tugend nicht nach eitler Ehre ſtrebt.
Denn Menſchengunſt iſt nicht durch Tadeln zu erreichen:
Wer dieſe wünſcht und ſucht, gebraucht die Schmeicheley.
Er muß der tollen Welt in ihrem Wandel gleichen,
Und legt das größte Lob den größten Laſtern bey.
Ihr aber wollt den Lauf gemeiner Thorheit ſtören;
Da ihr die Unvernunft der Laſter Urſprung nennt:
Dergleichen Sittenlehr will niemand gerne hören,
In deſſen Herzen noch die Glut der Lüſte brennt.
Hingegen wer ſchon ſonſt nach Tugenden geſtrebet,
Iſt ietzo ihrer Bahn um ſo viel mehr geneigt:
Da ihr ihm neues Licht der Selbſterkenntniß gebet,
Den Unterſcheid des Scheins und ächter Tugend zeigt.
Denn was mich ſelbſt betrifft; ſo muß ich oftmals lachen,
Ich ſchäme mich fürwahr vor eurer Tadelſchrift:
Sie kann mich auf mich ſelbſt erzürnt und böſe machen;
Wenn ſie von ohngefähr auf meine Fehler trifft.
Ich thue, was ich will; ſo pfleg ich erſt zu fragen:
Ob euren Lehren auch von mir genug geſchicht?
Und bin ich zweifelhaft; ſo wird gleich nachgeſchlagen,
Was eure Sittenkunſt von ſolchem Handel ſpricht?

Ich

Ich traue mir nicht mehr, ein einzig Wort zu ſprechen;
Denn ich beſorge gleich, die Mundart ſey nicht rein:
Und würde ſie euch kund, ſo würde mein Verbrechen
Ein neues Tadelblatt, vom Schreiber, Miſchmaſch, ſeyn.
Beſuchet mich ein Freund, komm ich zu andern Leuten:
So fallen mir ſogleich die Fehler ins Geſicht,
Die eure Schriften uns vernünftig übel deuten:
Kurz, mir gefällt das Thun der meiſten Menſchen nicht.
Wiewohl ich niemals gern mit Laſtern mich beflecket;
So ändert mich doch mehr das kluge Tadelblatt:
Glaubt mancher, daß in mir ein Heuchelweſen ſtecket;
Er glaube, was er will, ich bin der Thorheit ſatt.
Ihm ſey hiermit erlaubt, für ſtolz mich auszuſchreyen,
Er ſag es aller Welt: Ich wär ein Eigenſinn,
Ich liebte keine Luſt als Grillenfängereyen;
Weil ich dem Schwärmen feind, des Raſens müde bin.
Er ſpeye Läſterung von meinem großen Geize,
Der bloß darinn beſteht, daß ich nicht ſchweigen kann,
Und keinen über Durſt zu großen Gläſern reize:
Der Vorwurf ſchwärzet mich bey keinem Klugen an.
Doch euch, Geehrteſte, will ich hierbey erſuchen,
Beſtrafet doch einmal dergleichen Unverſtand,
Und macht die Völlerey und das verdammte Fluchen
In einer Tadelſchrift der ganzen Welt bekannt.
Befragt den Trunkenbold, was das für Freude bringet?
Wenn ſich ein Menſch, wie er, dem Vieh ganz ähnlich macht,
Und ſo viel Bier und Wein herabzuſtürzen zwinget,
Daß ſein Verſtand erſäuft, und ieder ihn verlacht.
Erkundigt euch hernach bey allen großen Leuten:
Ob denn ein Deckelglas des Wunſches Kraft vermehrt?
Und gebt mir auch Beſcheid: Was hat es zu bedeuten,
Daß man die großen Herrn mit großen Gläſern ehrt?
Zwar weiß ich es zum Theil: man ſagt, der Wohlſtand wolle,
Daß man auf hohes Heil und hohes Wohlergehn
Ein großes Deckelglas, kein kleines, trinken ſolle,
Allein wo mag doch wohl dergleichen Regel ſtehn?

Mich dünkt, den Wohlstand hat Herr Weinlieb vorgeschrieben,
Und Herr von Trunkenbold hat solchen eingeführt.
Er findet noch daran ein herzliches Belieben,
Und hebet oft so stark, daß ihn der Schwindel rührt.
So bald ihm nun der Wein Verstand und Sinn genommen,
Was hat er doch davon? Er wird sich selbst zur Last:
Ja selbst ein kluger Wirth, zu welchem er gekommen,
Verflucht zur Dankbarkeit den ungeschickten Gast.
Was denkt der Arme Wohl, wenn reiche Schlemmer saufen?
Ist diesen Schwelgerey und Trunkenheit vergönnt:
So kann ich ebenfalls in alle Zechen laufen;
Mich bindet kein Gesetz, was ihr verletzen könnt.
Noch ungereimter ist der Flucher ihr Beginnen;
Wenn stets der böse Geist auf ihren Lippen sitzt,
Wenn sie mit Fleiß und Ernst auf neue Flüche sinnen,
Womit hernach ihr Mund stets donnert, stralt und blitzt.
Ein Säufer sucht doch noch, Geschmack und Hals zu laben,
Er pfleget seinen Wanst, verschluckt den besten Wein;
Allein, was Flucher wohl von ihrem Laster haben,
Was das für Freude bringt, sieht mein Verstand nicht ein.
Mich wundert, Wertheste, daß man von diesen Lastern,
In eurer Blätter Zahl noch ganz und gar nichts findt,
Vergesset sie doch nicht, da sie auf euren Pflastern,
Bey den Studierenden, wie hier, im Schwange sind.
Man hört den Dedemann und Wagnern drüber klagen,
Was der von Rittersdorf für Donnerworte führt:
Wenn ihm Gewinnst und Glück im Spiele fehl geschlagen;
Und wenn er aus Versehn den Ball nicht recht berührt.
Dafür wird euch ein Freund mit treuem Munde loben,
Der bey dem Adelstand der Tugend nicht vergißt;
Der, weil ihn Gott versorgt, und unverdient erhoben,
Ihn demuthsvoll verehrt, und euch ergeben ist.

Serioſus.

Was ich von diesen beyden Lastern noch zu sagen habe, das muß ich auf ein andermal ausgesetzt seyn lassen, und meine Leser so lange um eine kleine Geduld bitten. Calliste.

Das

Das VIII Stück.

Den 1 März, 1726.

Günther.

An Stümpern fehlt es nicht: allein ich seh und weiß,
Wie viel Verstand, und Zeit, und Kunst, und Geist, und Fleiß
Ein gründlich Werk begehrt, das Kluge lüstern machen,
Des Purpurs würdig seyn, der Richter Neid verlachen,
Und ewig dauren soll. = = = = = =

Ich bin am ersten so glücklich, daß ein Freund unserer wöchentlichen Blätter insbesondere an mich ein Schreiben abgelassen hat. Und weil dasselbe wohl geschrieben ist, auch verschiedene besondere Gedanken in sich hält: so will ich dasselbe heute meinen Lesern mittheilen, und, so viel der Platz zulassen wird, meine Gedanken davon eröffnen.

Edle Phyllis!

Mit dem allergrößesten Vergnügen, habe ich bisher in denen von Ihnen und Dero Gespielinnen verfertigten lehrreichen Blättern ersehen, wie Sie nicht allein die Reinigkeit und Zierlichkeit der deutschen Sprache, wovon ich ein großer Liebhaber bin; sondern auch absonderlich der deutschen Reim- und Dichtkunst, durch Ausmusterung verschiedener mit unterlaufender Fehler und Schwachheiten, zu einigem Glanze und größerer Vollkommenheit zu verhelfen, bemühet sind. Vor allen anderen hat mirs gefallen, daß Sie die Namen- und Jahrzahlenreime, nebst anderen dergleichen Lappereyen, unter die poetischen Narrenpossen gerechnet haben. Ich wollte, Sie hätten auch zugleich derjenigen Gedichte erwähnet,

die, durch Verlängerung und Verkürzung der Zeilen und Reime, gewiſſe Bilder vorſtellen müſſen: angeſehen man in vielen berühmten Dichtern Exempel davon findet. Uebrigens ſehe ich nicht, wie die Ausländer Urſache haben ſollten, uns deshalber ſonderlich zu verlachen: gewiß, die Franzoſen begehen mit ihren Endreimen, (bouts-rimez) eine ſo große Thorheit, als unſere Reimſchmiede mit ihren Buchſtaben- und Jahrzahlentändeleyen. Ja ich glaube auch, daß hiervon nicht alle auswärtige Völker freyzuſprechen ſind: angeſehen man hier und da ſchon dergleichen antreffen würde.

Als ich dergleichen Gedanken neulich, bey einer Pfeife Taback, etwas nachhieng; verfiel ich unverſehens auf die Frage: Ob nicht die ganze Poeſie für eine lächerliche Schwachheit zu halten ſey? Denn habe ich etwas Kluges vorzubringen: warum iſt es nöthig, daß ich mich eben an ein gewiſſes Maaß und einen beſondern Klang der Worte binden ſoll? Dieſes mag ſo fließend ſeyn, als er will: ſo kömmt es doch allezeit gezwungener heraus; als wenn man ſeine Sache fein natürlich von ſich giebt, wie andere ehrliche Leute reden und ſchreiben. Was von den Namenverſen geſagt werden kann, da man ſich, gewiſſer Buchſtaben wegen, am Anfange oder Ende der Zeilen martert: das läßt ſich gar füglich auf die ganze Dichterey ziehen. Haben ja manche Poeten in ihren gebundenen Schriften dann und wann artige Gedanken auszudrücken gewußt: ſo hätten ſie ſolches unfehlbar in ungebundener Rede, wo nicht beſſer, doch wenigſtens eben ſo gut; bewerkſtelligen können. Ich ſchweige, daß man auch bey den beſten Dichtern lange genug, wie eine Henne auf dem Miſte, ſcharren und ſuchen muß, ehe man unter dem Kehrichte unnöthiger Worte etwas geſchicktes finden kann.

Nun iſt es zwar nicht zu leugnen, es ſind zu allen Zeiten, und an allen Orten, vielerley nichtswürdige und brodloſe Künſte im Schwange gegangen: allein ich wundre mich nicht wenig, daß man bey ſo vielen Völkern, und von ſo langen Zeiten her, auf dem wunderlichen Eigenſinne, Verſe zu machen, ſo beſtändig geblieben iſt: da er doch nicht den geringſten Nutzen, wohl aber öfters Schaden verurſachet. Nimmermehr würden ſo viel Thorheiten auf das Papier geklecket werden: wenn man es nicht vermittelſt der Dichtkunſt ins Werk richtete. Viel tauſend unwürdige und

laſterhafte

laſterhafte Menſchen hätten anderen nach ihrem Tode keine Aergerniß, und keine Gelegenheit zu ſündigen geben können: wenn die Leichenverſe nicht eingeführet wären. Eine ſchreckliche Menge von Läſter- und Schmähſchriften würde niemals zum Vorſcheine gekommen ſeyn: wenn die Gewohnheit, Leute an ihren hochzeitlichen Ehrentagen durch die Hechel zu ziehen, nicht aufgebracht wäre. Und wie viele würden noch dieſe Stunde für kluge Leute mit hinlaufen: wenn ſie ſich nicht, in ihren verliebten Stunden, hätten verleiten laſſen, Verſe zu machen.

Die meiſten Geſchichte, und was wir ſonſt von dem älteſten Zuſtande der nordiſchen und einiger anderer Völker noch wiſſen, haben wir zwar mehrentheils aus alten überbliebenen Verſen erlernet: allein man wird mir Beyfall geben, daß dergleichen poetiſche Geſchichtſchreiber viel klüger gehandelt hätten, wenn ſie ſich durch ihre Reime nicht noch dunkler gemacht, und aus poetiſcher Freyheit viele Unwahrheiten mit untermiſchet hätten. Und ob wir wohl gar feine und geiſtreiche Geſänge zu unſerer Haus- und Kirchenandacht haben: ſo ſieht doch ein ieder, daß darinnen viel Schlechtes, um des Reimes wegen, vorkömmt, welches in ungebundener Rede gar wunderlich lauten würde. Zuförderſt aber werden die Herren Liebhaber der geſchriebenen Alterthümer mir großgünſtig verzeihen, wenn ich dafür halte, daß, in denen von ihnen angebetheten griechiſchen und lateiniſchen Versmachern, viel eher die größeſte Thorheit, als die geringſte Weisheit, anzutreffen ſey. Inſonderheit verdienen die zwey großen Lichter an dem altväteriſchen Himmel der wahren Schulfüchſerey, Homer und Virgil, mit ihren einfältigen Kinderweibermährlein, hierinnen den Vorzug.

Man meynet ſonſten, die Sternſeherkunſt ſey von den Schäfern in Chaldäa, bey nächtlicher Bewachung ihrer Heerden, erfunden worden. Ich glaube, man könne mit gleichem Grunde vorgeben, daß die arkadiſchen Schäfer, da ſie ſich bey Tage mit einander überdrüßig geplaudert, und nichts mehr zu reden gewußt, auf den wunderlichen Einfall gerathen, ihre Liebesgrillen, auf eine gezwungene und gekünſtelte Art, einander für die lange Weile vorzuſingen. Dieſe großen Leute werden alſo für die Erfinder dieſer unnöthigen Kunſt zu halten ſeyn.

Vielleicht kömmt es eben daher, daß die Schäfer noch diese Stunde, nebst den heidnischen Göttern, so oft in den Gedichten vorkommen. Allein es erhellet hieraus, daß die Poesie für nichts, als für einen bloßen Zeitvertreib, kann angesehen werden: und ich sehe daher nicht, ob man von poetischen Gesellschaften, und Belohnungen poetischer Zeitvertreiber, so großes Aufheben zu machen habe? Damit man sich aber nicht einbilde, daß das bekannte Sprüchwort an mir eintreffe, eine Kunst werde nur von denen verachtet, die sie nicht verstehen: so versichere ich, daß das Frauenzimmer, und der Müßiggang, als die Ursprünge alles Uebels, auch mich gar oft verführet, einige Verse aufzusetzen, die mir eben keine Schande machen würden. Ich könnte hiervon leicht eines und das andre beylegen, wenn ich nicht unerkannt bleiben wollte. Sehen Sie also, vernünftige Phyllis, zu was für einem Nachsinnen mich Dero XLIX Stück des vorigen Jahres verleitet. Ich ersuche Dieselbe hiermit, wofern ich, wie leicht geschehen könnte, auf eine irrige Meynung gerathen wäre, mich unbeschwert eines bessern zu belehren: wofür ich zeitlebens seyn werde,

Edle Phyllis,

Dero

Von hier aus, den 27 Jenner, 1726.

ergebenster Diener,

Ernst von Cypressenwald.

Es ist etwas Seltsames, daß ein Poet, dafür sich unser Correspondent ausgiebt, von seiner eigenen Kunst so wenig eingenommen ist, daß er auch gar die Feder ansetzet, dieselbe herunter zu machen. Wir, denen seine Person und sein Name gar nicht bekannt ist, sollten fast auf die Gedanken gerathen, es müßten ihm seine Verse überaus sauer werden; oder er müßte durch einige satirische Gedanken ohngefähr einmal übel angekommen seyn. Doch dem sey wie ihm wolle, ich

wollte,

wollte, daß er ſich etwas deutlicher erklärt hätte: Ob er die Poeſie an ſich; oder das Sylbenmaaß, das in der griechiſchen, lateiniſchen und deutſchen Dichtkunſt gewöhnlich iſt; oder die Reime, zu verwerfen willens ſey? Er redet überaus zweydeutig oder allgemein von der Sache: wenn ich ihm aber antworten ſoll, ſo muß ich dieſe drey Dinge erſt aus einander ſetzen.

Daß man von der Poeſie überhaupt faſt niemals ſo billig urtheilet, als man wohl ſollte, das kömmt daher: weil man ihren wahrhaften Werth nicht erkennet. Wer ſie nach ihrer Würde hochſchätzen will, der muß einen Verſtand haben, der nicht von gemeiner Gattung iſt. Wer kann ſich doch erinnern, daß Alexander, Scipio, Julius Cäſar, Auguſt, und alle große Leute des Alterthums, dadurch gerühret worden, ohne eine große Hochachtung gegen dieſelbe zu bekommen? Die Poeſie iſt in der That unter allen freyen Künſten die vortrefflichſte. Alle andere Künſte ſind eingeſchränkt: die Poeſie aber hat gar keine Grenzen; wer in derſelben fortkommen will, der muß faſt alles wiſſen. Allein, dieſe Vortrefflichkeit kann nicht beſſer erkannt werden, als wenn man einen Entwurf derjenigen Eigenſchaften machet, die nothwendig zu einem rechtſchaffenen Poeten gehören.

Es gehört dazu eine mehr als gemeine Geſchicklichkeit, ein ſonderbares Naturell, ein richtiger, durchdringender, gründlicher und allgemeiner Verſtand; eine fruchtbare, lebhafte und lautere Einbildungskraft. Dieſe hohe Gabe wird weder durch die Kunſt, noch durch das Studieren zuwege gebracht. Sie iſt ſchlechterdings ein Geſchenk des Himmels, und zeiget einen großen Geiſt an. Groß iſt er in der Beurtheilungskraft, welche alles mit einem großen Reichthume der annehmlichſten Gedanken abbildet, und ſeinen Werken

dadurch eine besondere Schönheit mittheilet. Wie nun die Beurtheilungskraft ohne Geist ganz kalt und matt ist: so ist der Geist ohne die Beurtheilungskraft ausschweifend und blind. Ein berühmter französischer Kunstrichter sagt derowegen, Ovid in seinen Verwandlungen, und Lucan in seinem pharsalischen Kriege, hätten sich aus Mangel der richtigen Beurtheilungskraft, bisweilen vergangen; Ariost habe zu viel, Dantes aber zu wenig Feuer gehabt: Bocacius habe einen zwar richtigen, aber sehr eingeschränkten Verstand gewiesen; und der Ritter Marino sey zwar von großer Fähigkeit gewesen, es habe ihm aber an Richtigkeit der Gedanken gefehlet. Mit einem Worte, zu einem vollkommenen Poeten gehört eine gleiche Mischung von Vernunft und Einbildungskraft, von Nachdruck und Lieblichkeit, von Einsicht und Zärtlichkeit; eine allgemeine Beredsamkeit und besondere Tiefsinnigkeit. Solche vortreffliche Eigenschaften nun müssen zusammen kommen, einen rechten Poeten hervorzubringen.

Man thut also der Poesie ein großes Unrecht an: wenn man dasjenige, was eine bloße Wirkung der Einbildungskraft ist, für Proben der wahrhaftigen poetischen Geschicklichkeit ansieht. Der Unverstand derer, die also urtheilen, macht, daß sich Idioten zu Poeten aufwerfen, denen etwa ein Madrigal, oder eine ungereimte Ueberschrift, oder ein Glückwunsch gelungen ist; daran die bloße Einbildungskraft in ihrer natürlichen Unrichtigkeit, Theil gehabt. Zu dergleichen Dingen aber ist nicht ein Fünkchen von demjenigen himmlischen Feuer nöthig, welches nur außerordentlichen Geistern eigen ist. Horaz befiehlt, man soll den Namen eines Poeten nur demjenigen geben, der eine besondere Hoheit der Seelen, und was Göttliches im Verstande besitzet, daneben die

erhabensten

erhabenſten Gedanken in einer majeſtätiſchen Sprache ausdrücken kann. Ein Sonnet, ein Ringelgedicht, und alle die kleinen Scherz- und Hochzeitverſe, davon man oft ſo viel Weſens macht, ſind gemeiniglich Früchte einer wallenden Einbildungskraft; und zu dergleichen Dingen iſt auch ein ſeichter Geiſt ſchon fähig genug.

Hieraus iſt nun leicht abzunehmen, daß man den arkadiſchen Schäfern gar zu viel Ehre anthut: wenn man ſie für Erfinder dieſer ſo vortrefflichen Kunſt ausgeben will. Es mag ſeyn, daß ſie bey ihrer Sackpfeife ein paar barbariſche Liebeslieder geſungen haben: deswegen waren ſie noch keine Poeten. Wie aber aus Fiſcherhütten und Bauerhäuſern endlich die anſehnlichſten Städte entſtanden ſind: ſo iſt auch vielleicht aus Veranlaſſung dieſer einfältigen Sänger die Dichtkunſt entſproſſen. Wer will ſie aber deswegen verachten?

Die Wahrheit zu geſtehen, ſo ſcheint unſer Correſpondent die Poeſie überhaupt nicht verworfen zu haben. Er redet nur von den Fehlern der Poeten, die man für Meiſter in dieſer Kunſt ausgiebt. Allein geſetzt, daß Homer und Virgil noch nicht die höchſte Stufe der Vollkommenheit erſtiegen hätten, die man ſich in Gedanken vorſtellen könnte: wären ſie deswegen nicht für große Leute zu halten? Geſetzt, ſie hätten die Fabeln von ihren Göttern allenthalben in ihren Gedichten angebracht: ſind ſie deswegen mehr zu tadeln, als wenn ein heutiger Poet, Engel und Teufel und alle Geheimniſſe unſrer Religion in ſeine Verſe einfließen ließe? Der Ausdruck aber ſcheint uns gar unerträglich zu ſeyn, daß man in den alten Dichtern viel eher die größeſte Thorheit, als die geringſte Weisheit, antreffen ſoll. Gewiß, wer ein ſo verwägenes Urtheil fällen, und behaupten will: der muß ſehr feſt im Sattel ſitzen. Es iſt mit dem kühnen Ausſpruche allein nicht gethan.

thun. Und was für ein Hochmuth blicket nicht dabey hervor: wenn man dasjenige spottet, was alle kluge Leute so viel tausend Jahre lang hoch geschätzet haben? Wir rathen unserm Herrn von Cypressenwald, die Alten erst recht verstehen zu lernen und fleißig zu lesen, ehe er sich unterwindet, einen so stolzen Richter abzugeben. Es gehöret sehr viel dazu, wenn man nur in den Stand kommen will, alle Schönheiten der Alten recht wahrzunehmen, und man muß nicht nur etliche Seiten eines Homers oder Virgils, sondern sein ganzes Gedicht durchlesen, ehe man von ihm urtheilen kann. Etliche Bogen Verse, derer wir uns bey dem verderbten Geschmacke unsrer Zeiten irgend nicht schämen dörfen, setzen uns noch lange nicht in den Stand, ganze Heldengedichte für Narrenpossen auszurufen.

Was das Sylbenmaaß der Poesie anlanget: so ist es gewiß, daß dasselbe kleinen Geistern eine unsägliche Marter verursachet. Diesen ist es ein rechtes Glück, wenn sie etliche reine und wohlfließende Verse aushecken. Darum ist es ihnen aber auch zu rathen, daß sie das Versemachen bleiben lassen. Sie können uns das Kluge, was sie irgend zu sagen haben, nur in ungebundener Rede vortragen: sie mögen doch aber auch dabey versichert seyn, daß es sehr mager herauskommen werde; wenn sie nicht mehr Fleiß auf ihre ungebundene Schreibart wenden, als die meisten bisherigen Scribenten der Deutschen gethan haben. Giebt es viel abgeschmackte, lästernde und ärgerliche Verse: an ungebundenen Schriften fehlt es uns gewiß auch nicht, die nicht ein Haar besser sind. Es steckt aber in der harmonischen Abwechselung langer und kurzer Sylben allerdings eine große Vollkommenheit. Es ist eine Gattung von Musik darinnen verborgen, die dem Gehöre nothwendig gefallen muß. Hierinnen übertrifft auch

unsre

unsre Poesie die Gedichte der meisten europäischen Nationen; indem wir so sehr auf das Sylbenmaaß Acht haben, als sie es versäumen. So lange wir Menschen eine Einbildungskraft und Sinne behalten, das ist, so lange wir Menschen bleiben: so lange wird auch die Poesie allezeit ihre erwünschte Wirkung haben. Soll man denn alle Wahrheiten in geometrischen Beweisen der Welt vorlegen? Soll man ihr, dem Scheine nach, trockenes Wesen, auf keine Art zu versüßen suchen? Hat uns denn die Natur den Witz und die Lebhaftigkeit umsonst gegeben? Was haben denn diese nicht für eine durchdringende Kraft? Wie herrschen sie nicht über das menschliche Geschlecht? Hierinnen sind nun die Poeten rechte Helden.

Wir lesen ja mit Lust Aeneens Abentheuer;
Warum? Begegnet ihm ein grimmig Ungeheuer:
So hat es sein Virgil so künstlich vorgestellt,
Daß uns, ich weiß nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör ich Dido dort von Lieb und Undank sprechen:
So möcht ich ihren Hohn an den Trojanern rächen.

Canitz.

Endlich kann ich, die Ehre meines Geschlechts zu retten, es nicht ungeahndet lassen, daß unser Correspondent das Frauenzimmer und den Müßiggang für die Ursprünge alles Uebels hält. Welch eine Unbedachtsamkeit (ich könnte fast Verwägenheit sagen) ist es nicht, dergleichen Compliment an ein Frauenzimmer zu schreiben? Seht mir doch den heiligen Herrn von Cypressenwald an, der nur durch uns Frauenzimmer böse gemacht wird! Und wozu haben wir ihn denn verleitet? Welches ist die große Sünde, dazu wir Anlaß gegeben haben? Er hat angefangen Verse zu machen! Das, das ist das böse Ding! O wie glücklich wären wir, wenn unser Geschlecht niemals was schlimmers angestiftet hätte; und

wenn

wenn der Herr von Cypreſſenwald nur ein rechtſchaffener Poet würde: ſo bekämen wir Frauenzimmer wieder einmal das Lob, welches der Herr von Beſſer ſeiner Kühleweininn gegeben; daß ſie ihn nämlich zum Poeten gemacht habe. Wer es ſo weit in der Poeſie bringet, als dieſer berühmte Mann, der wird dieſe herrliche Kunſt nicht mehr für eine lächerliche Schwachheit halten. Doch der Herr von Cypreſſenwald ſelbſt hält ſie nicht dafür: ſeine Tabacksſpeife iſt der unzeitige Ohrenbläſer geweſen, der ihm dieſe ungegründete Meynung in den Kopf gebracht hat. Wir wünſchen ihm eine Pfeife von demjenigen Canaſter, auf welchen Günther ein Lobgedicht gemacht hat. Dieſer wird ihn ohne Zweifel auf vortheilhaftere Gedanken von der Poeſie bringen.

Phyllis.

Das IX Stück.

Den 2 März, 1726.

Pietſch.

Auf! feſſelt die Natur, löſcht das entbrannte Blut!
Wenn ihr ja lieben wollt, ſo liebt nach den Geſetzen,
Sonſt wird die Roſe euch durch ihren Dorn verletzen.

Da ich ietzo wider Vermuthen durch einige häusliche Geſchäffte abgehalten werde, meinen geehrteſten Leſern eigene Gedanken vorzulegen: ſo will ich ihnen ein paar Briefe mittheilen, davon ich mir eine gute Wirkung verſpreche. Die werthgeſchätzte Verfaſſerinn des erſten muß ich um Vergebung bitten, daß er bisher eine gute Zeit unter anderen Schriften verleget worden, und alſo faſt gar ins Vergeſſen gerathen wäre. Er lautet alſo:

Geehrte Tadlerinnen!

Ob gleich euer argwöhniſches Urtheil von meiner freyen Zuſchrift mit der Hoffnung gar nicht übereinſtimmete, die mir allezeit der Anblick eurer Blätter erwecket: ſo muß ich euch dennoch, für die gütige Einrückung meines Briefes, meiner Ergebenheit verſichern. Erlaubet mir, daß ich mich von dem Verdachte einer ſchlauen Schmeichlerinn befreye. Es ſey fern, daß ich euch wegen der Verſchweigung einer Hauptmaxime getadelt haben ſollte: ich habe nur erinnern wollen, daß die oftmals wiederholte Nachricht, wo eure Blätter zu haben ſind, euren wohlerwogenen Gedanken unbilliger Weiſe den Platz einer halben Seite geraubet. Und alle Kenner eurer Arbeit ſind euch, der hierinnen gemachten Aenderung wegen, unendlich verbunden. Vielleicht ſind dieſes aber auch glatte

Worte,

Worte, deren Innhalt dennoch ſtachlicht iſt. Ich habe euch meine Sehnſucht nach eurer tugendvollen Freundſchaft entdecket: eure Vorſichtigkeit aber läßt mich euren Entſchluß, allererſt nach Beantwortung der mir vorgelegten Fragen, hoffen.

Wiſſet demnach, geliebteſte Tadlerinnen, daß die Vorſorge meines Vaters es allerdings meiner Willkühr anheim geſtellet, mir die jungfräulichen Tugenden in eurem Umgange zuwege zu bringen. In ſolcher Abſicht verwilligte er, daß ich ihn auf ſeiner Reiſe, nach dem Hofe eines von Halle nicht weit entlegenen Fürſten, begleiten mochte. Mein Verlangen, euch kennen zu lernen, mehrete ſich unbeſchreiblich, als ich daſelbſt, in eurem XLVI Stücke, meines Briefes anſichtig wurde. Mein Vater mußte es zugeben, daß ich nach Halle fahren durfte, um meinen leiblichen Bruder daſelbſt zu ſprechen. Kaum war ich daſelbſt angelanget, und kaum hatten wir uns über unſer Wohlergehen erfreuet, als ich ihm anlag, mich die Tadlerinnen kennen zu lehren, und das Urtheil ſeiner guten Freunde, eurer Landesleute, von eurem Frauenzimmer zu rechtfertigen. So unmöglich ihm das erſte war, ſo leicht ward ihm das andre. Dort mußte ich mit Muthmaßungen zufrieden ſeyn: hier aber ward mir die Wahrheit recht deutlich erwieſen.

Mein Bruder ſchickte ſeinen Diener an die Jungfer Adelliebinn, mit der Bitte, ihm einen Beſuch zu erlauben. Er ſagte es mir vorher, daß der Diener mit einem gewöhnlichen Nein zurücke kommen würde: doch ich hielt dieſes Vorgeben für eine Grille, indem mein Bruder, durch eine gewiſſe Begebenheit, in die Umſtände war geſetzet worden, daß die Adelliebinn ſowohl, als ihre Mutter, ſich unmöglich einem ſo gleichgültigen Anſuchen widerſetzen konnten, ohne ſich eines Hochmuthes oder Bauerſtolzes ſchuldig zu machen. Dem ohngeachtet aber geſchah es, wie mein Bruder vermuthet hatte; und als ich mich deswegen entrüſten wollte, ſo ſuchte er mich durch die Vorſtellung zu beſänftigen: Daß dieſe ſölpiſche Lebensart die Erhaltung eines guten Namens zum Grunde hätte. Um hiervon mehrere Gewißheit einzuziehen, ſo fertigte ich den Diener abermal zur Adelliebinn ab, mit dem Vermelden, daß ich, die Schweſter ſeines Herrn, die Freyheit verlangete, der Jungfer Adelliebinn, und ihrer Frau Mutter, meine Aufwartung

zu

zu machen. Er kam bald wieder, und brachte mir die Nachricht, daß ihnen dieses sehr fremde vorgekommen wäre, und daß sie nochmals den Besuch ausgeschlagen hätten. Ich erzürnte mich nicht wenig darüber, und machte mir von der strengen Lebensart eures Frauenzimmers einen sehr lebhaften Abriß; zumal mir mein Bruder noch andere Proben davon vorzuschwatzen wußte. Es fehlte nicht viel, daß ich ihm vollkommnen Glauben gegeben hätte, wenn mir nicht ein einziger Abend die Verstellung dieser Vestalinn entdecket hätte.

Ich hielt es für meine Schuldigkeit, der vornehmen Inwohnerinn des Hauses, wo mein Bruder sein Zimmer hat, aufzuwarten, welche mich auch nicht eher, als gegen eilf Uhr des Abends, wieder von sich ließ. Als ich mich auf den Rückweg nach dem Gasthofe gemacht hatte, begegnete mir die wunderschöne Adelliebinn in den Armen eines mit Gold bebrämten Herrn, den sie zum Begleiter hatte. Mein Bruder errieth es sogleich, wer beyde Personen waren, und eilte mit mir auf sie zu, so, daß sie in keine andere Straße ausweichen konnten, und bey uns vorbey zu gehen genöthiget wurden. Urtheilet selbst, wahrheitliebende Tadlerinnen! was ich mir von dieser strengen Tugend meiner Freundinn für einen Begriff gemacht? Erwäget aber auch, mit wie vieler Gleißnerey dergleichen Frauenzimmer die Leute bethöret. Was dünket euch von solchen Kindern der Finsterniß? Sie besorgen, bey Tage den Weg der Tugend zu verfehlen: aber des Nachts ist ihnen dieser Pfad so gewiß, daß sie die sichersten Tritte thun, wenn ihnen gleich die Begierden eines wachsamen Liebhabers häufige Steine in den Weg legen. Bestrafet doch dergleichen Tockenwerk, und lehret unser Geschlecht, worinnen eine wahre Tugend bestehe? Die meisten wünschen nur vor den Augen der Leute rein und lauter zu scheinen. Ein solcher Schatten der Tugend aber ist die größte Thorheit. Wo bleibt noch die Ueberzeugung des Gemüths, daß man wirklich recht handle? Hat diese von dem Wahne der Welt ihren Ursprung; oder stammet sie von einem guten Gewissen her?

Ich breche hier ab, und bezeuge aufrichtig, daß ich euch gar nicht für Mitschwestern der gekünstelten Adelliebinn halte. Ich bekenne, daß ich Halle mit großem Widerwillen verlassen habe,

weil mir eure Perſonen nach wie vor unbekannt geblieben ſind. Lebet wohl, wertheſte Tadlerinnen! fahret fort, uns ferner zu unterweiſen. Ich höre niemals auf zu ſeyn

Am Berge in H. den 18 Dec. 1725.

Eure ergebene Satilde.

Galante und ſchöne Iris!

Sie nehmen es nicht übel, daß ich Ihnen, auch wider Ihren Willen, den Namen eines galanten und ſchönen Frauenzimmers beylege. Das erſte verdienen Ihre klugen und gerechten Gedanken von der wahren Galanterie, welche leider bey dem wenigſten Frauenzimmer anzutreffen iſt, welches doch dieſen Namen mit aller Gewalt behaupten will: das andre aber legen Ihnen Ihre eigene Mitgehülfinnen bey, denen man hierinnen um ſo viel mehr glauben kann, ie geſchickter dieſelben ſind, vor allen anderen ein gegründetes Urtheil davon zu fällen. Sie werden ſich vielleicht wundern, daß ich ſo leichtgläubig bin, und etwas für ſchön halte, weil es anderen ſo vorkömmt: allein ich werde mich nicht betrügen, wenn ich hierinnen dem Urtheile einer gelehrten Phyllis eben ſo viel zutraue, als andere einem betrüglichen und eiteln Scheine beyzumeſſen pflegen. Die angenehmen Betrügereyen einer Schönheit ſind ſo anreizend, daß auch ein Geübter genug zu thun hat, ihren Feſſeln zu entgehen; geſchweige denn, daß ein junger und feuriger Menſch die ſüße Knechtſchaft vermeiden ſollte, welcher hierinnen dem Triebe der Natur zu folgen glaubet. Seine Augen ſind mit Blindheit geſchlagen; denn er ſieht nur die Schminke, nicht aber die rechte Beſchaffenheit eines ſchönen Angeſichts. Seine Ohren ſind taub; denn er höret nicht die Ermahnungen ſeiner Freunde, ſondern er folget nur der entzückenden Stimme ſeiner Sirenen. Sein Verſtand iſt ganz verwirret; weil er nur immer auf neue Erfindungen ſinnet, ſich mehr und mehr in die elendeſte Sklaverey zu ſtürzen. Mit einem Worte: Ein Menſch, welcher ſich von einer Schönen bethören läßt, iſt das unglücklichſte Geſchöpf; weil er alles Gute, was ihm von Natur beywohnet, dieſem Abgotte aufopfert.

Sie vergeben, wertheſte Iris, daß die Betrachtung meines vorigen Elendes mich zu einer Ausſchweifung verleitet, welche zwar

nicht

nicht gar zu wohl hieher gehöret; doch aber eine Urſache dieſer Zeilen iſt. Mein Vorſatz iſt nämlich, durch Darſtellung meines eigenen Beyſpiels anderen zu zeigen: wie gefährlich es ſey, unter die Gewalt einer Schönen, aber dabey nicht recht tugendhaften Perſon zu gerathen. Ich will ſie auch desjenigen Nutzens theilhaftig machen, den ich mit meinem Schaden aus dem Umgange mit dem Frauenzimmer gezogen habe.

Unter vielen Oertern, welche ich auf eine zeitlang zu meinem Aufenthalte erwählen ſollte, gefiel mir endlich eine gewiſſe Stadt, welche nicht allein wegen der Muſen, ſondern auch wegen der Artigkeit des Frauenzimmers berühmt war. Dieſe ſchönen Vorzüge dachte ich mir ſehr wohl zu Nutze zu machen, und das Studieren mit einem angenehmen und nutzbaren Umgange der dortigen Schönen zu vereinigen. Mein Glück wollte mir auch ſo wohl, daß ich gegen über dem Hauſe eines, dem erſten Anſehen nach, ſehr geſchickten Kindes meine Wohnung bekam; auch bald darauf, durch ihre auſſerordentliche Freundlichkeit veranlaſſet, Gelegenheit fand, meinen Vorſatz ins Werck zu richten, und ihr meine erſte Aufwartung zu machen. Sie zeigte mir bey dieſem Beſuche ihren aufgeweckten Verſtand, und wußte in ihre Reden ſolche auserleſene Regeln der Sittenlehre einzumiſchen, daß ich bald merkte, daß ſie eine Schülerinn Thomaſii ſeyn, und zum wenigſten die Lehre von Temperamenten in etwas geleſen haben müßte. Ich fieng alſo an, dieſe Schöne mit beſonderer Hochachtung zu verehren, und ihre fernere Bekanntſchaft mit der unruhigſten Begierde zu verlangen: welches mir auch ihre ſonderbare Güte niemals abſchlagen konnte. Drey oder viermal war ich ſchon ſo glücklich geweſen, in ihrer Geſellſchaft zu ſeyn, als ich ziemlich ſtutzig gemacht wurde. Ich hörte ſie, anſtatt ihrer bis dahin gewöhnlichen Moral, von ihren Liebesbegebenheiten reden. Sie zeigte mir verſchiedene Briefe von ihrem Liebhaber, und endlich gar das Bildniß deſſelben, wobey ſie ſeufzend und mit einem betrübten Blicke meldete: dieſes wäre die Perſon welche ſie unglücklich machte. Bisher hatte ich noch meine Vernunft zur Begleiterinn gehabt; iezo aber ward ich ganz weichherzig. Es überfiel mich ein zärtliches Mitleiden, welches mich völlig aus dem Stande ſetzte, dieſem Zufalle etwas genauer

nachzudenken. Ich forſchte begierig nach der Urſache dieſes Unglückes, das ſie beſorgete; und hörte zu meiner nicht geringen Verwirrung, oder auch vermeynten Beruhigung meines ſchon beſtrickten Herzens, daß ſie dieſelbige unmöglich lieben könne.

Ach, wertheſte Iris, wenn ich noch an den damaligen Zuſtand meines Gemüths gedenke, ſo begreife ich ſehr wohl, wie gefährlich es ſey, ſich einer raubbegierigen Schönheit zu nähern, und doch nicht mit den Waffen einer gehörigen Klugheit und Vorſichtigkeit verſehen zu ſeyn. Mein ganzes Dichten und Trachten gieng bloß dahin, mich mit dieſer Perſon genauer zu verbinden: die nicht nur in meinen Augen die Tugend ſelber war; ſondern auch gegen mich eine beſondere Vertraulichkeit und Güte ſpüren ließ. Doch der folgende Tag ſchlug alle meine Hoffnung auf einmal darnieder. Ich bemerkte nämlich eine ungemeine Aenderung an ihr, indem ſie mir mit dem kaltſinnigſten Weſen begegnete. Anſtatt daß ſie mir vorher mit Auslegung ihres moraliſchen Kramś faſt einen Ekel erwecket, und von ihrem choleriſchen Temperamente ganze Stunden geprediget hatte: ſo war ſie ietzo ganz ſtill. Bald ſaß ſie unbeweglicher als ein ſteinernes Bild, bald ſah ſie mich mit einer ſpröden Mine von der Seiten an; bald ſtellte ſie ſich ans Fenſter, und dankte den häufig vorbeygehenden Herren Studenten, mit der allergrößeſten Höflichkeit. Was ſollte ich armer verurtheilter Liebhaber machen? Mir ward gewiß ſo übel zu Muthe, daß ich nicht geſchickt war, ein kluges Wort aufzubringen. Ich ergriff alſo meinen Hut und beurlaubte mich in großer Unordnung, ward auch von ihr, wider ihre Gewohnheit, nur bis auf die Hälfte ihres Zimmers begleitet. Kaum war ich auf meine Stube gekommen, als ich über dieſen eingebildeten Schimpf ſo zornig ward, daß ich auch mit dem Fuße wider die Erde ſtampfete, und feſt bey mir beſchloß, keine fernere Gemeinſchaft mit dieſer Hochmüthigen zu haben.

Zween Tage hatte ich ſchon mit großer Marter zurücke geleget, als ich ohngefähr zum Fenſter heraus ſah, und zu meiner großen Beſtürzung von dieſer Liſtigen aufs allerfreundlichſte gegrüßet wurde. Hiemit hatte mein ganzer Zorn auf einmal ausgebrannt. Ich entſchloß mich augenblicklich, mich mit dieſer Schönen des folgenden Tages wieder zu verſöhnen. Beym Eintritte in ihr Zimmer

ſtellte

ſtellte ich mich zwar ganz kaltſinnig, redete von lauter gleichgültigen Dingen, und wollte alſo eben die Probe mit ihr vornehmen, welche ſie zuvor an mir verſuchet hatte. Aber wie bald ward ich umgekehret! Ich war noch keine halbe Stunde bey ihr, als ſie über eine Unpäßlichkeit zu klagen anfieng. Das vermeynte Uebel ward immer ärger, ſo daß ſie ſich endlich mit den empfindlichſten Worten über die entſetzlichſten Schmerzen beklagte. Sie warf ſich auf ihr Ruhebette, winſelte und ſchrie ſo erbärmlich, daß ſich ein Stein hätte erbarmen mögen. Ich tröſtete ſie ſo lange, als es mein eigner Schmerz zulaſſen wollte; endlich aber nahm ich Abſchied und überließ ſie ihren Gedanken: wie ſie mich durch ihre Verſtellung weiter in ihr Garn locken wolle.

Es wäre viel zu weitläuftig, und ich würde Dero Geduld gar zu ſehr misbrauchen, wenn ich den fernern Verlauf dieſer Sache erzählen ſollte. So viel muß ich nur noch anmerken, daß dieſe Perſon mit aller Gewalt ehrgeizig ſeyn wollte; aus einer lächerlichen Einbildung, daß das choleriſche Temperament vor allen übrigen einen beſonderen Vorzug habe. Dem ungeachtet führte ſie ſich bey der erfolgten Uneinigkeit ſo ſklaviſch auf, daß mich auch die Verſtellung eines ſo niederträchtigen Gemüths nicht wenig bewog, meine Liebe von ihr abzuwenden, und ſie ihren Schickſalen zu überlaſſen. Sie hat dieſes um ſo viel mehr verdienet, ie deutlicher ſich die Leichtſinnigkeit ihres Gemüths bey meiner Abweſenheit geäußert hat. Denn da ſie ſich eine Ehre daraus macht, viele Liebhaber zu zählen; ſo bemühte ſie ſich ſchon damals, die Anzahl derſelben durch allerley Mittel zu vermehren: ja ſie entblödete ſich nicht, mit etlichen ſehr vertraulich umzugehen. Ob wohl ich nun in ihre Tugend kein Mistrauen ſetzte; ſo ſah ich doch wohl, daß ihre Lebensart weder der frommen Einfalt, noch den ſtrengen Forderungen gemäß war, die man in meinem Vaterlande von der Aufführung des Frauenzimmers machet. Vielweniger war dieſelbe der wahren Gemüthsruhe und der Wohlfahrt ihres künftigen Hausſtandes gemäß. Ich entſchloß mich derowegen eine anderweitige Veränderung zu treffen, welche mir auch durch des Himmels Güte ſo wohl gerathen iſt, daß ich deutlich erkennen gelernet: daß das wahre Vergnügen, welches aus der Verbindung mit einer tugend-

haften und wahrhaftig galanten Schönen herfließt, weit gröſſer ſey, als das Unglück und der Verdruß, welche man bey der Vereinigung mit einem gar zu galanten Frauenzimmer zu gewarten hat.

Nun ſollte ich wohl dieſes weitläuftige Schreiben ſchlieſſen: allein es iſt noch etwas übrig, welches ich den vernünftigen Tadlerinnen billig zu beurtheilen überlaſſen muß. Es iſt eine Probe von der Poeſie eines Frauenzimmers, welches über die vermeynte Untreue ihres Liebhabers erzürnet iſt. Ich kann aber nicht gut dafür ſeyn, ob nicht einer von ihren nachfolgenden Liebhabern ſie dem Hofmannswaldau abgeſtohlen habe? Doch wenn ich die übelzuſammenhangenden Gedanken deſſelben erwäge, und mich erinnere, daß erwähnter Liebhaber ſich mit Händen und Füßen beſtrebte, die Perſon eines flüchtigen Poeten, oder vielmehr ungeſchickten Pritſchmeiſters vorzuſtellen: ſo ſollte ich leicht glauben, daß er Verfaſſer davon ſey. Den Theil des Verſtandes, welcher ihm in Verfertigung deſſelben gefehlet, wird er für Taback und Pfeifen bey einem Juden verſetzt haben, in guter Hoffnung, ihn bald wieder einzulöſen. Das ganze Werk iſt zu weitläuftig, vorietzo hier eingerückt zu werden. Ich will alſo, mit Dero gütigſten Erlaubniß, nur die letzten Zeilen deſſelben anführen:

Der Himmel woll euch denn das Glück ſo häufig ſchicken,
Als deine Treu verdient, ſo wird und muß es glücken.
Ja trifft mein Wünſchen ein, zählſt du vergnügte Stunden
Mit der, die dir die Hand des Prieſters hat verbunden.
Und hierbey bleibt mein Wunſch, geſchrieben iſt geſchrieben.
Es wird euch iedermann, doch nach Meriten, lieben.
So muß zuletzt das Glück euch Schuh und Schürze küſſen,
Ich meyn es wird ſich euch noch ſubmittiren müſſen.

Indem ich ſchlieſſen will, habe ich billig Urſache, die Weitläuftigkeit dieſes Schreibens gebührend zu entſchuldigen, und Sie, wertheſte Iris, gehorſamſt zu bitten, demſelben in Dero angenehmen Blättern eine Stelle gütigſt zu vergönnen. Sie belieben verſichert zu ſeyn, daß die angeführten Umſtände niemanden zum Nachtheile ſeiner Ehre, ſondern vielmehr zur Warnung für unbedachtſame Liebhaber angeführet worden. Ich hoffe Dero Beyfall um deſto gewiſſer; ie bekannter und ruhmwürdiger Dero Willfährigkeit iſt,

Ihren

Ihren Lesern auf alle mögliche Weise zu dienen. Sollten Sie auch belieben, diese schlechte Zeilen mit Dero lehrreichen Anmerkungen zu begleiten, so würden Sie sich Ihre Leser ohne Zweifel noch mehr verbinden. Ich aber werde mich insbesondere verpflichtet erkennen, den Ruhm der vernünftigen Tadlerinnen, so viel als mir möglich seyn wird, auszubreiten und beständig zu seyn,

Galante und schöne Iris,

E. den 9 Febr. 1726.

Dero
ergebenster Verehrer,
Der gerettete Liebhaber.

Ich wünsche, daß die letzten Versicherungen dieses geschickten Correspondenten auf sicherm Grunde beruhen mögen. Sein Brief braucht keiner weiteren Anmerkungen: von den poetischen Zeilen aber sagt unsre Gehülfinn Phyllis, daß sie es nicht errathen könne, ob die verlassene Schöne ihrem abtrünnigen Liebhaber etwas Gutes oder etwas Böses habe anwünschen wollen; und diese Dunkelheit sey schon ein großer Fehler. Ohne Zweifel aber wird diese Zweydeutigkeit eine Probe von einer sonderbaren Schärfe des Verstandes heißen sollen. Wegen der Gattung von Versen erinnert sie, daß es nicht wohl klinge, wenn man lauter sogenannte weibliche Reime brauchet, ohne männliche mit darunter zu mischen; weswegen man auch bey guten Poeten nicht leicht Exempel davon findet. Endlich sind ihr die beyden Wörter Meriten und submittiren anstößig: zumal da man dieselben ohne Verletzung des Sylbenmaßes in Verdienste und unterwerfen hätte verwandeln können; um der Reinigkeit unsrer Mundart nichts zu vergeben, oder unsrer Muttersprache den Schandfleck einer Armuth an Worten anzuhängen.

Iris.

****

Das X Stück.

Den 15 März, 1726.

Herâus.

Da, wo der Himmel uns ein offnes Buch verehrt,
Worinn ein ieder Punct, der eine Welt andeutet,
Des Schöpfers höchsten Thron mit seinem Schimmer mehrt,
Und an der Decken Saum den lichten Glanz ausbreitet.

Würden wir Menschen wohl anders, als auf vier Füßen einher treten, wenn man uns nicht von Jugend auf angewöhnet hätte, auf zwenen zu gehen? Man mache nur an einem kleinen Kinde die Probe; man lasse ihm von dem Tage seiner Geburt an seinen Willen; man leite es in keinem Bande; man richte es auch niemals bey den Armen in die Höhe: so wird es nicht anders, als eine junge Katze herum kriechen, und niemals das Herz fassen, sich auf die Hinterbeine allein zu stützen. Man sieht solches an den Exempeln verwilderter Leute, die in früher Jugend in wüste Wälder gerathen, unter wilden Thieren aufgewachsen, und endlich von ohngefähr gefunden worden. Diese haben eine solche Fertigkeit gehabt, auf Händen und Füßen zugleich zu laufen, daß sie vielen vierfüßigen Bestien hierinnen nichts nachgegeben. Es hat auch nicht wenige Zeit und Mühe gekostet, ihnen eine gerade Leibesstellung beyzubringen, und sie anzugewöhnen, auf zwenen Füßen einherzutreten.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man eine Zeither von dem wilden Knaben zu Hameln, in unseren Zeitungen, gelesen

geleſen hat: zum wenigſten hat, in den gelehrten Zeitungen, eine wahrſcheinlichere Nachricht die vorigen ſehr verdächtig gemacht. Mir ſchien gleich die erſte Erzählung von demſelben aus dieſem Grunde ungewiß, weil nicht gemeldet wurde, daß er auf vier Füßen gegangen wäre. Dieſes aber war unumgänglich vonnöthen, wenn er im Walde erwachſen ſeyn ſollte; es wäre denn, daß er bereits hätte gehen können, ehe er in die Wildniß gerathen wäre. Wäre dieſes aber; ſo ſehe ich nicht, wie ein ſolcher Knabe nicht, durch Froſt und Hunger getrieben, den Weg aus dem Walde gefunden haben ſollte?

Vielleicht geräth mancher hier auf die Gedanken, daß unſre gewöhnliche Art, auf zweenen Füßen zu gehen, unnatürlich und gekünſtelt ſey. Daß Hüner und Gänſe, und alle Vögel, die wir kennen, alſo einher giengen, das wäre kein Wunder: denn dieſe hätten nur zwey ſolche Gliedmaßen, die ſich zum Gehen gebrauchen ließen. Daß aber ein Menſch ſich in die Höhe richtete, und ſich noch einmal ſo groß machet, als er ſonſten ſeyn würde; das wäre der Natur eben ſo zuwider, als wenn Bären, Affen oder Hunde gezwungen würden, aufrecht zu ſtehen und zu tanzen. Wem dieſe Gedanken einfallen, der betrachte nur die Beſchaffenheit unſerer Füße, und halte ſie gegen die Pfoten anderer Thiere; ſo wird er den großen Unterſcheid leicht wahrnehmen. Fürwahr, unſere Fußſohlen ſind nicht vergebens ſo breit und flach gebildet. Die Laſt unſers Körpers ruhet auf dieſer Grundfläche ſehr ſicher; da andere Thiere auf den Klauen ihrer Hinterbeine keine Minute ſtille ſtehen können, ohne zu taumeln oder gar umzufallen. Und was ſoll ich von unſeren Händen ſagen? Sind dieſelben nur deswegen ſo künſtlich gebildet, daß ſie zur Unterſtützung des Vorderleibes dienen ſollen? Sind die Finger nebſt dem Daumen nur darum ſo wunderwürdig getheilet, und zu tauſend-

fachen Bewegungen geſchickt gemacht, daß wir den Koth damit treten, und ſie unaufhörlich im Schlamme beſudeln ſollen? Ich glaube nicht; zu geſchweigen, daß die Arme, im Abſehen auf die Hinterfüße, weder lang noch ſtark genug ſind, daß man ſchließen ſollte, ſie wären von dem weiſen Schöpfer zu keinem andern Endzwecke gemacht, als denenſelben die Laſt unſers Leibes tragen zu helfen.

Nun, der Menſch geht auf zwenen Füßen, und die Natur hat ihn ſo gemacht, daß er nicht anders als aufrecht einher treten ſoll. Was mag aber hiebey ihre Abſicht geweſen ſeyn? Iſt es etwann dieſe, daß derſelbe mit einer deſto größeren Phantaſie aufziehen, und mit ſpaniſchen Schritten den im Gehirne ſitzenden Wurm herumtragen ſoll? Oder ſollen wir auf dem ſchmalen Stege, der aus etlichen zuſammen gedreheten Hanfſtängeln beſtehet, allerley gefährliche Spaziergänge anſtellen, und einige halsbrechende Tänze lernen? Oder hat ſie uns endlich Gelegenheit geben wollen, die Hälfte unſers Vermögens einem künſtlichen Meiſter abzutreten, der uns die Geſchicklichkeit beybringet, auf einem Platze, der zehen Schritte lang iſt, mehr denn dreyßig ſeltſame Sprünge und Wendungen zu machen? Mir ſcheint nichts von dem allen wichtig genug zu ſeyn, daß es eine Abſicht der göttlichen Weisheit geweſen ſeyn ſollte. Ich hoffe mit beſſerm Grunde zu ſagen, der Menſch ſey deswegen zu einem zweyfüßigen Thiere gemacht, damit er ſein Haupt, die Reſidenz ſeiner vernünftigen Seele, nicht nach der Erden hängen; ſondern hoch empor tragen möchte; um theils alle irdiſche Geſchöpfe, inſonderheit aber den Himmel, dieſen ſo majeſtätiſchen Bau des ewigen Monarchen, deſto aufmerkſamer zu betrachten.

Ohne Zweifel ſinds Fabeln, was man in mancher Reiſebeſchreibung von den Elephanten und africaniſchen Ziegen für

ſchöne

ſchöne Erzählungen antrifft. Jene ſollen die aufgehende Sonne, dieſe aber den Hundsſtern mit beſonderm Fleiße betrachten, und durch gewiſſe Bewegungen des Leibes verehren. Aber das iſt wohl gewiß, daß unzählige Menſchen dieſes herrlichen Vorzuges, den ſie vor allen anderen Thieren haben, aus einer ſchändlichen Niederträchtigkeit, ganz und gar vergeſſen. Wer hebt wohl ſein Haupt in die Höhe, ſo viel brennende und leuchtende Himmelskugeln, und den blauen unermäßlichen Luftraum, der uns umgiebt, in aufmerkſamere Betrachtung zu ziehen? Wo nicht etwa ein Seefahrender, ein Viehhirt, ein Ackersmann, oder ein Reiſender einen Blick in die Höhe thut: ſo ſollte es ſchwer genug fallen, auch an dem volkreicheſten Orte nur zehn Perſonen zu finden, die im ganzen Jahre ein einzigesmal den Himmel angeſehen hätten. In großen Städten iſt dieſes am gemeineſten. Ich kenne Manns- und Weibsperſonen, die dreyßig, vierzig, auch wohl mehr Jahre gelebet, und noch kein einzigesmal die auf- oder untergehende Sonne geſehen hatten. Das iſt noch wenig geſagt: ſie wußten nicht einmal, daß das Tagelicht, deſſen ſie ihr Lebenlang genoſſen hatten, von der Sonnen herrührete: angeſehen es bey wölkigtem Himmel auch licht wäre, ohne daß man eine Sonne am Himmel gewahr würde. Es war vergebens, als ich ſie fragte: Wie es denn möglich wäre, daß es des Morgens licht werden könnte, ohne daß ein leuchtender Körper über unſerm Horizonte ſichtbar würde? Wie es hingegen des Abends wieder finſter werden könnte, wenn nicht dieſe Lichtquelle wieder von unſerm Horizonte Abſchied nähme? Dieſe Fragen waren ihnen ganz neu und unvermuthet. Sie hatten niemals daran gedacht: und ſo erſtaunend war ihre bisherige Unachtſamkeit geweſen.

Solcher nachläßigen Brüder und Schweſtern giebt es in groſſen Städten eine entſetzliche Menge. Man iſt daſelbſt, ſonderlich wo die Straßen enge ſind, zwiſchen den hohen Gebäuden, faſt bis an den Himmel vermauret. Man kann nur einen kleinen Streif von dem blauen Gewölbe erblicken, welches unſere Häupter bedeckt. Der Gaſſenkoth, den wir mit Füßen treten, beſchäftiget unſere Augen und Gedanken gar zu ſehr, und läßt uns die Zeit nicht, in die Höhe zu ſehen. Hat etwan ein Bürger ſein Haus erneuern laſſen, und die Stadt Paris, eine Sonne, oder etliche Sterne daran malen laſſen: ſo ſtehen tauſend Vorübergehende ſtill, ſperren Naſen und Mäuler auf; als wenn ſie eins von den ſieben Wundern der Welt vor Augen hätten. Der ewige Hausvater hergegen hat ein Gebäude vor unſeren Augen aufgeführet, deſſen tauſendſter Theil uns in Entzücken ſetzen könnte: allein das halten wir unſrer Betrachtung nicht werth. Wir gehen vorbey, und ſehen es nicht einmal an: nicht anders, als wenn es eine Strohhütte, oder eine armſelige Bettlerhöle wäre.

Ich wollte, daß unſere Herren Calendermacher, anſtatt anderer Alfanzereyen vom Wetter, Aderlaſſen, Haarabſchneiden, Holzfällen, Purgieren, Kinderentwöhnen, zuweilen ſchreiben möchten: Gebt Acht auf den Himmel! So wie dieſe Worte vor etlichen Jahren wirklich in dem Tagebuche eines benachbarten Landes geſtanden. Ich bin verſichert, daß die gewöhnliche Neugierigkeit, was beſonders und ungewöhnliches zu ſehen, unzählige Leute bewegen würde, gen Himmel zu ſehen. Viele Einfältige würden wohl gar den Anbruch des jüngſten Tages; oder doch zum wenigſten ein ſeltſames himmliſches Zeichen vermuthen. Würden ſie nun gleich das Gegentheil erfahren; ſo hätten ſie doch einmahl ihrer Pflicht ein Gnügen gethan, und den prächtigen Bau ihres Schöpfers in

einige

einige Betrachtung gezogen. Der Verfaſſer des Calenders dörfte ſich auch durch die Furcht, zum Lügner zu werden, nicht davon abhalten laſſen. Es wäre gewiß nicht das erſte mal, daß ſeine Nachrichten nichts bedeuteten. Und der Pöbel iſt ihm ſchon einmal ſo gewogen, daß er alles, was nicht eingetroffen, ins Vergeſſen ſtellet: dasjenige aber, was nur im Geringſten nach ſeinem Worte erfolget, als eine Probe ſeiner tiefen Wiſſenſchaft annimmt. Doch, in Ermangelung deſſen, will ich, meinen Landsleuten zum beſten, einmal rufen: Gebt Acht auf den Himmel!

Als mich vor acht Tagen eine meiner Freundinnen beſuchte, fand ſie mich auf dem oberſten Boden unſers Hauſes in einem Dachfenſter ſtehen, welches weſt- oder abendwärts hinausgieng. Wie treffe ich Sie hier an, liebe Muhme? war ihre Anrede, als ſie mich an dieſem ungewöhnlichen Orte antraf. Der helle Himmel, gab ich zur Antwort, hat mich veranlaſſet, daß ich mir wieder einmal das Vergnügen machen will, eins von den größeſten Wundern der Natur anzuſehen. Was für ein Wunder iſt das? fragte mich meine Muhme: und ſie ſchien ſich neugierig zu erzeigen, als ich ſagte, daß es der Untergang der Sonnen wäre. Treten Sie nur her, ſetzte ich hinzu, und betrachten Sie mit mir: wie ſich dieſer feurige Körper unſerm Geſichte entziehen wird. Es war keine einzige Wolke vorhanden, die uns den Horizont verdunkelt hätte; und weil wir über alle Gebäude wegſehen konnten, ſo war auch ſonſt unſerm Geſichte nichts hinderlich, dieſe Betrachtung anzuſtellen. Die Sonne ſenkte ſich faſt zuſehens nach der Erden, und ie tiefer ſie ſich ließ, ie größer ſchien ihr Körper zu werden. Die Luft, gegen Abend zu, war nicht blau, wie oben am Himmel, ſondern ſie ward von obenher erſt weißlicht, dann gelb, röthlicht und ganz nahe an der Erden recht feuerroth.

roth. Was ſehe ich? rief meine Freundinn, als ſie die Sonne mit unverwandten Augen anſah: iſt den die Sonne nicht rund, wie ich bisher allezeit gedacht habe? Sie ſieht ja ietzo ganz länglicht aus, und hat eine Ovalfigur. Ich erklärte ihr ſogleich, was ich in etlichen Büchern von der Naturwiſſenſchaft gefunden hatte; daß nämlich dieſe Veränderung der Figur nur ein bloßer Schein wäre, den die dicke mit groben Dünſten angefüllte Luft in unſeren Augen verurſachete. Indeſſen rührte der eine Rand der Sonne ſchon an die Erde, und als meine Geſpielinn fragte, ob ſie ſich vielleicht in das Weltmeer verſenkte, wie ſie dergleichen Redensarten in etlichen Poeten geleſen hätte? So belehrte ich ſie eines andern, indem ich ſagte: Dieſes ſchien nur denen ſo, die am Ufer der See wohneten; in der That aber bliebe die Sonne bey dem Untergange eben ſo weit von der Erdkugel entfernet, als ſie zu Mittage davon abſteht, wenn ſie am höchſten über unſeren Häuptern ſteht. Kaum hatte ich dieſes ausgeredet, als ſich der letzte Streif dieſes großen Weltlichtes verbarg, oder vielmehr wie ein Blitz aus unſeren Augen verſchwand.

Nunmehr bemerkte ich mit Verwunderung, wie die hellrothe oder goldfarbene Luft am unterſten Horizonte allmählich immer bleicher und bleicher wurde. Je höher ſie ſich erſtreckete, deſto gelblichter ward die Abendröthe, bis ſie ſich endlich in dem übrigen blauen Himmel ſo unvermerkt verlohr, daß ich ſelbſt die eigentliche Stelle nicht beſtimmen konnte, wo dieſes ſcheinende Licht aufgehöret hatte. Was ſind doch die Maler anders, ſprach ich zu meiner Freundinn, als Affen der Natur! Alle ihre Künſte ſind ein Kinderſpiel dagegen: hier ſehe ich ein Muſter einer recht vollkommenen Farbenmiſchung.

Es waren bereits etliche Tage nach dem Neumonden verfloſſen; alſo ließ ſich ein kleiner Streif dieſes himmliſchen

Körpers

Körpers in der Dämmerung ſehen. Ganz nahe bey demſelben ſtand der Abendſtern, welcher ihm mit ſeinem Glanze gleichſam den Wettſtreit anzubiethen ſchien. Je länger ich dieſe beyden ſchönen Lichter anſah, ie heller wurden ſie: die zunehmende Dunkelheit der Luft vermehrte ihren Schimmer. Kein polirtes Silber iſt ſo blitzend, als dieſe Planeten waren, und dieſer liebliche Anblick ergetzte mich und meine Gefährtinn dergeſtalt, daß wir alle übrige Gegenden des Himmels ins Vergeſſen ſtelleten, und gleichſam als entzückt eine zeitlang unbeweglich blieben. Endlich hatte meine Freundinn wahrgenommen, daß nicht nur der ſichelförmige helle Theil des Monden, ſondern auch die übrige ganze Kugel deſſelben ſichtbar war; obwohl dieſe letztere nur ein ganz ſchwaches milchfarbenes Licht hatte. Deswegen unterbrach ſie zuerſt unſer Stillſchweigen, und befragte mich, wie doch das kommen müßte? Ich gab ihr zur Antwort: Der Mond hat kein eigenes, ſondern ein entlehntes Licht; die ſilberne Sichel, die ſich gegen die Stelle zukehrt, wo die Sonne untergegangen, iſt nur ein Wiederſchein des Sonnenlichtes, welches von dem Monden gleich als von einer weißen Wand aufgefangen, und wieder nach unſrer Erdkugel herabgeworfen wird. Der andre von der Sonnen abgewandte Theil des Mondes aber hat ſein ſchwaches Licht von unſrer Erdkugel, welche das helle Sonnenlicht, was ſie auf einer Halbkugel allezeit hat, eben ſo, wie vorhin der Mond, auffänget, in die Höhe ſchicket, und bis auf die Fläche der Mondkugel wirft.

So ſcheint denn dieſe unſre ſchwarze Erde gleichfals wie der Mond? war ihre Frage. Ja freylich, erwiederte ich: die Sternverſtändigen haben es ſchon erwieſen, daß unſre Erde eben ſowohl ein Planet iſt, als Venus oder der Abendſtern, den Sie ietzo ſo helle glänzen ſehen. Auch dieſer hat kein

eigenes

eigenes Licht; er iſt an ſich eine finſtere Kugel: er iſt voller Berge und Thäler, wie unſre Erde, er hat allen ſeinen Glanz von der Sonnen: denn mit den Ferngläſern iſt es deutlich zu ſehen, daß nur allezeit diejenige Hälfte deſſelben helle iſt, welche ſich nach der Sonnen kehret, ſo daß er uns mehrentheils nur mit ſeinem halben Lichte ſcheint.

So ſeltſam meiner Freundinn alles dieſes vorkam, ſo wahrſcheinlich ward es ihr doch, als ich ſie auf einen andern hellen Stern verwies, der nicht unter die Planeten gehörete. Es waren nämlich in währender Zeit ſchon etliche über unſern Häuptern in dem grauen Himmel ſichtbar geworden. Sehen Sie nur, ſprach ich derowegen, welch ein Unterſcheid iſt nicht zwiſchen dem Lichte dieſes hellen Planeten, und dem Glanze der anderen Sterne? Obgleich dieſe viel kleiner ſind, ſo haben ſie doch ein weit lebhafters Licht. Sie blitzen und funkeln unaufhörlich: der Abendſtern aber hat ganz todte und unbewegliche Stralen. Das kömmt daher, weil dieſer aus einer harten, dunkeln und an ſich kalten Erde beſteht. Dieß iſt die Urſache, warum die Sternverſtändigen alle Fixſterne für Sonnen, alle Planeten aber für Erdkugeln ausgeben. Was Erdkugeln? verſetzte meine Muhme: ſo werden ſie auch von Menſchen bewohnt ſeyn? ich will ja nicht hoffen, daß dieſes Ihre Meynung ſeyn wird. Ich glaube freylich nicht, gab ich zur Antwort, daß es Menſchen auf den Planeten giebt; das iſt, Geſchöpfe, die uns in allen Stücken ähnlich ſind. Allein das iſt doch ſehr glaublich, daß Gott ſolche große himmliſche Körper nicht wird wüſte und leer gelaſſen haben. Hat er unſre Erde, die nicht einmal größer iſt als Venus, mit ſo viel tauſend Wundern erfüllet: warum hätte dieſer weiſe und allmächtige Schöpfer die anderen planetiſchen Kugeln nicht auch mit Creaturen beſetzet? Die Sonne erleuchtet dieſelben ſo wie

die

die Erde. Sie haben auch Tag und Nacht, wie wir. Sie haben Wärme und Kälte, Sommer und Winter, ſo wie wir: welches durch die Ferngläſer und durch gute Vernunftſchlüſſe erwieſen werden kann. Warum wäre nun dieſes alles, wenn nichts Lebendiges auf dieſen Himmelskörpern anzutreffen wäre?

Ich ſetzte noch hinzu, daß überhaupt nur ſechs Hauptplaneten wären, welche ſich in verſchiedener Weite um die Sonne dreheten, nämlich, Mercur, Venus, die Erde, Mars, Jupiter und Saturnus: hernach aber wären noch zehen Monden, nämlich einer für die Erde, vier für den Jupiter, und fünfe für den Saturn: ſo daß alles in allem ſechszehn dunkle Weltkugeln zu dem einzigen feurigen Sonnenkörper gehöreten. Ich ward aber in dieſen Geſprächen geſtöret, als man mich des Abends zu Tiſche rief. Meine Freundinn blieb bey mir, und ich nahm Gelegenheit, ihre Lehrbegierde noch ferner zu vergnügen, als ich ihr theils etliche ſchöne Gedichte von dieſer Materie in dem irdiſchen Vergnügen des Herrn Brockes; theils auch des Herrn von Fontenelle Geſpräche von mehr als einer Welt zeigete, und zum Durchleſen mit nach Hauſe gab.

Calliſte.

****

Das XI Stück.

Den 22 März, 1726.

Caſpar Abel.

Ein Schulfuchs und Pedant, ſpricht mancher, der nicht weiß,
Was ein Pedante ſey, und was ein Schulfuchs heiß?

Vor etlichen Wochen iſt in Jena ein heftiger Federkrieg entſtanden, darinnen ſich die Redner unſrer Zeiten auf eine ſehr ſeltſame Art herumgenommen. Man hat geſtritten, ob die Alten, z. E. Demoſthenes und Cicero, Ariſtoteles und Quintilian; oder die neueren Lehrer der Beredſamkeit den Vorzug verdieneten? Das wunderlichſte dabey iſt dieſes, daß die Verfechter der heutigen Wohlredenheit mit ſich ſelber uneins ſind. Man hat ſich auf allen Seiten bemühet, unſre kleine Geſellſchaft mit ins Gewehr zu bringen, und uns nicht nur in gedruckten Schriften, ſondern auch in beſonderen Briefen, aufgefordert, bald dieſe bald jene Partey zu ergreifen. Dieſes letztere iſt nicht nur von dem Paläologus und Verinus, zweenen männlichen Correſpondenten, ſondern auch von zweyen unſers Geſchlechts, nämlich Wilhelminen Sophien Lebewohl, und Helenen, geſchehen, denen wir für ihre wohlgemeynten Nachrichten ſchuldigſten Dank abſtatten. Allein ſie werden es uns nicht verargen, daß wir ein Bedenken tragen, uns in dieſe gelehrte Zänkerey zu miſchen. Hat man bey dieſer Gelegenheit viel Ungegründetes und Böſes von uns in die Welt geſchrieben: ſo hat man gegentheils auch viel Gutes von uns geſagt. Wer kann es verlangen, daß alle

Welt

Welt auf einerley Art urtheilen ſoll? Wir bleiben daher bey der in unſerm erſten Blatte geſchehenen Verſicherung, uns mit keinem Gelehrten in Streitigkeiten einzulaſſen. Wir ſehen auch nicht, daß wir Urſache hätten, uns über die Beleidigungen, die man uns angethan, zu entrüſten. Sind diejenigen Urtheile, die man von uns gefället hat, wahr: ſo ſind wir die erſten, die ihren Beyfall dazu geben; und wir danken unſeren Feinden, daß ſie der Welt ſolche wichtige Entdeckungen nicht haben misgönnen wollen. Sind ſie aber ungegründet, wie alle diejenigen zu ſeyn pflegen, welche die Bosheit zur Mutter, und den Neid zum Vater haben: ſo bedörfen ſie unſrer Widerlegung nicht. Die Wahrheit hat allezeit das Vermögen gehabt, ſich entweder durch ihr eigenes Licht zu zeigen, und alſo diejenigen, die ſie läſtern, der Blindheit zu überführen; oder ſich doch aller Orten Freunde zu machen, die aus aufrichtigen Abſichten ihre Ehre vertheidigen. Gleiche Kraft trauen wir derſelben auch in dieſem Falle zu. Unſere Correſpondenten werden es uns alſo nicht übel nehmen, wenn wir ihre Briefe nicht drucken laſſen. Sie würden nur noch mehr Oel ins Feuer gießen, und einen unnöthigen Zank fortſetzen helfen.

Indeſſen kann ich es nicht unterlaſſen, bey Gelegenheit des jenaiſchen Streites zu geſtehen, daß ich, im Abſehen auf die Beredſamkeit und Poeſie, die alten Griechen und Römer weit höher halte, als alle heutige Scribenten, ſo viel mir deren bekannt ſind. Ich weiß wohl, daß man die Verehrer des Alterthums mit dem ſchimpflichen Namen der Schulfüchſe zu benennen pflegt: aber ich weiß auch, daß dieſes nur von ſolchen halbgelehrten Neulingen geſchieht, die weiter keinen alten Scribenten in die Hand genommen haben, nachdem ſie den Ruthen ihrer Lehrmeiſter entwiſchet ſind; und alſo in den Ge-

danken ſtehen: die Schriften der alten Redner und Poeten wären Bücher, die nur für Kinder gehöreten, und alſo gar billig in die ſtäubigten Claſſen junger Schüler verbannet wären. Für zehn- oder zwölfjährige Knaben wären Cicerons und Plinii Briefe gut genug: erwachſene Leute aber müßten zu höheren Sachen ſchreiten, und Talanders oder Menantes unvergleichliche Sachen zur Hand nehmen. Kleine Buben möchten zur Noth Cicerons Reden erklären: aber Leute, die zu Verſtande gekommen wären, müßten die vortrefflichen Sammlungen, von Leichenabdankungen und Staatsreden unſerer Zeiten, ihrer Bewunderung anbefohlen ſeyn laſſen. Solche Leute ſind, meines Erachtens, mehr eines Mitleidens, als einer Widerlegung werth. Man geſteht es indeſſen, daß auch unter den Anbethern des Alterthums bisweilen Pedanten gefunden werden. Die Pedanterey iſt eine Schwachheit, die in allen Künſten und Wiſſenſchaften ſtatt finden kann. Ja ich glaube, daß es auch in der Galanterie, im Spielen, im Saufen, und allen bürgerlichen Profeßionen, Pedanten giebt. Vielleicht nehme ich mir einmal die Mühe, dergleichen Abbildungen meinen Leſern vorzulegen. Aber daraus folget noch nicht, daß es ein Zeichen der Schulfüchſerey ſey, wenn man die alten Redner hochachtet. Wie? waren denn Ariſtoteles, Demoſthenes, Iſokrates, Longinus, Cicero, Plinius und Quintilian, Schulmeiſter? Verſtunden ſie denn nichts mehr, als was man Kindern einbläuen kann? In Wahrheit, wenn ſie gleich entweder Regeln oder Exempel der Beredſamkeit hinterlaſſen haben: ſo waren ſie doch zu gleicher Zeit große Weltweiſen, kluge Staatsmänner, ja Leute, die zum Theil ſelbſt das Ruder der damaligen Weltbeherrſcherinnen, Athen und Rom, in Händen gehabt. Ich meinestheils wollte mich derowegen lieber mit dieſen Alten

der

der Schulfüchſerey beſchuldigen, als mit unſeren heutigen Strohkranzrednern, der modernen galanten Eloquence halber admiriren laſſen. Bey dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin, folgende zwey Schreiben hier einzurücken, die von einem Paare geſchickter Federn herrühren:

Schöne Tadlerinnen!

Ob ihr uns gleich, euren Perſonen nach, ganz unbekannt ſeyd, und wir alſo gewiß nicht ſagen können, daß ihr, denen äußerlichen Eigenſchaften nach, welche ohnedem ein ieder nur nach ſeinem Auge zu beurtheilen pfleget, wirklich ſchön zu nennen ſeyd: ſo vermeynen wir doch aus denen Schriften, welche unter eurem Namen eine geraume Zeit her uns zu Geſichte gekommen, dasjenige, was man an einem Menſchen wahrhaftig für ſchön ausgeben kann, an euch allerdings gefunden zu haben. Wir halten uns daher, in Betrachtung eurer tugendhaften und durchgehends vernünftigen Sätze, euch das Wort Schön beyzulegen, eben ſowohl, ja noch mehr berechtiget, als bereits unter dieſem Namen ſehr vieles Frauenzimmer der Welt bekannt geworden, welchem an Geſtalt des Leibes, und einer guten Geſichtsfarbe, zwar nichts; an den Gemüthsgaben aber ſo-viel abgegangen, daß ſie, bey Zuſammenhaltung des Kerns gegen die Schale, vielmehr häßlich, oder doch nur etwas weniges beſſer, benennet zu werden verdienet haben. Wir haben dieſes aus keiner andern Urſache vorangeſetzet, als daß ihr unſre wahre Hochachtung gegen euch und eure Schriften daraus deſto deutlicher ſchließen ſollet, und da wir in verſchiedenen eurer Blätter, vornehmlich eine höchſtrühmliche Sorgfalt für die Wiederherſtellung unſrer deutſchen Mutterſprache, wahrgenommen: ſo können wir nicht bergen, daß uns ſolches iedesmal deſto mehr vergnüget, als wir bisher ſchon, und noch ehe die vernünftigen Tadlerinnen an den Tag gekommen, wiewohl nur insgeheim, bemühet geweſen, einen rechten ernſtlichen Verſuch zu thun, ob es nicht möglich ſey, recht rein Deutſch zu reden und zu ſchreiben? und ob nicht alle vorkommende Wörter im Deutſchen, mit gänzlicher Beyſeitſetzung aller fremden Sprachen, vollkommen auszu-

drücken seyn möchten? Wir sind auch sonder große Beschwerung so weit gekommen, daß es uns eben nicht sauer gefallen, die allermeisten Dinge, welche ein sogenamter Galant-homme, anders als französisch oder italienisch auszusprechen, für einen großen Uebelstand halten würde, im Deutschen gut und verständlich zu geben. Wenn wir aber auf gewisse französische Wörter, oder auch ganze Redensarten aus dieser Sprache gedacht, welche sich in das Deutsche dergestalt eingemischet, daß sie fast mit einem ieden Deutschen gebohren zu werden scheinen: so können wirs nicht leugnen, daß wir dergleichen Worte gut deutsch, und so kurz, als selbiges in der französischen Sprache geschieht, auszudrücken ganz unfähig gewesen. Es wird nicht nöthig seyn, ein ordentliches Verzeichniß davon allhier zu verfertigen, weil euch, schöne Tadlerinnen, welchen der Umgang mit der heutigen Welt vollkommen bekannt ist, sonder Zweifel zum öftern dergleichen Wörter vorgekommen, welche euch, sie sofort recht geschickt ins Deutsche zu übersetzen, einige Schwierigkeit gemachet. Besonders leiden wir einen großen Anstoß bey den Wörtern, welche zur bürgerlichen und Kriesbaukunst, auch anderen Wissenschaften mehr, die vor alten Zeiten in Deutschland eben nicht sonderlich bekannt gewesen, gehörig sind. Daher sind wir auf die Gedanken gerathen, man müsse den verderbten Zeiten hierunter etwas nachsehen, und in diesen Fällen einige von ganz fremden Sprachen entlehnte Wörter für deutsche mit gelten lassen. Es sind auch die Ohren der meisten Leute, vornehmlich, welche sich de bon-goût zu nennen pflegen, dermaßen verwöhnet, daß sie uns, wenn wir ein und andres Wort, das sich im Deutschen sonst ganz füglich hören läßt, deutsch gebrauchen, entweder in der That nicht verstehen, oder wenigstens, aus einem unglaublichen Ekel vor ihrer Muttersprache, nicht verstehen wollen. Mancher Bauer läßt sichs sogar schon verdrießen, seiner Nachbarinn einen altväterischen guten Tag zu wünschen: sondern weil er von seinem Weinbergsherrn, oder dem Herrn Gevatter aus der Stadt, das Wörtchen: Serviteur! öfters sagen gehöret, und zugleich angemerket, daß der Stadtherr bey Aussprechung dieses Wortes mehrentheils einen krummen Rücken gemachet: so weiß er bey erster Zusammenkunft in der Schenke, mit einer unzierlichen Verbeugung

beugung ſeines noch unzierlichern Leibes, der großen Magd ſeinen Serviteur ſo geſchickt vorzutragen, daß ſie von deſſen Umgange mit vornehmen Leuten alsbald überzeuget ſeyn muß. Man lachet uns aus, wenn wir eine Violine eine Geige, und eine Flûte-traverſiére eine Querpfeife nennen: und wenn wir einen ſogenannten Virtuoſen, welchen wir gleichwohl in ſeinen gebührenden Ehren halten, auf gut altdeutſch einen Spielmann heiſſen wollten; ſo würde uns ſelbiger unfehlbar verklagen. Wir behaupten zwar öfters gegen einige Bekannte unſre Meynung mit guten Gründen; können aber doch dadurch nichts ausrichten: und wenn wir einer Gallerie den Namen eines prächtigen Ganges, einer Fontaine den Namen eines Springbrunnens, und ſo ferner, beylegen; ſo ſagt man uns: Dieſes ſey eine pure caprice, man gebe hierdurch anderen Leuten, die die Welt geſehen, eſtoff zur moquerie; und überhaupt wolle die bienſéance haben, daß man ſich nach dem Genie du Siecle accommodiren, und die Sprache, welche beynahe in ganz Deutſchland nunmehr uſuell worden, eigenmächtig nicht reformiren müſſe. Wir würden auch vermuthlich durch dieſe und jene Stachelreden von unſerm ſo guten Vorſatze bereits abgeſchrecket worden ſeyn; wenn uns nicht eure Schriften, geſchickte Tadlerinnen, wiederum einen neuen Muth, und zugleich die Hoffnung gegeben hätten, dereinſt noch den vorgeſetzten Zweck zu erlangen, nach welchem wir uns auch in Zukunft äußerſt beſtreben werden.

Weil es aber, und wenn man beſonders bey den Künſten kein einziges fremdes Wort zulaſſen wollte, allerdings wohl iezuweilen ziemlich hart, wo nicht gar unverſtändlich herauskommen dörfte: ſo ſollten wir vermeynen, es würde der Sache gegenwärtig dadurch am beſten gerathen ſeyn, wenn man ſich zwar, ſo viel nur immer möglich iſt, aller fremden Sprachen beym deutſch Reden und Schreiben, voraus in denen Redensarten, daran in unſrer Mutterſprache ganz kein Mangel zu verſpüren iſt, gänzlich entſchlüge; die Kunſtwörter aber, in ſo weit ſelbige nicht recht deutlich und verſtändlich ausgedrucket werden können, lieber in der Sprache, wie ſie einmal eingeführet ſind, noch zur Zeit behielte; als durch neue und ungewöhnliche Wörter den Begriff der Sache ſelbſt ſchwerer machte.

Vielleicht giebt ſich dereinſt, wenn zumal der gehörige Fleiß angewendet wird, die ganze Schwierigkeit von ſelbſt, und wir haben das Vergnügen, unſre Mutterſprache von allem ausländiſchen Sauerteige gänzlich geſaubert zu ſehen. Ihr werdet uns, ſchöne Tadlerinnen, dieſe etwas weitläuftige Schrift nicht verargen. Da wir uns das erſtemal die Ehre genommen, an euch zu ſchreiben, und doch unſre Meynung über die allzugroße Verwirrung der deutſchen Sprache, welche die Ausländer ſelbſt bewundern, recht offenherzig entdecken wollen; ſo hat es nicht füglich enger zuſammen gezogen werden mögen. Wir verhoffen aber in Zukunft eure vernünftige Gedanken über dieſe wohlgemeynte Zuſchrift zu leſen, und werden daraus Anlaß nehmen, uns auch auf andere nützliche Unterhaltungen nicht weniger zu befleißigen, die wir verharren,

Schöne Tadlerinnen!

Deutſchenſitz, den 3 März, 1726.

Eure aufrichtige Freunde,

Zween Liebhaber der deutſchen Sprache.

Wertheſte Tadlerinnen!

Ihr habt nunmehr ein ganzes Jahr euer vernünftiges Tadeln fortgeſetzet: und die tugendbegierigen Gemüther beyderley Geſchlechts haben eure wöchentliche Blätter nicht anders, als mit der größten Vergnügung, leſen können. Nutzen und Ergetzen, Verſtand und Artigkeit, Scherz und Ernſt finden ſich in ſelbigen in einer ſo angenehmen Vermiſchung, daß man einen ſehr verderbten Geſchmack haben müßte: wenn man ſich bey Leſung eurer Schriften einen Ekel wollte ankommen laſſen. Doch es finden ſich auch hieſigen Orts, ſonderlich von eurem eigenen Geſchlechte, ſolche ungezogene Seelen, welche das ganze verfloſſene Jahr über, wenigſtens die Woche einmal, über eure Blätter die Naſe gerümpfet, und krumme Mäuler gemacht haben: weil ihnen vielleicht eure Arzney, die ſie doch oftmals ſo nöthig brauchen, mag zu bitter geweſen ſeyn. Ich geſtehe, es iſt mir gleich anfangs um dieſe armen Kinder leid geweſen, ſie möchten etwa, durch ſolche Geſichtsmar-

ter,

ter, ihrer ſonſt artigen Bildung einen Schandflecken anhängen: und ich kann euch, liebſte Tadlerinnen, auch verſichern, daß ſelbige, durch die öftere Uebung, ſich bereits vor Ausgang des vorigen Jahres, eine ſo höhniſche Geberde angewöhnet haben, daß, wer ſie ſonſt nicht gekannt hat, ſchwören ſollte, ſie wären ihnen von der Natur mit auf die Welt gegeben worden. Doch will ich durch dieſe Nachricht denenjenigen nicht das geringſte vergeben, welche ſchon von Jugend auf den Schandfleck eines höhniſchen Mundes als ein Erbrecht in ihren ſchönen Geſichtern aufzuweiſen gehabt. Ihr habt ihnen ſchon dann und wann deswegen gute Lehren gegeben: und die Ehre eures ganzen Geſchlechts verbindet euch, noch ferner damit fortzufahren. Für dießmal will ich euch nur verſichern, daß ich einer von denjenigen ſey, welche euch ſehr hoch halten, und allemal den Tag mit Verlangen erwarten, an welchem eure wöchentliche Blätter allhier zum Vorſcheine kommen. Ich ſchreibe euch dieſes, nicht in der Abſicht, die Zahl der guten Zeugniſſe von euch zu vermehren; wiewohl ich auch hieran nicht unrecht thun würde: ſondern, euch die Ehrerbietung, die euch die ganze Welt ſchuldig iſt, für meine Perſon insbeſondre zu erweiſen. Ja, ich halte mich verbunden, euch wegen des Zeitvertreibs ſowohl, als wegen des Nutzens, den mir eure artigen Schriften geben, gebührenden Dank abzuſtatten. Ich bitte, nehmet dieſes nicht für ein ſogenanntes Compliment an; ſondern glaubet, daß ich ſolches eben ſo aufrichtig ſchreibe, als ſehnlich ich nebſt vielen anderen die Fortſetzung eurer Blätter wünſche und erwarte. Denn ich will doch nimmermehr hoffen, daß es euer Ernſt ſeyn werde, die Tugendhaften in einer Ungewißheit zu laſſen, ob ihr, wie ihr in dem letzten Stücke des vorigen Jahres gedenket, eure Arbeit fortſetzen werdet, oder nicht? Nehmt mirs nicht übel, die Urſachen eures Zweifels wollen bey mir nicht Stich halten: und ihr habt es zu verantworten; wenn das Schrecken, welches ich bereits über euren Zweifel gehabt, bey mir gefährliche Folgen nach ſich ziehen ſollte. Es iſt dieſes das erſtemal, daß ich mir das Vergnügen mache, an euch zu ſchreiben: und ich habe mit allem Fleiße mir ein ganzes Jahr angelegen ſeyn laſſen, euch mehr aus euren Schriften, als nach euren Perſonen kennen zu lernen. Da ich alſo aus jenen

überzeuget bin, daß ich an vernünftige und tugendhafte Personen schreibe: so könnte vielleicht, wenn ihr wolltet, eines eurer nächsten Blätter mir zu verstehen geben, ob euch meine Schreibart gefalle? Euer Beyfall, und die Erlaubniß, ferner an euch zu schreiben, werden mir ein großes Vergnügen erwecken, und mich begierig machen, dann und wann eure vernünftigen Urtheile über ein und andere Umstände des bürgerlichen Lebens, sie mögen nun eines oder das andre Geschlechte angehen, einzuholen. Ich zweifle nicht, es werden bey dem Anfange dieses Jahres unterschiedene gute Wünsche bey euch eingelaufen seyn; und so will demnach auch ich dergleichen für euch, iedoch mehr mit dem Herzen, als mit der Feder, thun, und euch alle vergnügliche Glückseligkeit, allen euren unvernünftigen Tadlern zum Trotze, angewünschet haben. Lebet wohl! und erlaubet mir, daß ich mich denjenigen nennen darf, der ich vielleicht, auch wider euren Willen, bleiben würde, nämlich

Leipzig, den 4 Jan. 1726.

Euer
beständiger Verehrer
FRanciſci.

****

Das XII Stück.

Den 29 März, 1726.

Philander von der Linde.
Und macht, das Gott erbarm! ein grausam Feldgeschrey.

Diejenigen, die uns von der Erkenntniß der menschlichen Gemüther ihre Gedanken eröffnet, haben sehr viele und mancherley Merkmaale angegeben, dadurch sich die Gemüthsart der Menschen auch wider ihren Willen zu verstehen giebt. Die äußerliche Gestalt des Leibes, die Gesichtsbildung, die Farbe, die Augen, die Geberden und der Gang des Menschen; ja sogar die Kleidungen, sowohl nach ihrer Materie als Forme betrachtet, geben uns so viele sichtbare Kennzeichen an die Hand, die unsichtbare Beschaffenheit der Herzen, oder besser zu sagen, der vernünftigen Seelen, zu errathen. Das ist auch gar kein Wunder. Erkennet man nicht an den Blättern, Aesten, Blühten und Früchten die Art des Baumes? Wächst auch wohl aus einer Nelkenwurzel eine Narcisse? Oder wer hat iemals auf einem Rosenstocke eine Tulpe gefunden? Stimmt nun bey diesen Creaturen das Aeußere mit dem Innern zusammen: warum nicht auch bey den Menschen?

Alle Eigenschaften, die an demselben ins Auge fallen, sind entweder natürlich, oder angenommen. Die natürlichen kommen von dem Urheber der ganzen Natur her, und da ist kein Zweifel, daß sie nicht mit dem Gemüthe eine Uebereinstimmung haben sollten. Ist es wohl zu vermuthen, daß der allerweiseste

weiſeſte Schöpfer einer Taubenſeele den Körper eines Habichts; oder dem wehrloſen Leibe eines Lammes die grimmige Seele eines Löwen werde zugeordnet haben? Wir finden in der ganzen Natur dergleichen ungereimte Dinge nicht. Und alſo iſt es leicht abzunehmen, daß auch die Seele und der Leib des Menſchen eine gewiſſe Harmonie mit einander haben werden. Gott wird nicht vergebens iedem Menſchen einen anders gebildeten Leib, einen andern Gang, eine andre Farbe, und ein anders geſtaltetes Angeſicht gegeben haben. Und obwohl man dieſe Wiſſenſchaft noch nicht auf das höchſte gebracht hat: ſo glaube ich doch, daß mir niemand widerſprechen wird, wenn ich ſage, daß Gott in der Natur nichts vergebens gethan habe.

Die andre Gattung der Eigenſchaften, die ich eine angenommene nenne, kann nicht weniger zur Erkenntniß der Gemüther beytragen. Denn werden ſie uns in der zärteſten Kindheit von unſeren Wärterinnen, Aeltern oder Lehrmeiſtern angewöhnet: ſo hat dieſe Anführung ſowohl in der Seele als in dem Leibe ihre Wirkung. Wer das eine auf dieſe oder jene Weiſe einrichtet, der macht auch in dem andern eine unvermerkte Aenderung: und daher behält das Innerliche allezeit mit dem Aeußerlichen einen Zuſammenhang. Hat aber der Menſch in anwachſenden oder männlichen Jahren, entweder mit gutem Bedachte, oder aus Nachläßigkeit, dieſe oder jene Gewohnheit oder Eigenſchaft angenommen: ſo iſt es ja ſonnenklar, daß man aus den oberwähnten Stücken ſeine Gemüthsbeſchaffenheit beurtheilen könne. Ein Demüthiger wird ſich niemals eine hochmüthige Mine angewöhnen. Ein liebreiches Herz wird ſich kein ſpöttiſches Naſerümpfen zuwege bringen. Eine ſchläfrige Seele wird keinen muntern Gang annehmen: ſo wie im Gegentheile ein lebhafter Geiſt keine Schneckenbewegung belieben wird. Ein niedergeſchlagenes

geſchlagenes Gemüth wird den Kopf wohl ſinken laſſen: dahingegen ein freymüthiger und unerſchrockener Geiſt das Haupt hoch empor trägt. Wer nun nicht glauben will, daß man aus äußerlichen Zeichen die innere Gemüthsart errathen könne; der muß auch behaupten, daß ein Menſch, der allezeit lachet, melancholiſch, und ein andrer, der lebenslang ſauertöpfiſche Minen macht, ein gebohrner Harlekin ſeyn könne.

So gründlich vielleicht meinen Leſern dieſe bisherige Gedanken vorkommen mögen: ſo gewiß iſt es, daß ich bisher an das allerbeſte Mittel, der Menſchen Gemüther zu erkennen, noch nicht gedacht habe; und dieſes iſt kein anders, als die Rede. Kennet man, nach dem gemeinen Sprüchworte, den Vogel an ſeinen Federn; ſo kennet man ihn nicht weniger an ſeinem Geſange. Die Zunge des Menſchen hat eine ganz beſondere Verknüpfung mit der Seele deſſelben. Alle ihre Bewegungen, dadurch ſie die Worte bildet, kommen auf den Willen des Menſchen an: der Wille wird durch den Verſtand gelenket; folglich iſt die Rede allezeit eine Abbildung des ganzen Gemüths. Ein Einfältiger wird nicht viel Scharfſinniges ſagen können. Ein verwirrter Kopf kann nichts ordentliches zu Markte bringen. Ein Abergläubiſcher wird ſchlechte Vernunftſchlüſſe machen: und wer lauter dunkle Begriffe von Sachen hat, der wird ſich niemals deutlich erklären. Gleichergeſtalt wird ein Hitziger heftig, ein Schläfriger langſam, ein Verwirrter ſtammlend, ein Furchtſamer leiſe, und ein zärtliches Gemüth beweglich, reden.

Ich weiß wohl, daß man, durch die Verſtellung verſchmitzter Weltleute, gar oft in eine Verwirrung geſetzet wird, wenn man ihre Gemüther kennen lernen will. Der Hochmüthigſte machet mehrentheils die tiefſten Complimenten. Der Feindſeligſte ſtellt ſich als den Sanftmüthigſten

von

von der Welt an. Wer am wenigſten von dir hält, der drücket dir zu tauſendmalen die Hände, und ſagt dir die verbindlichſten Dinge vor. Der Geizigſte redet von ſeinen Geſchenken und Wohlthaten: und der gröſſeſte Verſchwender ſpricht von ſeiner Sparſamkeit. Allein fürs erſte ſind doch nicht alle Leute im Stande, dergleichen Verſtellung ins Werk zu richten. Unzählige wollen ſich nicht verſtellen; weil es ſehr natürlich iſt, daß ein ieder ſeine Gemüthsart für was Gutes hält, und ſich alſo eine Ehre daraus macht, ſich anderen Leuten ſo zu zeigen, wie er iſt. Viele wollten ſich gern verſtellen; aber ſie können nicht: denn ſie haben nicht Verſtand und Aufmerkſamkeit genug dazu. Sie werden dieſes Zwanges bald müde, und wenn ſie eine Stunde wider ihre Neigung geredet haben; ſo will ich wetten, daß ſich in der andern ihre Sprache ſchon ändern wird. Auch die allergeſchickteſten Staatsleute können ſich nicht ſo verbergen, daß nicht Scharfſinnige ihre wahrhafte Gemüthsbeſchaffenheit leicht erforſchen ſollten. Denn ſelbſt die Art im Vortrage, womit die gekünſtelten Worte ausgeſprochen worden, unterſcheidet ſie von den natürlichen Ausdrückungen. Ein Menſch, der von Herzen redet, hat allezeit gewiſſe Geberden, Minen und andere Merkmaale der Aufrichtigkeit; die man aber beſſer ſehen und wahrnehmen, als beſchreiben kann.

In der Rede der Menſchen hat man alſo auf die allergeringſten Kleinigkeiten zu ſehen. In der Malerey kömmt oft auf einen Punkt, auf eine faſt unſichtbare Linie, ſehr viel an. Man ſagt, ein gewiſſer Meiſter habe ein lachendes Geſicht gemalet, und hernach nur einen einzigen Strich daran verändert, ſo ſey ein weinendes daraus geworden. So verrathen ſich die Neigungen des Menſchen durch vielerley faſt unmerkliche Dinge. So gar der Ton der Sprache, und der

verſchiedene

verſchiedene Laut der Stimme wird, nach meiner Meynung, etwas andeuten. Und wenn ich gleich nicht im Stande bin, Regeln davon zu geben; ſo habe ich doch in etlichen Fällen ſo glücklich gemuthmaßet, daß ich feſt glaube, Leute, die aufmerkſamer und geſchickter im Schließen ſind, als ich, würden es hierinnen noch viel weiter bringen.

Nach dieſem weitläuftigen Eingange will ich meinen Leſern ein Schreiben vorlegen, welches mit beſondrer Lebhaftigkeit und Scharfſinnigkeit einen gewiſſen Fehler etlicher Frauenzimmer vorſtellet. Es wird zwar manchem bedünken, daß derſelbe nur eine Kleinigkeit ſey: allein wer dasjenige erwäget, was von den äußerlichen Merkmaalen der innern Gemüthsart geſaget worden; der wird wohl begreifen, daß man auch aus dieſer Kleinigkeit gewiſſe Schlüſſe machen könne, die zur Erkenntniß der Gemüther gehören.

Hochgeehrteſte Tadlerinnen!

Daß ihr meinem Schreiben die Ehre gethan, und ſelbiges in eure Blätter mit eindrucken laſſen, das nehme ich als eine gütige Erlaubniß an, die ihr mir, ferner an euch zu ſchreiben, ſtillſchweigend geben wollet. Ich bin euch dafür herzlich verbunden; und wie die Hochachtung gegen eure vernünftige Sittenlehre das Vertrauen bey mir erwecket, ihr werdet durch eure gründliche Vorſtellungen, zur täglichen Beſſerung vieler Perſonen beyderley Geſchlechts, noch viel Gutes ſtiften: alſo zweifele ich an der erwünſchten Wirkung gar nicht, wenn ihr nur eure Gedanken über eine gewiſſe Unart eröffnen wolltet, welche ich an einigen eures Geſchlechts oftmals mit großem Verdruſſe wahrgenommen habe: wie ich euch ietzo benachrichtigen will.

Ihr habt recht, wenn ihr, in dem VII Stücke dieſes Jahres, die Gewohnheit zu einer, leider! allzufruchtbaren Mutter vieler Laſter und unanſtändigen Dinge machet, welche nachgehends zu

einer

einer andern Natur werden, und ſich mit ungemeiner Schwierigkeit ausrotten laſſen. Von eben dieſer ſchädlichen Gewohnheit ſchreibt ſich das wunderliche Bezeigen gewiſſer Frauenzimmer her, welches mir und anderen ihre Geſellſchaft verdrüßlich macht, die ſonſt nicht ohne Annehmlichkeit ſeyn würde. Kurz zu ſagen, es giebt einige Perſonen des ſchönen Geſchlechts, welche gewohnt ſind, niemals anders als mit vollem Halſe zu reden, und die alle ihre Geſpräche mit einem ſo hellen und durchdringenden Schreyen anfangen und fortführen, daß allen Beyſitzenden um ihr geſundes Gehör angſt und bange werden möchte. Eine einzige von dieſen Clamantien iſt ſchon vermögend, ihren Zuhörern zum wenigſten heftige Kopfſchmerzen zu erwecken. Wenn nun gar zwo oder drey derſelben zuſammen kommen: ſo haben die übrigen Anweſenden von Glück zu ſagen, wenn ſie in drey oder vier Tagen das Sauſen und Brauſen ihrer Ohren los werden können. Alle Einwohner des Hauſes, darinnen ſie ſich befinden, denken oftmals, es ſey in ihrer Geſellſchaft, wo nicht zum Handgemenge, doch wenigſtens zu einem heftigen Streite gekommen; da ſie doch ganz friedlich beyſammen ſitzen, und einander bloß erzählen: was ſie dieſe Woche für Beſuch abgeleget oder angenommen; wo ihnen der beſte und ſtärkſte Caffee ſey vorgeſetzet worden; wie viel Ellen Knötchen ſie in einem Tage machen können: und was dergleichen wichtige Sachen mehr ſind; die aber keine ſo eifrige Sprache zu erfordern ſcheinen.

Ich verſichere euch, wertheſte Tadlerinnen, daß nicht ſelten die Leute auf der Gaſſe ſind bewogen worden, ſtehen zu bleiben, und zu hören, ob etwa eine Geſellſchaft ſchmauſender Studenten beyſammen ſey, denen das überflüßige Getränke ſo ſehr die Zungen gelöſet? Ich weiß aber nicht, was ſie mögen gedacht haben, wenn ſie vernommen, daß es Frauenzimmer wären, die ihre Stimmen ſo tapfer und poſaunenmäßig erſchallen ließen. Saget mir demnach, vernünftige Tadlerinnen, ob ein ſolches Bezeigen mit der Artigkeit, Sittſamkeit und Eingezogenheit übereinkomme; welches doch die Tugenden ſind, dadurch ein Frauenzimmer ſeinen Umgang angenehm machen muß. Dieſes Geſchlecht hat ohnedem das Unglück, daß es mit ſchnatternden Gänſen verglichen wird. So wenig man nun dieſe Vergleichung bey allen anbringen kann: ſo

gewiß

gewiß kann ich versichern, daß man sich obgedachte Gesellschaft kaum anders, als unter dem Bilde eines Gänsestalles, vorstellen kann; denn ich muß noch hinzusetzen, daß sie in ihren Zusammenkünften alle auf einmal zu reden gewohnt sind. Nun stellet euch doch die Angst vor, von welcher man in einer solchen Judenschule überfallen wird; und erbarmet euch über alle diejenigen, die dergleichen Qual ausstehen müssen. Stellet ihnen nur vor, liebste Tadlerinnen, daß sie ja mit keinen tauben Leuten reden: denn meines Wissens gehen sie mit solchen Personen um, welche, Gott Lob! noch alle ein gesundes Gehör haben. Lehret sie doch erwägen, daß man diese Unart kaum gemeinen Leuten zu gute halten könne; geschweige denn ihnen, die ihres Standes halber vor anderen viele Vortheile besitzen. Vor allen Dingen aber weiset sie auf die wahre Tugend, welche einem Frauenzimmer solche ungezogene Frechheit unmöglich verstatten kann.

Es ist wahr, die Sprache ist das Band, wodurch die Weisheit des Schöpfers die menschliche Gesellschaft unter einander verbindet: sie wird aber zu einer verdrüßlichen Kette, der man entübriget zu seyn wünschet, wenn man höret, daß sie sich in ein wüthendes Geschrey verwandelt; zumal bey solchen Geschöpfen, die bloß zum Vergnügen des männlichen Geschlechts scheinen erschaffen zu seyn. Verlangte jener weise Mann, daß ein Mensch reden müsse, wenn man ihnen solle kennen lernen: so möchte ich gerne wissen, was man sich für eine Abbildung von einem Frauenzimmer machen könnte, welche man durch ihr unmäßiges Geplerr kennen lernet? Ich weiß gewiß, vernünftige Tadlerinnen, euch gefällt eine solche Aufführung nicht: und da ihr euch unsre Muttersprache und ihre Zierlichkeit so rühmlich angelegen seyn lasset; so wird es euch vermuthlich auch zu Herzen gehen, wenn ihr vernehmet, daß die Annehmlichkeit derselben durch ein so gällendes Schreyen verderbet werde.

Eben deswegen habe ich auch meine Zuflucht zu euch genommen, mit angehängter Bitte, meinen und anderer guten Freunde beleidigten Ohren vor diesem Uebel Rath zu schaffen. Werdet ihr mir in diesem Stücke ehestens willfahren, und dieses unbändige Getön aus den Gesellschaften unsers Frauenzimmers, durch eure

langet sie von euch zu wissen: Ob ihr es denn für besser befindet, anstatt derselben mündlich mit Mannspersonen umzugehen? Sie glaubet zwar, daß sie eure Einwürfe schon zum voraus errathen könne; doch will sie, um alles Zweifels entledigt zu seyn, euren Ausspruch darüber erwarten, und nennet sich

Straßburg, am Tage St. Petri, 1726.

Eure unbekannte Dienerinn N. N.

Antwort:

Wir haben es keinem vernünftigen Frauenzimmer verbothen, Liebesbriefe anzunehmen; wohl aber untersaget, selbst dergleichen zu schreiben. Sonst ist einer tugendhaften Person der Umgang mit Mannspersonen nicht verbothen; wenn er nur allezeit in Gegenwart mehrerer Personen geschieht. Widrigenfalls kann er noch gefährlichere Folgen nach sich ziehen, als ein Briefwechsel.

Iris.

Das XIII Stück.

Den 5 April, 1726.

Günther.

Ihr, die ihr der Natur recht Trotz zu biethen wißt,
Und durch ein volles Glas oft Riesenstärke weiset.

Ich werde fast ieden Abend erinnert, endlich dem Verspreschen ein Gnügen zu leisten, welches ich vor einiger Zeit dem Herrn Serioſus gethan. Die Steine auf unſeren Straßen empfinden zwar das Wetzen der Degenklingen nicht: aber wenn man daſſelbe doch ſo oft hören muß; ſo kann man ſich unmöglich enthalten, an die Urſachen zu gedenken, woher dieſe lächerliche Tapferkeit entſteht. Fürwahr die Mannsperſonen müſſen doch ſehr beherzt ſeyn, daß ſie gegen einen ſolchen Feind, als das lebloſe Gaſſenpflaſter iſt, ihr Seitengewehr blößen, und ſo unerſchrocken darauf zuſchlagen, daß die Funken um ſie herſtieben. Dadurch können ſie den Vorzug ihres Geſchlechts vor dem weiblichen ſehr deutlich darthun: denn was gehört nicht für ein mannhaftes Gemüth darzu, den Degen zu ziehen, wo niemand iſt, der einem widerſteht? und einen Hieb nach dem andern zu vollziehen, wo kein Gegenſtreich zu beſorgen iſt? Und wo wollte unſer eine ſo viel Herz hernehmen, dergleichen Heldenthaten mit ſtandhaftem Muthe zu verrichten?

Doch ich thue den Männern zu viel, wenn ich ſie einer ſolchen Schwachheit halber anklage. Sie ſelber ſind es nicht, die dergleichen auslachenswürdige Dinge vornehmen: denn

wie könnte ihr hochvernünftiger Geist, der unsre weibliche Seelen, so wie die Sonne den Mond, übertrifft, fähig seyn, dergleichen Thorheiten zu begehen? Das starke Getränk ist der unzeitige Held, der seine Herzhaftigkeit so übel anbringet. Wie wäre es sonst möglich, daß ein nüchterner Mensch solche kindische Dinge vornehmen könnte? Ja bezeuget nicht das entsetzliche Geschrey, welches gemeiniglich diese wetzende Klingen begleitet, daß der Verstand dieser herumschwärmenden Körper entweder gar nicht zu Hause seyn müsse; oder doch das Regiment über etliche Gliedmaßen, denen ins Gehirn gestiegenen Dünsten eine Zeitlang abgetreten habe?

Ich fange die Abhandlung von der Trunkenheit von einer Wirkung derselben an, die sich vielleicht nirgends als auf Akademien äußern mag: und das muß man mir nicht verdenken. Ich richte mich nach der Beschaffenheit meines Aufenthalts; und achte mich verbunden, meinen Mitbürgern am ersten zu dienen. Die Liebe fängt von sich selber an. Wenn ich an einem Hofe gebohren und erzogen wäre, wo dieses Laster üblich wäre: so würde ich meine Vorstellungen darnach einrichten können. Jetzo aber ist es bekannt, daß nicht nur in allen königlich-preußischen Landen das vormals gewöhnliche Gesundheittrinken aufs schärfeste verbothen worden; sondern auch ietzo an unserm Hofe alles dem preiswürdigen Exempel seines Königes folget, der selbst für ein vollkommenes Muster der Mäßigkeit gehalten werden kann. Wollte Gott, daß auch die Studierenden einen löblichen Eifer zur Nachfolge an sich blicken ließen; sonderlich diejenigen, die dereinst unter dem Zepter eines Herrn ihr Glück machen wollen, dessen Hofhaltung eine der ordentlichsten ist, die uns in allen Geschichtbüchern aufbehalten worden.

Soll

Soll ich nun eine Abbildung von der Lebensart eines akademiſchen Trunkenboldes machen? Dieſes iſt faſt eine vergebliche Arbeit. Wer kennet auf hohen Schulen dieſe Leute nicht? Welcher Bürger, der ſeine Zimmer an Studierende vermiethet, iſt nicht im Stande, mehr als zehn ja zwanzig Namen herzuzählen, die ſich in ſeinem Hauſe als naſſe Brüder hervorgethan haben? Und was für Hiſtorien erfährt man nicht, wenn man ſich nur die Mühe giebt, darnach zu fragen? Doch damit ich nicht eines Fehlers beſchuldiget werden möge, wenn ich gar nichts davon gedächte: ſo will ich aus Günthern etliche Verſe herſetzen, die eine ſolche Abbildung in ſich enthalten. Ich führe dieſelben um ſo viel lieber an, weil ſie in einem Gedichte ſtehen, das er zur Vertheidigung unſers Geſchlechts gemacht hat, und welches in der That eines von ſeinen beſten iſt. Er legt darinnen ſeiner Amaryllis folgende Worte in den Mund:

Ich hörte jüngſt mein blaues Wunder, wie ſchön es dieſes Völkchen macht,
Das draußen auf den hohen Schulen noch mehr bey Glas, als Büchern, wacht.
Gott weiß, wer ihre Muhmen ſind, davon ſie uns ſo viel erzählen!
Der Schweiß der Aeltern wird verkocht, die ſich daheim mit Sorgen quälen,
Der Hausrath wandert zu Gevattern, der Burſche lärmt, fährt aus, und hauſt,
Mit Wirthen, Pferd und jungen Mädchen; und wenn er bis zum Morgen ſchmauſt,
So reißt hernach das ſtarke Bier, Tiſch, Bänke, Krug und Ofen nieder,
Und ſchreyt: Auf! Bruder, auf! ein Weib, ein reiches Weib bringt alles wieder.

Dafern Günthers Zeugniß in irgend einem Stücke glaubwürdig iſt, ſo muß es gewiß hierinnen ſehr viel gelten.

Es ist bekannt, daß er selbst kein Fremdling in solchen Gesellschaften gewesen, wo Bachus die einzige Gottheit ist, die man verehret. Sein Glückwunsch, den er an den jenaischen Studentengeneral gemacht, aus welchem auch die Ueberschrift dieses Blattes genommen ist, leget davon einen klaren Beweis ab. Folglich kann ich meine Leser versichern, daß diese Abbildung nach dem Leben gemacht sey: dahingegen meine eigene sich bloß auf ein Hörensagen gründen würde; angesehen ich mein Lebenlang, keine solche Saufschule zu sehen, Gelegenheit gehabt habe.

Fügt es sich irgend, daß einer von diesen durstigen Herren nüchtern ist, indem ihm dieses Blatt in die Hände kömmt: so wird er doch vermögend seyn, ein vernünftiges Wort mit sich reden zu lassen. Ich nehme mir also die Freyheit, ihn zu fragen: Ob er nicht ein Mensch sey? Vielleicht schmisse er mir ein volles Glas in die Augen, wenn ich diese Frage mündlich an ihn ergehen ließe: aber iezo, da ichs schriftlich thue, so bin ich vor dieser Höflichkeit sicher; und mich dünkt, ich höre ihn schon mit einer rauhen Kehle, die von dem gestrigen Rausche noch ganz heisch ist, rufen: " Ich möchte nur selber zusehen, ob " ich unter die Zahl der Menschen gehörte; denn er wisse nicht " für gewiß zu sagen, ob ich nicht, meines wenigen Trinkens " halber, eher für ein Zeisichen, als für einen Menschen, zu hal- " ten sey? Er im Gegentheil habe sich gestern nicht nur als " einen Menschen, sondern als einen rechtschaffenen Kerl er- " wiesen, indem er eine ganze Gesellschaft zu Boden gesoffen."

Genug, genug, mein werther Herr Bibo: das sind freylich ausnehmende Proben der Menschheit! Kein unvernünftiges Thier ist noch iemals des übermäßigen Saufens halber angeklaget worden. Also ist der Satz unstreitig: daß alle Säufer Menschen sind. Fressern kann man noch einen

Vielfraß

Vielfraß zum Bruder anweiſen: aber ein Säufer hat in der ganzen Natur ſeines gleichen nicht. Ein Fiſch müßte denn ſein Muſter werden; der unaufhörlich das naſſe Element in ſich ſchlucket, und doch ſeinen Durſt niemals löſchen kann. In der That wünſchte jener unerſätliche Bierfreund, als er im Frühlinge die ſtarke Fluth in der Saale von der Brücke unſers Fürſtengartens anſah; daß die aufſchwellenden und ſinkenden Wellen lauter Merſeburger Bier ſeyn möchten; er ſelbſt aber als ein großer Hecht darinnen ſchwimmen könnte. Und die Art ſeines Vortrages gab genugſam zu verſtehen, wie herzlich er es mit dieſem Wunſche gemeynet hatte.

Ich frage aber nunmehr ferner: Ob denn Herr Bibo auch wiſſe, was ein Menſch für ein Thier ſey? Ich will nicht hoffen, daß er ſagen werde: Ein ſolches, welches ſein höchſtes Gut im Weinhauſe, in der Schenke, oder gar auf den Dörfern ſuchet. Er wird ſich doch vermuthlich auf die Vernunft beſinnen, die uns von allen übrigen irdiſchen Geſchöpfen unterſcheidet. Iſt nun die Vernunft unſer Vorzug; ſo kann es ja die Zunge, oder eine weite Kehle nicht ſeyn. Wie kann ſich aber ein Geſchöpf der Vernunft rühmen, welches weit unvernünftiger handelt, als diejenigen Thiere, die wir, ihrer Unvernunft halber, ſo ſehr gering achten? Iſt denn das vernünftig, wenn man ſeinen Körper zu einem Bierfaſſe, oder gar nur zu einer Röhre machet, dadurch das ſtarke Getränk unaufhörlich ſtrömen muß? Iſt denn das vernünftig, wenn man ſich ſelbſt freywillig ſeines Verſtandes beraubet: ſo daß man ſeiner ſelbſt nicht mächtig iſt; volle Weinflaſchen durch die Fenſterſcheiben auf die Straße wirft, unzählige Gläſer an die Wand ſchmeißt; ja wenn der Menſch mit ſeinem eigenen Kopfe durch das Fenſter in der Stubenthüre läuft, daß ihm das zerbrochene Glas in dem Geſichte ſtecken bleibt? Iſt

denn das vernünftig, wenn man seine besten Freunde mit Worten und Schlägen beleidiget, und deswegen entweder selbst verletzet, oder doch in die Hände der Obrigkeit geliefert wird? Ist denn das vernünftig, wenn man nicht drey Schritte ohne Taumeln gehen kann, sich auf der Straße in allen Pfützen badet, und endlich mit blutigem Kopfe, oder mit schlammigten Kleidern ein Raub der Häscher wird? Ist denn das vernünftig, wenn man sich des folgenden Tages genöthiget sieht, den verursachten Schaden zu ersetzen; und vor Scham, wegen der begangenen Thorheiten, keinem ehrlichen Menschen vor die Augen kommen darf? Ich schweige von dem Gelde, welches so unnöthig verschwendet wird. Ich übergehe die Schwächung der Gesundheit, die auch den stärksten Naturen mit der Zeit merklich wird. Ich will auch der edlen Zeit nicht gedenken, die von keinem mehr, als von Trunkenbolden, verderbet wird: angesehen der Nachmittag bis nach Mitternacht in Gesellschaften, der Morgen mit Schnarchen, und der Tag mit Kopfschmerzen dahin geht. Ich will ihnen nur die Folgen dieses wüsten Lebens zu erwägen anheim stellen.

Zu was für einer Lebensart bereiten sie sich doch durch diese Uebung im Saufen? Weder bey Hofe, noch in der Kirche, noch auch im gemeinen Wesen bedarf man solche Gläserhelden. Sie sind durchgehends ein Schandfleck aller Stände. Von ihnen kömmt viel Unruhe und Unordnung in der Republik her. Es versuche es nur ein solcher ächter Bachussohn, und sage es seinen Gönnern, wenn er eine Bedienung suchet, daß er auf hohen Schulen im Trinken nicht seines gleichen gehabt. Ich bin versichert, daß, wenn gleich sein Patron selbst ein Trunkenbold wäre, er dennoch sich nicht würde bezwingen können, einem solchen nassen Bruder das geringste Aemtchen aufzutragen, viel weniger ihn gar in seine eigene Dienste zu nehmen.

Ich

Ich weiß es zwar, daß man die Schuld insgemein auf diejenigen schiebet, die ihre Gäste so sehr zum Trunke nöthigen, daß sie der Sache zu viel thun müssen. Nun will ich zwar diesen Beförderern der Völlerey nicht eben das Wort reden. Sie haben sehr falsche Begriffe von der Gefälligkeit gegen ihre guten Freunde; wenn sie ihnen durch einen zugebrachten Rausch eine Ehre zu erweisen gedenken. Das ist ja eine schlechte Höflichkeit, wenn man einen Gast zu einem Laster zwinget, davor er selbst einen Abscheu hat. Wäre es nicht viel gescheidter und artiger, wenn man es einem ieden frey stellete, viel oder wenig zu trinken? Die Naturen sind nicht alle gleich. Dieser kann viel, jener wenig vertragen: und doch soll in Gesellschaften ein Zwerg eben so viel zu sich nehmen, als ein Riese? Allein die Wahrheit zu sagen, so fällt doch die ganze Schuld auf die Gäste; nicht aber auf den Wirth. Dieser möchte sich nicht gern seiner Sparsamkeit halber einen übeln Namen machen. Er weiß, daß viele unter seinen Gästen ohne Rausch nicht vergnügt nach Hause gehen können; und also sieht er sich genöthiget, ihnen allen möglichen Vorschub darzu zu thun. Wäre nur niemals ein Liebhaber der Völlerey gewesen: so würde gewiß auch kein Wirth seine Gäste dazu angefrischet haben.

Nichts mehr fragt sich noch, als ob es denn möglich sey, sich den übermäßigen Trunk abzugewöhnen; insonderheit, wenn er durch eine lange Gewohnheit schon überhand genommen hat? Diese Frage zu beantworten, will ich ein wahrhaftes Exempel erzählen. Zytophilus war ein aufgeweckter und lustiger Schulknabe, ließ aber seine Neigung zum Trinken nicht eher ausbrechen, bis er auf die Akademie kam, und also von seinem vornehmen und ziemlich scharfen Vater mehr Freyheit erhielte. An Gelegenheit und Gesellschaft konnte

es

es dieſem lehrbegierigen Schüler der Trunkenheit nicht fehlen; und er war kaum ein halbes Jahr auf der hohen Schule, als er ſchon alle Wein- Bier- und Caffeehäuſer ſeiner großen Vaterſtadt aus- und innwendig kannte. Er hatte mehr als etliche hundert Saufbrüder bekommen; denn er nahm in ſeiner Wiſſenſchaft ſo wohl zu, daß ſich die älteſten Candidaten auf der Bachusuniverſität ſeiner Vertraulichkeit nicht ſchämeten. Er war des Abends mehr als einmal ohne Rock, Hut und Degen nach Hauſe gekommen, und hatte bereits ein Paar Jahre in ſolcher Völlerey zugebracht: als ſein frommer Vater, der ihm dieſe böſe Lebensart ſchon lange verwieſen hatte, endlich gewahr ward, daß alle ſeine Ermahnungen umſonſt wären. Er nahm ihn alſo zum letztenmale vor: er ſtellte ihm ſeine ietzige Unart und ſein künftiges Verderben nochmals vor Augen, und übergab ihn nunmehro ſeiner eigenen Willkühr. Er ſtellete es ihm inskünftige ganz frey, zu leben wie er ſelbſt wolle; mit angehängter Verſicherung, daß er ſich nunmehro ſeiner väterlichen Aufſicht ganz begeben, und nicht die geringſte Sorge mehr für ihn tragen würde. Dieſe mit einer gelaſſenen Ernſthaftigkeit vorgetragene Rede des Vaters hatte eine gute Wirkung bey dem Sohne. Es giengen kaum etliche Tage hin, als er ganz melancholiſch zu werden, oder vielmehr in ſich zu gehen ſchien. Weil er ſich aber ſelber nicht wagete, ſeinem Vater mündliche Nachricht davon zu geben; ſo ließ er folgendes Schreiben an ihn ergehen:

Allertheureſter Herr Vater!

Ich habe mich zwar, durch mein böſes Leben, deſſen gütiger Vorſorge unwürdig gemacht: doch hoffe ich dieſelbe wieder zu erlangen; da ich ietzo mein wüſtes Weſen, ohne alle Heucheley, verfluche. Es reuet mich tauſendmal, daß ich einen ſo wohlmeynenden

den Vater beleidiget habe. Ich erkenne, wie viel ich in meinem Studieren verſäumet habe; denn ich finde mich nicht einmal geſchickt, mir einen rechtſchaffenen Lehrer zu erwählen. Der Herr Vater ſetze mir alſo ſelber einen gelehrten Mann zum Aufſeher: er übergebe mich der allerſtrengeſten Zucht, und mache alſo die letzte Probe mit ſeinem bisher unwürdigen Sohne. Halte ich dieſelbe nicht gebührend aus: ſo begebe ich mich ſelbſt aller Anſprüche auf deſſen väterliche Liebe, und werde mich niemals mehr unterſtehen, mich ſein Kind zu nennen, oder ſeinen Namen zu führen, ꝛc.

Der Vater überſchrieb ihm folgende Antwort:

Friedrich!

Du kannſt thun, was du ſelber willſt; nachdem du weißt, daß ich mich deiner Aufſicht begeben habe. Iſt es dein Ernſt, zu ſtudieren: ſo wirſt du leicht einen gelehrten Mann finden, zu dem du ein Vertrauen haſt. Allein ich rathe dir dieſes nicht. Fahre lieber in deiner gewöhnlichen Lebensart fort: das Studieren wird dir viel zu verdrüßlich fallen; und dein heutiger Entſchluß wird dich morgen gereuen. Dieſe Unbeſtändigkeit aber würde mich noch mehr kränken, als alles vorige; wenn ich mir noch ietzo dein Thun und Laſſen zu Herzen gehen lieſſe. Gehab dich wohl.

Dieſe Kaltſinnigkeit des Vaters, und die dadurch in dem Sohne entſtandene Scham, bekräftigte dieſen noch mehr in ſeinem Vorſatze. Er gieng augenblicklich zu einem wackern Rechtsgelehrten, zog in ſein Haus, und übergab ſich ſeiner Privatanführung; ja von dem Tage an ſah man ihn in keiner Geſellſchaft mehr. Da er vorhin täglich mehr denn funfzehn Kannen getrunken hatte; ſo fieng er ietzo an, ſparſamer zu werden. Er behalf ſich die erſte Woche ieden Tag mit zwölf Kannen. Die folgende Woche ließ er noch drey Kannen auf ieden Tag fallen; und ſo fuhr er weiter fort, bis er in Monatsfriſt mit drey Kannen auf ieden Tag zufrieden ſeyn lernte.

Ich

Ich weiß nicht, ob er seine Mäßigkeit noch höher getrieben hat: so viel aber weiß ich, daß er schon drey volle Jahre bey seiner geänderten Lebensart verharret, der fleißigste seiner Cämeraden gewesen, und seinem wackern Vater inskünftige viel Freude verursachet haben würde, wenn nicht derselbe vor etlichen Monaten gestorben wäre.

Mein Blatt ist bald voll, und ich habe noch mit keinem Worte an die Trunkenheit des Frauenzimmers gedacht: ja ich schäme mich auch ietzo fast, wenn ich unserm Geschlechte einen so häßlichen Fehler vorrücken soll. Indessen kann ich nicht davor, daß sich einige desselben schuldig gemacht haben. Wäre dieses nicht, warum hätte sonst Philander in seiner Satire, über die weiblichen Mängel, auch folgende Verse einfließen lassen:

Laßt euch Champagnewein und Velteliner bringen,
Ich wette, Bibula wird schon ihr Theil bezwingen.
Ist das nicht Ruhms genug, daß sie den stärksten Mann,
Auf einen guten Zug, zu Boden saufen kann?
Dafür bekömmt der Herr ein Engelchen ins Bette.
Ach wer doch eine Frau von solcher Währung hätte!
So seufzet, wer es sieht, und wünscht sichs auch so gut,
Wenn seine Zipsia nur Zeischenschlücke thut.

Freylich wohl werden wenige von unseren Mitschwestern so unverschämt seyn, daß sie sich in öffentlichen Gesellschaften vom Verstande saufen sollten. Was aber insgeheim geschieht, das ist eben sowohl lasterhaft, als was alle Leute sehen und erfahren. Manche giebt vor, daß sie in ihrem besondern Kännchen ein leichtes Getränke habe, wenn sie den stärksten Wein zu sich nimmt: und andere klagen über die Schwäche ihres Magens bloß deswegen, damit sie nur, so oft es ihnen beliebt, ein gut Glas Aquavit hinein schütten können.

können. Man merkt aber ihre wahre Krankheit doch: ſo ſehr ſie dieſelbe zu verbergen denken. Vinoſa iſt bey ihrem Verwandten zu Gaſte, und ſchweret Leib und Seele, daß ſie kein Glas Wein austrinken könnte, wenn man ihr daſſelbe ſammt einem güldenen Becher ſchenken wollte. Ein luſtiger Kopf, der mit dabey iſt, putzet mit Fleiß das Licht, und machet, daß es ausgehet. Als man in wenig Augenblicken daſſelbe wieder angezündet, ſiehe, ſo ſteht die Weinflaſche, die vorhin neben dem Teller des Hausvaters geſtanden, mitten in der Schüſſel des Zugemüſes. Man lachet überaus ſehr über dieſe Begebenheit, und kann nicht begreifen, wie es zugegangen? Allein es geht ganz natürlich zu. Vinoſa wird blutroth. Vinoſa hat im Dunkeln einen guten Zug daraus gethan. Vinoſa hat in der Angſt, da man das Licht brachte, den rechten Ort der Flaſche nicht treffen können.

Calliſte.

Das XIV Stück.

Den 12 April, 1726.

Benj. Neukirch.

Weltgeprieſener Homer,
Deſſen Kunſt mit dir verſchwunden,
Warum warſt du doch ſo ſehr
An Achillens Zeit gebunden?

Wenn die Deutſchen es in den freyen Künſten, die mit zur Gelehrſamkeit gerechnet werden, noch nicht ſo weit gebracht haben, als die alten Griechen und Römer, oder als die heutigen Franzoſen: ſo kömmt es bloß daher, weil wir noch ſo wenig Kunſtrichter oder Beurtheiler von dergleichen Sachen gehabt haben. Dieſe Gattung von Leuten iſt überhaupt in der Republik der Gelehrten ſehr nöthig, um den nachläßigen Scribenten die Schlafſucht und Sicherheit im Schreiben abzugewöhnen. Sie ſind wie ein Wetzſtein, welcher zwar ſelbſt nicht ſchneidet, aber doch den Stahl ſchärfet. So lange unter den Gelehrten niemand iſt, der das alberne Weſen der meiſten Bücherſchreiber öffentlich entdecket, ihre Fehler durchziehet, und den übeln Geſchmack des ſtudierten Pöbels verlachet: ſo lange ſind alle Tintenklecker große Scribenten. Alles, was nur ein wenig buchſtabiren kann, das ſchreibt Bücher in die Welt, und ſcheuet ſich nicht, das allerelendeſte Zeug, ja bisweilen rechte Meiſterſtücke der Unvernunft, ans Licht zu geben. So bald ſich aber ſtrenge Richter unter den Gelehrten hervor thun, die ein iedes Kind bey ſeinem rechten

Namen

Namen nennen: das Gute gut; das Gründliche gründlich; das Schlechte ſchlecht; das Matte matt; das Unſinnige unſinnig, und das Abgeſchmackte abgeſchmackt nennen: ſo bald kömmt viele Bücherſchreiber Furcht und Zittern an. Sie getrauen ſich nicht mehr ſogleich ans Licht zu treten; denn ſie fürchten ſich, einen ſolchen Momus in die Hände zu fallen. Oder, wenn ſie ja endlich der Begierde, ihre Schriften gedruckt zu ſehen, nicht länger widerſtehen können: mein Gott! was machen ſie nicht für geharniſchte Vorreden (Prologos galeatos) gegen den fürchterlichen Zoilus? Wie bange iſt ihnen nicht vor den Spöttern? Wie entſchuldigen ſie ſich nicht wegen der eingeſchlichenen Verſehen? Bald haben ſie nicht Bibliotheken genug bey der Hand gehabt; bald ſind ſie durch ihre Amtsgeſchäffte gehindert worden; bald iſt ihnen die Meſſe gar zu geſchwinde auf den Hals gekommen. Wie lächerlich aber alle dieſe, und andere dergleichen Entſchuldigungen ſind, das wird ſich vielleicht ein andermal zeigen laſſen.

Nun ſollte man zwar denken, daß es an ſolchen öffentlichen Beurtheilern der Gelehrten bey uns nicht fehlen könne. Die Auszüge, die man, von allen herauskommenden Büchern, in ſo vielen Monatſchriften, der Welt vor Augen leget, ſcheinen nichts anders als Urtheile zu ſeyn, die man davon gefället hat. Allein ſteht es mir frey, die Wahrheit zu ſagen, ſo iſt dieſer Schein ſehr betrüglich. Man leſe nur die meiſten Bücherauszüge; ſo wird man ſehen, daß es mehrentheils ausſtudierte Lobſprüche ſind. Man bewundert eine iede elende Scarteke; man danket den Verlegern für die Herausgabe ſolcher trefflichen Werke; man bittet die Verfaſſer, mit ihrer nützlichen Arbeit fortzufahren; man verſichert, daß die gelehrte Welt, vor großem Verlangen nach ſolchen längſt gewünſchten Trefflichkeiten, ganz ungeduldig ſey; und was dergleichen

****

Das XIV Stück.

Den 12 April, 1726.

Benj. Neukirch.

Weltgepriesener Homer,
Dessen Kunst mit dir verschwunden,
Warum warst du doch so sehr
An Achillens Zeit gebunden?

Wenn die Deutschen es in den freyen Künsten, die mit zur Gelehrsamkeit gerechnet werden, noch nicht so weit gebracht haben, als die alten Griechen und Römer, oder als die heutigen Franzosen: so kömmt es bloß daher, weil wir noch so wenig Kunstrichter oder Beurtheiler von dergleichen Sachen gehabt haben. Diese Gattung von Leuten ist überhaupt in der Republik der Gelehrten sehr nöthig, um den nachläßigen Scribenten die Schlafsucht und Sicherheit im Schreiben abzugewöhnen. Sie sind wie ein Wetzstein, welcher zwar selbst nicht schneidet, aber doch den Stahl schärfet. So lange unter den Gelehrten niemand ist, der das alberne Wesen der meisten Bücherschreiber öffentlich entdecket, ihre Fehler durchziehet, und den übeln Geschmack des studierten Pöbels verlachet: so lange sind alle Tintenklecker große Scribenten. Alles, was nur ein wenig buchstabiren kann, das schreibt Bücher in die Welt, und scheuet sich nicht, das allerelendeste Zeug, ja bisweilen rechte Meisterstücke der Unvernunft, ans Licht zu geben. So bald sich aber strenge Richter unter den Gelehrten hervor thun, die ein iedes Kind bey seinem rechten Namen

Namen nennen: das Gute gut; das Gründliche gründlich; das Schlechte schlecht; das Matte matt; das Unsinnige unsinnig, und das Abgeschmackte abgeschmackt nennen: so bald kömmt viele Bücherschreiber Furcht und Zittern an. Sie getrauen sich nicht mehr sogleich ans Licht zu treten; denn sie fürchten sich, einen solchen Momus in die Hände zu fallen. Oder, wenn sie ja endlich der Begierde, ihre Schriften gedruckt zu sehen, nicht länger widerstehen können: mein Gott! was machen sie nicht für geharnischte Vorreden (Prologos galeatos) gegen den fürchterlichen Zoilus? Wie bange ist ihnen nicht vor den Spöttern? Wie entschuldigen sie sich nicht wegen der eingeschlichenen Versehen? Bald haben sie nicht Bibliotheken genug bey der Hand gehabt; bald sind sie durch ihre Amtsgeschäffte gehindert worden; bald ist ihnen die Messe gar zu geschwinde auf den Hals gekommen. Wie lächerlich aber alle diese, und andere dergleichen Entschuldigungen sind, das wird sich vielleicht ein andermal zeigen lassen.

Nun sollte man zwar denken, daß es an solchen öffentlichen Beurtheilern der Gelehrten bey uns nicht fehlen könne. Die Auszüge, die man, von allen herauskommenden Büchern, in so vielen Monatschriften, der Welt vor Augen leget, scheinen nichts anders als Urtheile zu seyn, die man davon gefället hat. Allein steht es mir frey, die Wahrheit zu sagen, so ist dieser Schein sehr betrüglich. Man lese nur die meisten Bücherauszüge; so wird man sehen, daß es mehrentheils ausstudierte Lobsprüche sind. Man bewundert eine iede elende Scarteke; man danket den Verlegern für die Herausgabe solcher trefflichen Werke; man bittet die Verfasser, mit ihrer nützlichen Arbeit fortzufahren; man versichert, daß die gelehrte Welt, vor großem Verlangen nach solchen längst gewünschten Trefflichkeiten, ganz ungeduldig sey; und was der-

gleichen gewöhnliche Formeln mehr sind, dadurch Unverständige bewogen werden, solche öffentlich gerühmte Bücher für Meisterstücke zu halten: da sie doch öfters, bey der gelindesten Prüfung, ihre Schwäche verrathen. Wie nützlich wäre es also, wenn alle Journalisten zugleich gründliche und aufrichtige Kunstrichter wären. Wie viel elendes Zeug würde niemals zum Vorscheine kommen; wenn die Scribenten von ihnen furchtsam gemacht würden. Und was für Fleiß würden rechtschaffene Leute nicht anwenden, alle Regeln der Kunst in ihren Büchern sorgfältig zu beobachten, wenn sie gewiß wüßten, daß man ihren Verdiensten den billigen Ruhm öffentlich würde widerfahren lassen. Selbst die Halbgelehrten, die sonst im Bücherlesen denen Kindern gleich sind, die weder wissen, was recht, noch links ist, würden endlich durch das Lesen solcher Auszüge von Büchern, welches ohnedem ihr meistes Studieren ist, einen bessern Geschmack bekommen, und mit der Zeit unterscheiden lernen, was wohl oder übel geschrieben sey?

Zwar haben sich vor einigen Jahren auch einige strenge Richter gelehrter Arbeiten finden wollen, die den Vorsatz gehabt, die schlechten Stücke, die jährlich, ja monatlich, ans Licht treten, anzumerken, und die Welt davor zu warnen. Man fing an, eine Monatschrift heraus zu geben, die ausdrücklich dazu bestimmt war, lauter elende Schriften zu verwerfen, und behutsamen Käufern einen Wink zu geben, was sie sich nicht anzuschaffen hätten. Wäre man so vernünftig dabey zu Werke gegangen, als löblich das Vorhaben schien: so könnte die Sache vielleicht ihren Nutzen gehabt haben. Es würde eine solche Monatschrift gleichsam ein Index expurgatorius, ein Verzeichniß des gelehrten Unraths, geworden seyn, den man aus guten Buchläden und Büchersälen zu

verbannen

verbannen hätte. Ja man könnte sich einen solchen critischen Scribenten unter dem Bilde eines Herkules vorstellen, der bloß darauf ausgezogen, um die Welt von Ungeheuern und schädlichen Thieren zu säubern. Allein die Fähigkeit der Leute, die auf einen guten Einfall gerathen, reicht nicht allemahl zu, ihn glücklich auszuführen: und sodann fehlt es auch zuweilen an der guten Beschaffenheit des Herzens, die auch in der Gelehrsamkeit allen Bemühungen der Helden den rechten Werth beylegen muß. Ich will dieses in einigen Anmerkungen begreiflich machen.

Gleich der Titel dieser Monatschrift verrieth die Schwäche des Verfassers. Sie hieß: Acta Semieruditorum, oder, kurzer Auszug aus denen halbgelehrten Schriften und Chartequen, mit welchen die Buchladen ausstaffiret; nebst einigen Judiciis, was von dergleichen zu halten. Gedruckt 1709. 2 Bog. 8. Wer nur diese Ueberschrift erwäget, der sieht schon, daß es dem Verfasser an der redlichen Absicht und nöthigen Klugheit gefehlet habe. Ein Halbgelehrter zu seyn, ist gewiß kein Ehrentitel, und wer einen ins Gesicht so nennet, der schimpfet ihn. Dadurch also, daß der Verfasser viele Schriften in dieses gelehrte Tagebuch setzen will, dessen Titel so verfänglich lautet, wird er nicht nur die Fehler der Schriften beurtheilen, sondern die Personen ihrer Urheber beschimpfen. Seine Monatschrift wird eine öffentliche Schandseule, oder ein gelehrter Pranger seyn, daran lauter studierte Missethäter zur Schau gestellet werden. Was für eine Rolle aber spielt derjenige dabey, der sie dahin stellet? Oder was für einen Nutzen kann man davon erwarten, wenn man Scribenten, die vielleicht nicht viel Gutes schreiben, aber sonst ganz brave Leute sind, auf eine so empfindliche Weise beschimpfet?

Es ist eine alte Regel der Billigkeit gewesen, daß ein guter Richter der bey ihm angeklagten Verbrechen Feind, aber der Personen Freund seyn müsse. Diese Gemüthsart muß ein gelehrter Kunstrichter gleichfalls besitzen und an sich blicken lassen. Wie kann man ein gutes Vertrauen zu seinen Aussprüchen haben, wenn er die Verfasser mittelmäßiger Schriften gleich selbst feindlich angreift, und ihren guten Namen zu beflecken sucht? Es ist schon sehr empfindlich für die zärtliche Vaterliebe eines Schriftstellers gegen seine Kinder, wenn man an denselben einige Flecken und Narben bemerket. Muß man denn auch die Aeltern selbst noch für wahnsinnig erklären, und sie wohl gar ins Narrenhaus verweisen? So lieblos dieses überhaupt gehandelt ist, so wenig Nutzen schaffet es. Der auf solche Art beschimpfte bessert sich gewiß dadurch nicht; sondern sieht es für eine feindselige Beleidigung an, dagegen er auf Rache denken müsse: der Leser aber sieht gleichfalls, daß es dem Richter nicht sowohl um die redliche Besserung des Reiches der Wahrheit und Gelehrsamkeit, als vielmehr um die Verspottung eines Menschen zu thun sey, der sonst etwa das Unglück gehabt, ihm zu misfallen.

Sehe ich die Vorrede dieses halbgelehrten Tagebuchs an, und erwäge die Schreibart des Verfassers: so zeiget sich die Unfähigkeit desselben zu dem übernommenen Amte noch mehr. " Die Welt will betrogen seyn," heißt es, " möchte " man wohl an statt der Comödiantenzettel an allen Ecken " anschreiben, und einem ieden als eine merkwürdige Nach- " richt mit großen Buchstaben an die Thüre malen, ꝛc." Man sieht aus diesem Anfange gleich, mit wie weniger Bescheidenheit der Verfasser sein Richteramt übernimmt; und aus dem Verfolge erhellet noch deutlicher, welch ein wildes Feuer der Einbildung ihn beherrschet habe. Seine Einsicht

hergegen

hergegen in das wahre Weſen der Gelehrſamkeit, iſt in der ganzen Vorrede nicht zu ſpüren. Es ſind lauter Brocken übelverdauter Scherzreden, die vielleicht unter luſtigen Brüdern bey einer Pfeife Taback damals mögen Mode geweſen ſeyn; aber keine witzige Einfälle, die aus einem geläuterten Geiſte herrühren. Man hätte ihm alſo dabey aus Canitzen zurufen können:

Drum wer das Richteramt auf ſeine Schultern nimmt,
Der ſeh, daß ſein Geſetz mit ſeinem Wandel ſtimmt.

Gehe ich weiter, und ſehe, was für Schriften ſich der Verfaſſer ausgeſucht, die er ſeines Urtheils würdig ſchätzt; ſo bekomme ich noch weniger Vertrauen zu ſeiner Fähigkeit. Die erſte heißt: " Proben einer königlichen Baukunſt, von " Ludewig dem Großen ausgeübt, vermöge welcher er " Zeit ſeiner Regierung unzählig viele Luftgebäude aufgeführt. " Paris, 1708." Die zwote iſt: " Der von den Römern " an dem ſabiniſchen Frauenzimmer begangene Raub, mit " vielen Remarquen aus der neueſten Hiſtorie und den ietzi- " gen Zeiten, wie auch allerhand curiöſen Gedanken, ſcherz- " und ernſthaft der galanten Welt, mitgetheilet von * * *. " Rom 1709." Die vierte: " Die verläumderiſcher Weiſe " angefochtene Tugend der klugen und galanten Leipzigerin- " nen." Ein Tractat von anderthalb Bogen. Die fünfte: " Die bey der Krönung des bekannten Müllers Sohns aus " N. oder ſogenannten Prinzen von Wallis aufgelebte fünfte " Monarchie." Endlich die ſechste: " Des Königs von " Frankreich und ſogenannten Prinzen von Wallis kluges " und närriſches Luſt- und Trauerſpiel, wegen des närriſch " geendigten ſchottiſchen Deſſeins vorgeſtellet. 1708."

Dieſes ſind nun die wichtigen Werke, davor der Verfaſſer dieſes Tagebuchs die Gelehrten warnen wollen! Ver-

IV. Sie müſſen durch gute Auszüge aus den Schriften den Leſer ſelbſt in den Stand ſetzen, zu urtheilen, ob das Werk tauge oder nicht; nicht aber ihre Machtſprüche der Welt aufdringen.

V. Spöttereyen beweiſen nichts. Sie verrathen nur ein übelgeſinntes, ja wohl gar boshaftes Gemüth. Uebrigens kann oft aus der beſten Schrift etwas verdrehet und verſpottet werden.

VI. Man muß bekannte critiſche Regeln anführen, die anſtatt der Geſetze dienen können, wornach man Urtheile ſpricht. Die geſunde Vernunft muß dieſelben vorlängſt beſtätiget haben.

VII. Ganz elende Werke ſind nicht werth, öffentlich beurtheilet zu werden. Ein Buch muß ſchon ſehr gut ſeyn, daran es ſich der Mühe verlohnet, einen Fehler anzumerken.

VIII. Wowider gewiſſe Rotten das größte Geſchrey anheben, das müſſen gewiß vortreffliche Sachen ſeyn. Wider die größten Männer hat man insgemein das größte Lermen angehoben.

Phyllis.

Das

Das XV Stück.

Den 12 April, 1726.

Günther.

Mein Freund, du lachst mich aus, und nennst es blinde Possen,
Es sey denn, ras ich gleich, so ras ich mit Vernunft.

Die Veränderung ist angenehm, sonderlich zu unseren Zeiten. Man ist begierig, immer etwas Neues zu lesen und zu hören, und wer sich hierinnen nach dem Geschmacke der Leute richten kann, der hat viel gewonnen. Selbst unsere Blätter finden nur in so weit Beyfall, als wir uns nach dieser Regel richten. Je mehr Mannigfaltigkeit darinnen gefunden wird; ie besser gefallen sie unseren Lesern: und wir bequemen uns diesem herrschenden Geschmacke um so viel lieber, weil wir dabey Gelegenheit haben, manche Materie abzuhandeln, die sonst wohl so leicht in keiner Wissenschaft ausgeführt werden würde. Unsere Correspondenten tragen nicht ein Geringes dazu bey, daß unsere Leser mit einer angenehmen Abwechselung vergnüget werden können. Sie führen uns zuweilen auf Sachen, daran wir ohne sie nicht gedacht hätten; dahin ich den vor drey Wochen von mir eingerückten Brief mit gutem Rechte zählen kann. Wir sind auch so misgünstig nicht, daß wir entweder ihre sinnreichen Einfälle für die unsrigen ausgeben; oder gar unterdrücken sollten. Aus diesen Ursachen will ich auch diesesmal meinen Lesern etliche Briefe vorlegen, die bey uns eingelaufen sind: aber nach der von uns

gemachten Eintheilung für mich gehören. Sie sind alle kurz, und also werden sie eine angenehme Mannigfaltigkeit vorstellen können.

Liebe Tadlerinnen!

Als vor einem halben Jahre die erste Kälte einfiel, schrieb eine meiner Freundinnen an euch, und klagte euch ihre gefährliche Krankheit, die sie sich durch die Entblößung der Brust, und die daher entstehende Erkältung, verursachet hatte. Eure Vorstellungen waren damals so nachdrücklich, daß sie nicht nur meine Mama bewogen, mir eine sorgfältige Verwahrung des Halses aufzulegen: sondern ich selbst schien es zu begreifen, wie viel es zu meiner Gesundheit beytragen würde, wenn ich eurem Rathe folgen möchte. Ich muß auch gestehen, daß ich diesen Winter von Flüssen und Brustbeschwerungen, welches sonst meine gewöhnlichen Krankheiten sind, ganz frey geblieben: und es fehlte nicht viel, daß mir nicht mein Doctor, der sonst einen guten Verdienst aus unserm Hause hat, gerathen hätte, die Brust wieder zu entblößen, damit er einen Patienten mehr bekäme.

Ihr könnt leicht denken, geehrte Tadlerinnen, was es mich für einen Kampf gekostet, wenn ich gleichsam wie ein gezeichnetes Schaf, in der Kirchen und in anderen Gesellschaften aufgetreten bin. Allein, ich that es euch zu gefallen; und eben deswegen habe ich ietzo das Vertrauen zu euch, ihr werdet nicht mehr von mir verlangen, als in meinen Kräften stehet. Meine Mama ist so unbillig, daß sie mich nöthigen will, die im Winter angefangene Bedeckung auch im Sommer fortzusetzen. Sie sagt, ich sey es nunmehr schon gewohnt, und sollte ja nicht von neuem anfangen, bloß zu gehen. Sie läßt sich nicht sagen, daß nunmehr bey der warmen Frühlingsluft keine Erkältung mehr zu besorgen sey; sie will mich nicht hören, wenn ich einwende, daß es eure Meynung gar nicht gewesen, diese kleine Galanterie ganz und gar zu untersagen: sie zwinget mich nach wie vor, wie eine Nonne zu gehen, und allen meines gleichen ein rechtes Spectakel zu werden.

Ich sehe mein großes Elend schon vor Augen, welches ich deswegen noch werde erdulden müssen. Innerhalb wenig Wochen

ist

iſt in Leipzig die bekannte Oſtermeſſe, wo ſich der Kern unſers adelichen Frauenzimmers einfindet, um ſich in Auerbachs Hofe ein wenig der Welt zu zeigen. Wie jämmerlich wird es nun mit mir ausſehen, wenn meine Mutter ihren Eigenſinn nicht in der Zeit ändert! Werden nicht alle junge Cavaliere, die ſich daſelbſt ohne Ende und Zahl einfinden, mit Fingern auf mich weiſen, wenn ich Bedeckte unter den Halbnackten, wie die Eule unter anderen Vögeln, ſtehen werde. Ich ſchäme mir die Augen aus dem Kopfe, wenn ich nur daran gedenke, und weiß mich noch nicht zu entſchließen, ob ich mich nicht lieber krank anſtellen, und zu Hauſe bleiben ſoll? Doch wenn ich wiederum erwäge, was diejenigen ſagen würden, die mich vergangene Michaelmeſſe daſelbſt geſehen, und die mich ohne Zweifel ietzo vermiſſen werden (denn ich bin nicht eben die Häßlichſte unter denen, die oberwähnten Ort beſuchen) ſo weiß ich nicht, ob ich nicht gar, meiner harten Mutter zum Poſſen, mich alsdann noch weiter entblößen, und alſo aller Augen auf mich ziehen werde. Ich erwarte euren guten Rath darüber, wertheſte Tadlerinnen, und nenne mich

Dresden, 1726, den 10 Apr. Eure ergebenſte Freundinn,

Sophia von Weißbuſen.

Ich rathe meiner lieben Freundinn, lieber ganz nackend unter Leute zu gehen: denn ſo kann ſie gewiß verſichert ſeyn, daß ſie alle Welt anſehen wird; als wornach ſie ſo eifrig zu ſtreben ſcheinet. Will ſie es aber damit nicht wagen: ſo rathe ich ihr lieber, ihrer vernünftigen Mama zu folgen. Ueberdem möchte ich es gern von ihr erfahren, ob denn wohl ein einziges Fräulein, auf der Leipzigermeſſe, um ihres weißen Halſes willen, einen Käufer gefunden habe?

Meine hochzuehrende Tadlerinnen!

Ich weiß, daß ſie ſich nicht nur um das löbliche Frauenzimmer, ſondern auch um uns Studierende bisweilen bekümmern, und unſer Beſtes zu befördern ſuchen. Ich weiß auch, daß ſie, von der guten

guten Aufführung eines jungen Menſchen in Kleidungen, nicht ſo ſtrenge urtheilen, als einige, die uns gleich für Satanskinder erklären, wenn wir uns nur das Haar pudern, oder das Kleid bey einem rechten Meiſter machen laſſen. Darum nehme ich mir die Freyheit, ihnen eine neue Erfindung kund zu thun, die ich meinen Cameraden zum Beſten erſonnen habe. Ich habe allezeit dafür gehalten, daß alles unſer Studieren nichts ſey, wenn wir nicht zugleich im Aeuſſerlichen, das iſt, in der Kleidung, Leibesſtellung, und allem, was dazu gehöret, ein wenig galant ſind. Wenn ich den gelehrteſten Kalmäuſern mit runzlichten Strümpfen, einer verwirrten und ungepuderten Perrücke, und einer Krauſe gehen ſehe, die er ſo los um den Hals gewickelt hat, daß man wohl noch drey andere darzu durchſtecken könnte: ſo muß ich allemal lachen; und ich ſtelle ihm das Prognoſticon, daß er bey der galanten Welt ſehr ſchlecht fortkommen werde. Ich wollte auch bey meiner wenigen Artigkeit nicht mit ihm tauſchen, und wenn er gleich das ganze Corpus Juris, bis auf den Band, gefreſſen hätte.

In ſolcher Abſicht habe ich nun die gute Gabe, die Galanterie zu befördern, die ich bey mir verſpüret, allezeit zu erwecken geſucht. Ich habe einen beſondern Geſchmack in allem dem, was gut läßt, oder nicht; und laſſe mir angelegen ſeyn, denſelben auch meinen Bekannten beyzubringen. Ich will von anderen Kleinigkeiten vorietzo nichts gedenken, die ich in meiner Kleidung beobachte: ich erwähne ietzo nur des ſchwarzen Bandes, das man ſich um den Hals bindet, wenn man entweder einen Sack oder einen Zopf in den Haaren trägt. Ich habe eine beſondere Manier, daſſelbe unter dem Kinne in einem kleinen Röschen zuſammen zu heften, da unzählige andere nicht wiſſen, wie ſie damit umgehen ſollen. Binden ſie es täglich in einem Knoten zu, ſo müſſen ſie es auch täglich auflöſen, und dadurch geht es in drey oder vier Tagen von allem Reiben zu nichte. Zu geſchweigen, daß ein Knoten lange ſo gut nicht ſtehet, als mein Röschen, welches, als ein ſchwarzer runder Zirkel, auf der weißen Halsbinde ungemein ſchön abſticht. Am erſten habe ich dieſes Geheimniß meinen Landsleuten eröffnet, welche es auch mit der größten Einhelligkeit gut geheißen und angenommen. Einer von ihnen iſt vor einem Vierteljahre nach Paris gegangen,

gegangen, und ietzo erhalte ich die Nachricht, daß man bereits am ganzen französischen Hofe angefangen, meine Halsröschen, denn so nenne ich meine Erfindung, nachzuäffen.

Ich weiß wohl, daß ihr es vielleicht für eine auslachenswürdige Eitelkeit an mir halten werdet, daß ich auf solche Kleinigkeiten verfalle. Allein, bedenket nur, was man nicht eurem Geschlechte zu gefallen thut! Wer sieht wohl mehr auf alle Kleinigkeiten, als das Frauenzimmer? Und wodurch kann man sich bey demselben besser beliebt machen, als durch die eifrige Nachahmung ihrer fast abergläubischen Sorgfalt, in allen Stücken accurat zu seyn. Neulich hat sich eine gewisse Schöne in iemanden verliebt, weil er das Bändchen am Hutknopfe auf eine besondre charmante Manier gesteckt hatte. Und ich erinnere mich, daß eine andre übel von mir gesprochen, weil ich mir die Haare in den Augenbraunen nicht fein glatt aus einander gestrichen, welches sie im Vorbeygehen, da ich sie grüßte, gemerket. Bey solchen Umständen werdet ihr mirs nicht verdenken, wenn ich wünsche, durch euch und eure Blätter, nicht nur allen jungen Studierenden zum Exempel, sondern auch allem Frauenzimmer, als ein Liebhaber der Artigkeit, vorgestellet zu werden. Eure Güte läßt mich an der guten Aufnahme dieses Schreibens nicht zweifeln, und in solcher Hoffnung verharre ich

Halle, 1726, den 2 April.

Euer

fleißiger Leser und Diener,

Nettlieb.

Dieser Correspondent rückt in der That unserm Frauenzimmer einen Fehler vor, der sehr gemein ist. Es ist nicht zu sagen, was für Kleinigkeiten sie zu mustern und zu tadeln wissen, wenn sie einen jungen Menschen nur kaum halb ansehen. Um des schönen Knopflochs halber, welches iemand im Kleide hat, gefällt ihnen oft die ganze Person; und wenn sich ein sonst geschickter Mensch irgend die Strümpfe nicht nach ihrer Phantasie aufgeschlagen hat: so darf er sich auf ihre Gewogenheit keine Rechnung machen. Man billiget freylich an

Studierenden

Studierenden eine ſolche Aufführung nicht, als Günther von ſich ſelbſt beſchrieben:

Mein Aufzug war bisher ein halb ſoldatiſch Weſen,
Und wie der freye Burſch in Jena ſchwärmt und geht,
So hatt ihn ſich mein Leib zum Muſter auserleſen,
Weil, was ſonſt zierlich heißt, hier bloß den Füchſen ſteht.
Sechs Löcher in dem Strumpf, fünf Federn in den Haaren,
Das hielt ich dazumal für ehrlich und galant:
Und war der Brandtewein im Antlitz ausgefahren,
So kneipt ich öffentlich die Blattern mit der Hand.
Es roch mein Haar nach Staub und ſchmutzigen Papieren. ꝛc. ꝛc.

Allein, wenn ſich ein Studierender nur einer mittelmäßigen Reinigkeit befleißiget, ſo iſt es ſchon gut. Die gar zu galanten Herren ſtudieren gemeiniglich nicht gar zu viel: und was wäre unſeren Schönen inskünftige mit einem Liebſten gedienet, der zwar wie eine geputzte Wachspuppe über die Straßen und durch die Zimmer gehen könnte; aber in der ganzen Stadt für einen Idioten gehalten würde, der zu keiner Bedienung im gemeinen Weſen zu brauchen wäre?

Das dritte und letzte Schreiben, welches wir dießmal mittheilen wollen, iſt wiederum von einem Frauenzimmer, welches eine ſehnliche Klage bey uns anzubringen hat:

Vernünftige Tadlerinnen!

Ich habe bisher mit großem Verlangen gewartet, ob ihr nicht einmal die ſchädliche Gewohnheit beſtrafen würdet, nach welcher die Aeltern ihre älteſte Tochter zuerſt ausſtatten wollen, dabey denn die jüngeren veralten müſſen, wenn ſie gleich noch ſo geſchickt und ſchön ſind. Ich habe leider! einen ſo eigenſinnigen Laban zum Vater, der ſchon etliche Freyer, die um mich angehalten, abgewieſen; mit dem Vorwande, es ſey nicht Sitte in unſerm Lande, die Jüngere vor der Aeltern zu verheirathen. Meine älteſte Schweſter hat das Unglück, daß ſie, ich weiß nicht warum, keinen ernſtlichen

Liebhaber

Liebhaber bekömmt. Die Gestalt ist bey ihr die unangenehmste nicht; zum Brautschatze würde ihr mein Vater eben so viel mitgeben, als mir: und gleichwohl ist sie schon fünf und zwanzig Jahre alt geworden, ohne einen Mann zu bekommen. Ihr könnt daraus leicht schliessen, daß ich nicht viel jünger seyn müsse; weil ich unmittelbar auf sie folge, und noch zwey jüngere Schwestern habe, die auch erwachsen sind.

Doch es möchte meiner ältsten Schwester gehen wie es wollte, wenn wir anderen nur nicht darunter leiden dörften. Was will endlich daraus werden, wenn unser Vater sich nicht ändert? Will er uns denn unser Glück mit gutem Bedachte hindern? Oder hat er sich vorgenommen, sein Haus zu einem Jungfernkloster zu machen? In Wahrheit, ich weiß nicht, was ich davon denken soll, und meine jüngeren Schwestern sind eben so bekümmert, als ich. Sie haben mir auch die Vollmacht gegeben, euch in ihrem Namen um einen guten Rath zu ersuchen. Seyd derowegen so gut, und stellet doch unserm Vater seine Unbilligkeit in einem eurer Blätter vor. Fragt ihn nur, ob er uns denn alle viere zu Tode füttern wolle? Erinnert ihn nur, daß er selbst unsre Mutter geheirathet, ehe ihre ältere Schwester verehlicht gewesen. Er lieset zwar ordentlich eure Schriften nicht; wir wollens aber schon machen, daß er dieses Stück zu sehen bekommen soll. Hat es nun eine gute Wirkung, so werden wir unser ganzes Glück euch verdanken, und uns lebenslang nennen

Freyburg, 1726, den 29 März.

Eure dankbarste Dienerinnen,
Die drey Schwestern.

Ich kann es diesen bekümmerten Schwestern nicht verargen, daß sie über ihren Vater klagen. Er verfährt in der That unbillig mit ihnen, wenn er ihnen ihr Glück hindert. Ist es nicht genug, daß er die eine nicht nach Wunsche versorgen kann? Muß er auch alle übrigen zu Hause behalten? Er hat sie ja deswegen nicht erzogen, daß sie ewig in seiner

Familie

Familie bleiben ſollen. Und was meynt er von den Freyern, denen er die älteſte aufdringen will, wenn ſie gleich eine von den jüngeren verlangen? Sollen ſie ſogleich ja ſagen? Soll es ihnen gleich viel gelten, welche Tochter er ihnen geben will? Das würden herrliche Ehen werden! Die Zuneigung der Gemüther iſt der ſicherſte Grund eines glücklichen Eheſtandes, und doch wird dieſelbe mehrmals aus den Augen geſetzt. Wer nichts mehr als eine Frau, oder höchſtens eine Frau von gewiſſem Vermögen haben will, der wird weder ſich durch dieſelbe, noch dieſelbe durch ſich und durch ſeine Liebe glücklich machen.

Pulcheria iſt die mittelſte Tochter in ihres Vaters Hauſe, und obwohl ihre älteſte Schweſter verſchiedene Jahre her das allgemeine Augenmerk unſerer Herren Studenten geweſen: ſo verdienet doch Pulcheria, wegen ihrer angenehmen Geſtalt, ſchönen Bildung des Angeſichtes, guten Verſtandes, beſondern Leutſeligkeit, und inſonderheit wegen ihrer Geſchicklichkeit im Hausweſen, billig hochgeachtet zu werden. Fraget man mich, warum ein ſolches Frauenzimmer nicht längſt eine glückliche Heirath getroffen? So wird die Antwort aus dem obigen leicht zu errathen ſeyn.

Iris.

Das XVI Stück.

Den 19 April, 1726.

Canitz.

Unser Heiland steht gebunden,
Voller Striemen, voller Blut,
Und fühlt so viel neue Wunden,
Als der Büttel Streiche thut.
Seht, was seine Liebe kann!
Und wir denken kaum daran,
Daß er wegen unsrer Schulden
Dieses alles muß erdulden.

Neulichen Sonntag, nach Vollendung des öffentlichen Gottesdienstes, besuchte ich eine vornehme Frau in meiner Verwandschaft; fand aber ohngefähr eine Gesellschaft von sechs Personen beysammen, die zum Theil aus Frauenzimmer, zum Theil auch aus Mannspersonen bestand. So lange man am Caffetische saß, waren die Gespräche unbeständig, und von keiner Erheblichkeit: so bald man aber aufstund, forderte Herr von Spötterberg, ein junger und freyer Mensch, eine Lomberkarte, um dadurch dem anwesenden Frauenzimmer die Zeit zu vertreiben. Meine Anverwandte, eine vernünftige und gottselige Frau, hatte dieses kaum vernommen; als sie mit einer gelinden und freundlichen Mine versetzte: "Ey mein werther Herr von Spötterberg, ich will nicht hoffen, daß es ihnen ein Ernst seyn werde,

" werde, in der Karte zu spielen. Zum wenigsten pflegt
" solches in meinem Hause die ganze Fasten über nicht zu ge-
" schehen. Und ich habe das Vertrauen zu ihnen, daß sie
" mich bey meiner alten Gewohnheit lassen werden." Sie hatte noch nicht ausgeredet, als der junge Herr mit lauter Stimme zu lachen anhub, und sogleich hinzusetzte: " Ma foi,
" Madame, sie sind sehr bigot! Werden sie sich denn dar-
" über ein Gewissen machen? So scrupuleux bin ich nicht.
" Ein Tag ist mir wie der andre: und gesetzt, daß einer heiliger
" wäre als alle übrigen; wer könnte mir ein so innocentes
" Plaisir übel expliciren?"

Die ganze Gesellschaft ward aufmerksam, als meine Verwandte diesen gar zu freyen Einwurf zu widerlegen anfieng. Sie ist sonst eine in ihrem Christenthume sehr wohlgegründete Frau, und hat dabey einen aufgeweckten Geist; so, daß es ihr an Worten nicht fehlet, ihre Meynung deutlich, fertig und lebhaft auszudrücken. Sie beantwortete ihm auch alle seine Einwendungen so wohl, daß alle Anwesende sich über ihre Geschicklichkeit verwunderten. Denn sie wies ihm den Unterscheid, der sich zwischen einem blinden Aberglauben und einer vernünftigen Ehrerbietung gegen das Leiden unsers Erlösers findet. Sie bezeugte auf eine besonders überführende Art, daß sie nicht im geringsten der Tagewählerey zugethan wäre; doch aber auch nicht leiden könnte, wenn man die Zeit, die von Alters her heiligen Betrachtungen gewidmet wäre, mit nichtswürdigen Eitelkeiten zubringen wollte. Hierauf wußte zwar der Herr von Spötterberg nichts zulängliches zu sagen: dem ohngeachtet aber bemühete er sich, das letzte Wort zu behalten, indem er ein Paar lustige Einfälle mit einer höhnischen Mine vorbrachte, und meiner Freundinn den Rath gab, beyzeiten catholisch zu werden, und ein neues Closter zu stiften, damit man

sie

sie dermaleins unter die Zahl der Heiligen versetzen könnte. Wiewohl nun in der ganzen Gesellschaft kein einziger darüber lachte, so machte er sich doch mit seinem Gespötte sehr breit: bis endlich ein anderer vernünftiger Mann, den ich Wahrlieb nennen hörte, sich mit ihm ins Gespräche gab, und ihn also von der Gesellschaft unvermerkt abzuziehen suchte. Dieses glückte ihm dergestalt, daß er ihn erstlich an das äußerste Fenster des Zimmers; hernach aber gar in die nächste Kammer führte, um sich desto vertraulicher mit ihm zu unterreden. Die anderen Gäste waren vergnügt, daß sie eines so beschwerlichen Menschen los geworden: ich aber suchte Gelegenheit, die Gespräche dieser beyden Mannspersonen, ohne ihr Wissen, mit anzuhören; welches mir auch in der That gelung, indem ich mich, durch ein andres Zimmer, in eine mit Tapeten verhangene Thüre stellen konnte.

Aus etlichen Redensarten, fieng Herr Wahrlieb an, indem sie auf- und niederspazierten, habe ich bemerket, daß der Herr von Spötterberg sich nicht viel von der Religion machet. Ich gestehe es, daß ich auch zuweilen manchen Scrupel in diesem Stücke gehabt: doch habe ich noch keinen recht starken Einwurf finden können, der mich überzeuget hätte, daß das Christenthum nichts als ein bloßer Aberglaube sey. Es würde mir also sehr lieb seyn, wenn sie mir im Vertrauen ihre Gedanken davon entdecken wollten. Daraus mache ich mir kein Geheimniß, erwiederte dieser: ich hätte ihnen meine Meynung darüber, eben sowohl bey einem Glase Wein, und in öffentlicher Gesellschaft, als hier insgeheim, entdecken wollen. Ich sehe alle Religionen aus der ganzen Welt mit einerley Ehrerbietung an. Sie sind schon gut, den dummen Pöbel im Zaume zu halten: aber ein honête homme hat ein viel zu edles Gemüth, als daß er sich mit solchen Popanzereyen sollte schrecken lassen. Herr Wahrlieb hörte dieses mit Gelassenheit an, stellte

ſich ſehr aufmerkſam, und ſagte endlich: So ſollten denn alle Religionen in der Welt gleich gut, das iſt, meiner Meynung nach, gleich vernünftig ſeyn? Das ſollte ich nicht denken! Ich habe allezeit gedacht, daß die türkiſche Religion viel beſſer wäre als die heidniſche? Sind ſie nicht auch der Meynung? Ganz und gar nicht, verſetzte Herr von Spötterberg. Religion iſt Religion, und ich wüßte nicht, was die Türken für einen Vorzug hätten? Keinen geringen Vorzug, ſagte Herr Wahrlieb. Ein Türke bethet kein unvernünftig Thier, kein Bild, auch kein Geſchöpfe an, wie die Heiden thun: er verehret nur den einigen Gott, der Himmel und Erde erſchaffen hat. Iſt denn das nicht beſſer und vernünftiger? Ein Heide machet ſich kein Gewiſſen, Menſchen zu tödten, und dieſelben ſeinen Götzen zu opfern: aber kein Mahometaner wird dergleichen Gräuel begehen. Iſt das nicht weit löblicher?

Durch dieſe Fragen ward der junge Menſch ganz irre, und wußte ſich nicht länger zu vertheidigen. Er mußte nunmehro zugeben, daß nicht alle Religionen gleich gut wären, ſondern daß die eine vernünftiger wäre, als die andre. Was dünkt ſie nun, ſetzte Herr Wahrlieb hinzu, iſt es nicht billig, daß ein ſo verſtändiger Menſch, als ſie ſind, ſich die Mühe giebt, den vornehmſten Religionen in der Welt nachzuſinnen, und zu erforſchen, welches die beſte ſey? Wenn man ihnen eine Hand voll Zahlpfennige gäbe, darunter aber etliche ſilberne, ja gar eine goldene Münze zu finden wäre: ich bin gewiß, ſie würden nicht alles ohne Unterſcheid von ſich werfen, ſondern alles prüfen, und das Gute behalten. Warum wollten ſie nun im Abſehen auf die Religionen ſo kaltſinnig ſeyn? Hier erholte ſich Herr von Spötterberg aus einem tiefen Nachdenken: Ach! rief er, dieſe Unterſuchung iſt viel zu weitläuftig, als daß ein galant homme ſich damit den Kopf zerbrechen

chen könnte. Genug, daß in allen Religionen der Aberglaube herrschet. Ist dieses aber gewiß, so kann ich einer so verdrüßlichen Prüfung überhoben seyn. Ich bin mit ihnen eins, versetzte Herr Wahrlieb, selbst in der christlichen giebt es abergläubische Leute genug: aber sie stellen sich diese Prüfung schwerer vor, als sie ist. Was die türkische und heidnische Religion anlanget, so wissen sie schon die hauptsächlichsten Stücke davon. Es ist nichts übrig, als daß wir die christliche mit der mahometanischen gegen einander halten, und also sehen, welche vor der andern den Vorzug habe? Denn diese beyde, nebst der heidnischen, sind die drey Hauptreligionen in der Welt, von welchen wir eine wählen müssen; maßen die jüdische nur für eine unvollkommene christliche zu halten ist. Herr von Spötterberg schien ziemlich aufmerksam dabey zu seyn; also fuhr Herr Wahrlieb fort, ihn anzureden, und ich hörte ihn folgender Gestalt sprechen:

Was meynen sie wohl, mein wertheſter Freund, wenn ich ihnen zeigen könnte, daß der türkische Glaube alles Gute, was er in sich begreift, aus der christlichen Religion; alles Thörichte aber, welches er mit dabey lehret, aus dem Gehirne eines unmenschlichen, geilen, unvernünftigen und tyrannischen Räubers her hätte: würde ich alsdann nicht mit gutem Grunde sagen können, daß der Glaube der Christen weit besser sey, als die türkische Religion? Nun aber ist nichts leichter zu erweisen, als dieses. Die besten Glaubensartikel der Mahometaner sind die Einigkeit Gottes, die Unsterblichkeit der Seelen, und die Belohnungen und Strafen nach diesem Leben. Hierzu kann man noch setzen, daß sie den allerheiligsten Stifter unsrer Religion selbst für einen großen Propheten erkennen. Woher haben sie nun diese herrliche Grundlehren? Sind sie in Mahomets Kopfe gewachsen? Hat sie ihm eine göttliche Offen-

barung kund gethan? oder hat er sie aus der christlichen Religion gelernet? Aus der Historie ist bekannt, daß dieses letztere wahr sey. Ein gewisser Mönch, mit Namen Sergius, hat dem herrsch- und ruhmsüchtigen Mahomet diese Sätze aus der christlichen Religion mitgetheilet; da er sonst für sich selbst blind gewesen wäre. Man siehet dieses letztere aus den närrischen Einfällen, die er, als große Geheimnisse, in den Alkoran einfließen lassen. Bald ist er auf einem Esel in den Mond geritten; bald ist er bis in den siebenten Himmel entzücket, um eine Offenbarung zu holen, die ganz lächerlich ist. Bald beschreibt er das ewige Leben als einen Ort, wo Fressen und Saufen und alle fleischliche Wollust im Schwange gehen wird, wo man einen großen Fisch, einen großen Vogel, u. s. w. braten wird. Welcher vernünftige Mensch aber sieht nicht, daß dieses alles abgeschmackt sey? Und von allen diesen Thorheiten ist die christliche Religion befreyet. Sie stellet uns das ewige Leben als einen Zustand immerwährender Freude vor, welche insonderheit aus dem Anschauen Gottes, das ist, aus der Betrachtung der göttlichen Vollkommenheiten, entsteht. Und diese Erklärung thut der Vernunft so sehr ein Genügen, als jene derselben zuwider ist.

Ich komme auf den Ursprung und auf die Urheber der Religionen. Ich sehe den wütenden Mahomet mit einer Partey von Straßenräubern alle Reisende plündern, und dadurch zu einer großen Macht gelangen. Er bezieht die Stadt mit Krieg, die ihn seiner Bubenstücke halber vertrieben hatte. Er erobert sie; er zwingt sie, seine neugeschmiedete Religion anzunehmen. Er nimmt sich unzählige Weiber, und erlaubet allen seinen Anhängern, desgleichen zu thun. Dadurch bekömmt er bald einen Anhang. Seine Religion besteht auch nicht sowohl in einem gründlichen Erkenntnisse wichtiger

Wahrheiten;

Wahrheiten; als in Ceremonien, in gewissen Bethstunden, im Fasten, im Waschen, im Beschneiden, in der Enthaltung vom Weine und vom Schweinfleische, u. d. m. Sein Glaube ist also kein erleuchteter Glaube: er wird nicht durch Ueberzeugen, Lehren und Predigen; sondern mit Feuer und Schwert fortgepflanzet, und durch lauter Unwissenheit und Barbarey erhalten.

Hingegen unser Glaube ist von ganz andrer Art. Er unterrichtet unsern Verstand von himmlischen Dingen, und locket den Willen durch dieses Erkenntniß zur Ausübung der wahren Tugend. Er ward in den ersten Zeiten nicht mit Gewalt, sondern durch Unterricht und Lehren fortgepflanzet. Die Apostel waren nicht tyrannische Soldaten; sondern stille friedfertige Leute, die nichts als die Wahrheit auf ihrer Seite hatten: und doch breiteten sie ihre Religion weit geschwinder aus, als Mahomet; ohngeachtet sie mehr irdische Macht wider sich hatten, als der mahometanische Glaube für sich gehabt. Insonderheit ist der große Urheber unserer Religion von dem Stifter der türkischen mehr unterschieden, als der Himmel von der Erden. Unser göttlicher Lehrer war der Weiseste und Tugendhafteste, den iemals die Sonne beschienen hat. Selbst die Türken können ihm, wie oben gedacht worden, diesen Ruhm nicht absprechen. Seine Sanftmuth, seine Liebe, seine Mäßigkeit, seine Geduld, ja sein unauslöschlicher Eifer, womit er sich angelegen seyn ließ, den Willen Gottes zu erfüllen, haben niemals ihres gleichen gehabt. Ja, was soll ich davon sagen, daß er zur Bekräftigung seiner Lehre sein Leben gelassen, und doch durch seinen Tod der von ihm gestifteten Religion mehr genützet hat; als Mahomet, oder sonst iemand, durch die Erhaltung seines Lebens hat thun können. Wer wollte nun, nach einer solchen Betrachtung, noch wohl zweifeln, ob auch die

christliche Religion unter allen anderen Religionen die vernünftigste und beste sey? Zum wenigsten sehe ich sie, mein Herr, für viel vernünftiger an, als daß sie eine gänzliche Gleichgültigkeit im Absehen auf dieselbe sollten spüren lassen.

Diese ziemlich weitläuftige Anrede hielt Herr Wahrlieb mit solcher Lebhaftigkeit und mit solchem Nachdrucke, daß nicht allein der Herr von Spötterberg, sondern ich selbst, fast in eine Entzückung gerathen war. Allem Absehen nach hatte dieser junge Mensch solchen wichtigen Materien niemals selbst nachgedacht; sondern nur in lustigen Gesellschaften einen oder den andern Klügling über die Religion spotten gehöret. Daher war er auch nicht geschickt, das allergeringste hervor zu bringen, um seine vorige Verachtung der Religion zu bescheinigen. Ein einziges fiel ihm nur ein, was den Tod unsers Heilandes anlangt. Er meynte nemlich, Jesus wäre nicht der einzige, der seine Lehre mit einem geduldigen Tode bestätiget hätte. Sokrates hätte unter den Heiden in Athen eben das gethan.

Dem Herrn Wahrlieb schien dieser Einwurf angenehm zu seyn, weil er sich die Hoffnung machte, nach Beantwortung desselben, seinen Gegner völlig zu gewinnen, und ihn auf bessere Gedanken zu bringen. Sie haben Recht, versetzte er derowegen, wenn sie sagen, daß Sokrates für die Wahrheit gestorben sey: allein, welch ein großer Unterscheid ist zwischen seinem und unsers Lehrers Tode! Sokrates gab sich dafür nicht aus, daß er eine neue Religion stiften, oder den heidnischen Aberglauben abschaffen wollte: er hatte nur als ein Weltweiser seinen Schülern insgeheim die Lehre von dem einigen Gotte vorgetragen. Sokrates war bereits alt und des Lebens satt, als er sterben mußte; folglich konnte er sich leicht überwinden. Sokrates hate auch eine sehr gelinde Todesart: er dorfte nur einen Giftbecher austrinken, welcher ihm

den

den darauf folgenden Tod zum sanften Schlafe machte. Wer weiß, was er gethan hätte, wenn man ihn geschlagen, gegeißelt, verspottet und an einem schmählichen Holze aufgehangen hätte? Ja was das wunderlichste ist: Sokrates, der die Einigkeit Gottes vertheidiget, und wider die Götzen der Heiden geeifert hatte, befiehlt in seinem Letzten noch, dem Aesculapius einen Hahn zu opfern, weil er ihm solches angelobet hatte. Wo ist hier der philosophische Geist? Wo bleibt der Eifer für die erkannte Wahrheit? Hat er nicht in dem letzten Augenblicke seines Lebens alles wieder umzustoßen geschienen, was er vorhin gutes gelehret hatte? Sehen sie, mein Herr, so weit ist der Tod unsers Lehrers dem Tode des Sokrates vorzuziehen. Und nunmehro überlasse ichs ihnen selbst, zu beurtheilen, ob wir Christen nicht Ursache haben, die bevorstehende Woche mit besonderer Ehrerbiethung und Andacht zuzubringen: da der allerheiligste Stifter unsers Glaubens in derselben sein unschuldiges Leben gelassen hat?

So beweglich redete Herr Wahrlieb, und setzte noch verschiedene andere Vorstellungen hinzu, dadurch der junge Mensch so gerühret wurde, daß er mit einer großen Veränderung wieder in die vorige Gesellschaft gieng, und frey heraus bekannte: Daß er in dieser kurzen halben Stunde sehr viel wichtige Dinge gelernet hätte. Ein ieder war über diese unvermuthete Begebenheit vergnügt: wiewohl es niemand begreifen konnte, wie es damit zugegangen wäre. Ich allein hatte es angehöret, und nahm mir derowegen vor, meinen wertheſten Lesern diese Woche ein so erbauliches Gespräch nicht zu misgönnen, welches ihnen ohne Zweifel zu vielen guten Gedanken Anlaß geben wird.

Calliste.

Das

****

Das XVII Stück.

Den 26 April, 1726.

Benj. Neukirch.

O Homer, du klagest recht;
Denn da Macht und Hoheit steiget,
Ist die Poesie zu schlecht,
Daß sie nichts als Schüler zeiget.

Es ist eine schwere Frage: Was einem Lande mehr Ehre bringet, die Tapferkeit oder die Gelehrsamkeit? Sollte man dieselbe einem wackern Feldherrn vorlegen; so wüßte ich schon zum voraus, was er darauf antworten würde. Es ist eine sträfliche Vermessenheit, würde es heißen, wenn Schulfüchse sich mit großen Helden, und nichtswürdige Tintenklecker mit tapferen Weltbezwingern in Vergleichung stellen wollen. Ein Schwertstreich zerhacket tausend praleriſche Federn, u. s. w. Zöge man im Gegentheile einen Gelehrten darüber zu Rathe; so wäre auch dessen Meynung leicht zu errathen. Rauben und Morden, Sengen und Brennen, würde er sagen, das wäre was unmenschliches, und erforderte nichts mehr, als eine grausame und tyranniſche Seele, die von der wütenden Natur eines wilden Tygers nicht viel unterschieden wäre. Hingegen die Arbeiten der Gelehrten dieneten zur Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts. Durch sie würden die Menschen allererst zu Menschen, das ist, zu vernünftigen Geschöpfen, gemacht; und wie dergleichen Vorstellunge etwa ferner

lauten

lauten könnten. Ich, die ich mich weder unter die Helden, noch unter die Gelehrten rechnen kann, getraue mir, auf dieſe Frage eine unpartheyiſche Antwort zu ertheilen. Nachdem ſich das menſchliche Geſchlecht in gewiſſe Republiken abgetheilet, davon eine der andern oftmahls zu nahe kömmt, auch die ſtärkern bisweilen die ſchwächern zu unterdrücken ſuchen: ſo iſt es allerdings eine herrliche Tugend, welche einen Helden anfriſchet, die Waffen zu ergreifen, und ſein Vaterland zu vertheidigen. Dieſes iſt eigentlich die wahrhafte Tapferkeit, welche ſich durch ihren löblichen Endzweck von der unerſättlichen Herrſchſucht eines Alexanders genugſam unterſcheidet. Wer ſeines Hochmuths halber ganze Völker ausrottet, und ganze Länder verwüſtet, der iſt kein Held. Dieſer Name kömmt nur denen zu, welche die Glückſeligkeit der Länder zu vertheidigen, und durch das gezückte Schwert die Ruhe der Völker zu befördern ſuchen. In der alten griechiſchen, römiſchen und deutſchen Hiſtorie findet man viele Exempel ſolcher wahren Tapferkeit, und es iſt gewiß, daß dieſe Nationen dadurch Ruhm genug erlanget haben. Alle Geſchichtbücher ſind voll davon, und es wäre ein Uberfluß, dieſelben hier erſt anzuführen.

Die Gelehrſamkeit iſt gleichfalls eine Sache, die dem menſchlichen Geſchlechte faſt unentbehrlich iſt. Ich verſtehe aber dieſes wiederum von einer wahren Gelehrſamkeit, welche nicht weniger die Tugend, als das Wiſſen, zum Endzwecke hat; denn dieſes hat oftmals viel Schaden angerichtet, wenn es nicht mit jenem verbunden geweſen. Und wenn die alten Weiſen in Griechenland in ſo großen Ehren gehalten wurden: ſo kam es daher, weil ſie nicht nur mehr verſtunden, als einfältige Leute; ſondern weil ſie auch tugendhafter lebten. Dieſe ſtifteten ohne Zweifel zu ihren Zeiten viel Gutes, und Griechenland hat ihnen gewiß ſein ganzes Glück und allen ſeinen Ruhm zu verdanken,

verdanken, den es vor so vielen tausend anderen Völkern erlanget hat, und, so lange die Welt stehet, behalten wird. Doch ist dieses zu merken, daß die Gelehrsamkeit geschickt ist, ihren Ruhm selbst auszubreiten; dahingegen alle Heldenthaten, ohne die Gelehrten, gar bald ins Vergessen gerathen würden. Haben gleich Xenophon und Cäsar sich durch ihre eigene Federn unsterblich gemacht; so kömmt es doch bloß daher, weil sie in ihrer Person beyde Eigenschaften vereiniget haben, und sowohl tapfere Helden, als rechtschaffene Gelehrte, gewesen sind.

Dieses soll mir zur Vorbereitung dienen, das andre Schreiben zu beantworten, welches mir der Herr von Cypressenwald hat zukommen lassen. Hier steht es nach der Länge zu lesen:

Edle Phyllis!

Ich bin Ihnen von Herzen verbunden, daß Sie Dero VIII Blatt meinem Briefe und dessen Beantwortung widmen wollen; ich wünsche aber, daß Sie dieses mein Schreiben gütiger auslegen mögen, als das damalige. Denn die so scharfe und spitzige Beurtheilung desselben hat mich völlig überführet, daß unter dem Namen der vernünftigen Tadlerinnen leibliche Frauenzimmer sich verbergen; als woran ich vorhin noch in etwas gezweifelt hatte. Ich will also, aus Ehrerbiethung gegen das liebe und schöne Geschlecht, die fast gar zu stachelichten Ausdrückungen nicht so genau bemerken, sondern nur wegen unsrer Hauptfrage etwas weniges erinnern.

Der Satz, den ich neulich zu behaupten übernommen, ist dieser: Die Dichtkunst ist ohne Nutzen, und daher unnöthig; auch, auf das höchste, nichts mehr als ein edler Zeitvertreib. Hierauf vermeynte ich von Ihnen eine zureichende Antwort zu erlangen; welche aber in nichts anderm, als in einem gründlichen Erweise des Nutzens und der Nothwendigkeit der Poesie, bestehen konnte. Doch werden Sie selber gestehen, daß in Ihrem VIII Stücke nichts davon zu finden ist. Sie sagen, die Poesie sey was Göttliches, und

rühre

rühre aus einem den Dichtern angebohrnen himmlischen Feuer und erhabenen Geiste her. Allein dieses kömmt mir eben so vor, als wenn die Naturkündiger sich mit den verborgenen Eigenschaften (qualitatibus occultis) aus einer Schwierigkeit zu wickeln bemühet sind. Was verstehen Sie doch durch das himmlische Feuer und den hohen Geist der Poeten? Die Maler und Musikverständigen, ja alle dergleichen Künstler, können sich mit eben so gutem Fuge dergleichen Geist und Feuer zueignen. Ich halte dafür, daß diese Redensarten von dem göttlichen Triebe und den hohen Eigenschaften der Poeten noch aus dem alten Heidenthume herkomme. Denn weil die betrügerischen Priester und Priesterinnen, die sogenannten göttlichen Aussprüche in Versen abfasseten, um selbige recht dunkel und zweydeutig zu machen; und sie hernach in einer verstellten Raserey, die sie für eine himmlische Bewegung ausgaben, hören ließen: so ist es hernach vielleicht den Poeten nicht schwer gefallen, die Einfältigen, und vielleicht gar sich selbst, zu überreden, daß niemand seine Gedanken auf diese künstliche Art von sich geben könnte; wenn er nicht vor anderen mit einem sonderbar hohen Geiste begabet wäre, und von einem himmlischen Feuer erhitzet würde.

Gleichwie Sie aber, edle Phyllis, ganz billig an mir getadelt, daß ich die Poesie wegen ihres schlechten Ursprunges verächtlich zu machen gesuchet: also werden Sie mir auch vergeben, wenn ich sage, daß im Gegentheile der Beyfall großer Helden, Kaiser und Könige gleichfalls nichts beweise. Ein sogenannter großer Held, der sich durch Ermordung vieler tausend Menschen, Verbrennung unzähliger Städte und Dörfer, und durch Verheerung weitläuftiger Landschaften, bey der mit Vorurtheilen verblendeten Welt, den allergrößesten Ruhm erworben, hat in Sachen, welche die Gelehrsamkeit angehen, nicht mehr Ansehen, als ihm sein Verstand zuwege bringt. In der Studierstube macht man bisweilen mit gutem Rechte von einem Schulmeister, der nur wenigen bekannt geworden, mehr Wesens; als von dem berühmten Alexander, den die Menge der Einfältigen den Großen genennet hat. Ein kleines Licht auf einem Thurme sieht man viel weiter, als die helleste Fackel in dem Keller; und doch ist diese letztere bequemer, eine Sache recht

zu beleuchten, als jenes. Die Klügſten ſitzen nicht allezeit zu Pferde; gleichwie nicht alle, die zu Fuße gehen, Narren ſind. Auguſt, Scipio, Julius und andere, haben gegen die Poeſie eine Hochachtung gehabt: vielleicht aber haben ſie auch andere ſchlechte Sachen, ja wohl gar laſterhafte Dinge, in großem Werthe gehalten. Darf ich ihnen nun in dieſem letzten nicht nachfolgen; ſo darf mich auch ihr Anſehen in dem erſten nicht viel bewegen.

Wiewohl, ich ließe das alles noch hingehen; aber ich hätte mir eher des Himmels Einfall vermuthet, als daß ein ſo erleuchtetes Frauenzimmer, als Sie, edle Phyllis ſind, dem Homer und Virgil das Wort reden, und ſie mit ſolchem Eifer vertheidigen ſollten. Gewiß, ich würde mich nunmehro gar nicht wundern, wenn Sie in Ihrem nächſten Blatte die vortrefflichen Heldengedichte vom Amadis und vom deutſchen Herkules, wegen der darinnen vorkommenden herrlichen Sittenlehren und tiefverborgenen Weisheit, mit einer gleichen Schutzſchrift beehren möchten. Wenigſtens befinden ſich in dieſen zwey Büchern eben ſo unvergleichliche Erfindungen, als die, von dem ſo wohl ausgeſonnenen trojaniſchen Pferde. Hier werden, wegen der wunderſchönen Fürſtinn Valiſca, zahlreiche deutſche und böhmiſche Kriegesheere in das entlegene Morgenland geführet; es werden ihrentwegen viel tauſend Ritter und Soldaten erſchlagen: und zuletzt wird ſie, nach Verheerung des parthiſchen Reiches, dem Könige Pacorus entriſſen, mit ihrem Gemahl auf eine recht artige und gottfürchtige Weiſe vermählet, und, an der Spitze der mit Lorbern bekränzten Kriegsheere, ſiegprangend zurück nach Deutſchland geführet. Iſt dieſes alles nicht eben ſo ſchön, als wenn ſehr viele griechiſche Völker mit einander vor Troja rücken, ſich wegen eines Frauenzimmers die Hälſe entzwey ſchlagen laſſen, endlich die Stadt einäſchern, und, nachdem der Fräuleinräuber, Paris, die ſchöne Helena zehn Jahre in ſeiner Gewalt gehabt, dieſes Wunderbild erobern, und ihrem vorigen, nunmehro mit hohen Siegespalmen gezierten königlichen Herrn und Gemahl, in ſeine tapferen Arme legen?

Der obengedachte deutſche Herkules, und der Ritter Amadis, mögen an einen Hof kommen, an welchen ſie wollen: den Augenblick verlieben ſich die Königinnen, Prinzeßinnen, Fräuleins, Kammermägdchen,

mermägdchen, ja, daß an der ganzen weiblichen Hofstadt nichts fehle, auch die Schüsselwäscherinnen in dieselben: eben so, wie es dem Ulysses bey der Circe, und dem Aeneas bey der Dido ergangen ist. Amadis und Herkules müssen lange genug umher schweifen, ehe sie endlich ihre Reiche in Ruhe beherrschen können: abermal nicht ein Haar anders, als es obgedachten griechischen und trojanischen Prinzen ergangen. Weiß endlich der Geschichtschreiber des Amadis nicht, wie er seinen Ritter aus einer Noth erretten soll: siehe! so kömmt gleich die weise Urganda mit ihrer Heerde königlicher Ritter und Fräulein; oder sonst ein günstiger Wahrsager, und befreyet den nothleidenden Helden auf ganz gleiche Art, wie die griechischen und lateinischen Poeten ihren Achilles durch die Thetis, den Aeneas durch die Venus, oder sonst durch eine andre Gottheit stärken und erfreuen lassen. Dafern nun in allen diesen poetisch aufgesetzten Geschichten ein himmlisches Feuer brennet; so muß ich stockblind seyn, da ich nicht das geringste Fünkchen davon sehen kann. Sollen aber diese Heldengedichte so sonderliche Weisheit in sich schließen; so haben ja Celindo, Melisso, Pallidor, Behmeno und andere Romanschreiber, so abgeschmackt sie immer seyn mögen, auch noch Hoffnung: daß ihre Werke, in zwey oder drey tausend Jahren, rechte Fundgruben und reiche Schächte der Weisheit bedeuten werden. Nein, ich kann mir noch die Stunde nicht einbilden, daß Sie, vernünftige Phyllis, Homers und Virgils Partey im Ernste ergriffen; sonst wollte Ihnen noch einen oder den andern kräftigen Beweisgrund anführen.

Letztlich kann ich nicht absehen, daß eben eine so große Vollkommenheit in der Abwechselung langer und kurzer Sylben, oder auch in den Reimen stecken sollte: es wäre denn, daß ich es nicht verstünde. Doch weil die Sache von sich selber spricht, so will ich mich dabey nicht länger aufhalten; und nur dieses noch gedenken, daß das Sylbenmaaß den großen poetischen Geistern nicht so leicht ankommen müsse, als wohl vorgegeben worden: sonst würden sie wohl keine poetische Freyheiten ersonnen haben, vermittelst welcher sie oft den Wörtern das Eingeweide aus dem Leibe nehmen, wenn sie Feur, Traur, Maur, eur, ꝛc. als einsylbigte Wörter brauchen, da es doch zweysylbigte seyn sollten. Ich könnte die großen

Dichter

Dichter nennen, die dergleichen thun, wenn ich vermuthete, daß Sie mir solches in Zweifel ziehen würden. Mit den Reimen hat es eben die Bewandniß.

Hiermit schließe ich für diesesmal, und bitte, meine wenige Anmerkungen gütigst auszulegen. Es wird mir lieb seyn, wenn Sie mich eines andern überführen, und von dem Nutzen und der Nothwendigkeit der Poesie, imgleichen von ihrer sonderbaren Vortrefflichkeit, überzeugen werden. Ich verharre indessen mit gebührender Ehrerbiethung,

Edle Phyllis,

Dero

Von hier aus, 1726, den 7 April.

dienstwilliger Diener und fleißiger Leser,

Ernst von Cypressenwald.

Der erste Punct meiner Antwort betrifft das Göttliche in der Poesie. Freylich verstehe ich keinen außerordentlichen Trieb Gottes dadurch; sondern eine besondere Fähigkeit einer menschlichen Seele, die, wenn sie an Vortrefflichkeit unzählige andere übertrifft, gar wohl etwas Himmlisches oder Göttliches kann genennet werden. Heißt doch Banise, ihrer Schönheit wegen, eine himmlische: warum soll nicht auch eine edle Seele, wegen ihrer besonderen Gemüthsgaben, so heißen? Die Maler und Musikerfahrnen haben gleichfalls etwas, das mit den Poeten übereinkömmt, nämlich eine gute Einbildungskraft. Aber ihre Künste sind nur auf eine sinnliche Empfindung, auf das Sehen oder Hören, eingeschränket; und folglich lange so allgemein nicht, als die Poesie, welche sich auf alles erstrecket. Wenn ein Maler die Perspectiv verstehet; so weiß er alles, was ihm aus der Gelehrsamkeit nöthig ist. Ein Musicus darf auch, zur Erfindung neuer Stücke, nur etwas aus der Mathematik wissen: hingegen ein rechter Poet muß

alle

alle historische, mathematische, philosophische Wissenschaften, alle freye Künste und Handthierungen, den Ackerbau, die Fischerey und das Jagdwesen, die Kriegeskünste und die Politik, ja wohl gar die Arzneykunst und Gottesgelahrtheit verstehen, wenn er sich nicht in Gefahr setzen will, alle Augenblicke zu verstoßen. Gehöret nun zu einem Poeten nicht eine besondere Fähigkeit?

Der andre Punct betrifft den Beyfall großer Leute, und Herr von Cypressenwald ist meiner Meynung. Ich nehme also unter der Zahl dieser großen Leute den Alexander aus, von welchem man findet, daß er die elenden Verse des Chörilus auch hoch geschätzet habe. Es kömmt freylich darauf nicht an, daß iemand ein großer Herr ist, um von einer Sache gut zu urtheilen. Weil aber doch die meisten großen Leute bey den Alten nur durch ihren Verstand große Männer geworden, und neben ihrer Tapferkeit auch viel Gelehrsamkeit besessen: so habe ich ihr Ansehen mit Grunde anführen können. Auf den Beyfall heutiger großer Herren darf gewiß niemand stolz seyn; weil sie oft die elendesten Gedichte gewisser Stümper allen Meisterstücken großer Dichter vorzuziehen pflegen.

Das dritte betrift die Frage: Ob Homer und Virgil nicht mehr Lob verdienen, als die Verfasser von Amadis und Herkules? Hier kömmt mir mein Correspondent wie Perrault vor, der seinen Chapelain jenen Alten an die Seite gesetzet. Ja er ist ihm nicht einmal gleich; denn jene Romane sind nicht einmal in Versen geschrieben, wie das Gedichte von der Jungfer zu Orleans. Hätten nur diese ehrliche Romanisten in gebundener Rede schreiben sollen; so hätten wir ein Paar Hans Sachsen mehr bekommen: denn auch dieser ist zu seiner Zeit für einen deutschen Homer ausgerufen worden, wie aus der Vorrede zu seinen Werken zu sehen ist. Wer hat

aber wohl iemals gesagt, daß die Vortrefflichkeit eines Heldengedichtes in der Haupthistorie bestehe, die den Grund dazu leget? Hat nicht Boileau von einem abgebrochenen Pulte ein besser Heldengedichte gemacht, als Chapelain von einer Heldinn, die ganz Frankreich erlöset hat? Die Kunst, womit eine Sache vorgetragen wird, macht die Vollkommenheit des Werkes. Was aber dieselbe in sich begreife, hat le Bossü, ein französischer Scribent, in seinem Tractate, vom Heldengedichte, weitläuftig gewiesen: des Aristoteles Buch von der Poesie nicht zu gedenken, welches man gleichfalls im Französischen lesen kann.

Von dem Nutzen der Poesie darf ich dem Herrn von Cypressenwald nichts sagen. Gesetzt auch, daß sie nichts nütze wäre: so weiß ich doch gewiß, daß er deswegen nicht aufhören würde, Verse zu machen. Ein edler Zeitvertreib ist besser als ein schlechter, oder lasterhafter. Wer sich also in der Poesie übet, der thut besser, als der da spielet, tanzet oder säuft. Meinen Lesern zum Besten aber, gebe ichs ihm zu bedenken, ob es einem Volke nicht eine besondere Ehre sey, und sehr viel Vortheile zuwege bringe, wenn es in seinem Lande treffliche Scribenten giebt, welche von aller Welt hochgeachtet werden? Man schreibt ja die Geschicklichkeit etlicher guter Köpfe der ganzen Nation zu. Wie gut wäre es also, wenn wir Deutschen in Holland, Engelland und Italien in solchem Credit stünden, als die Franzosen, denen gewiß ihre längst verstorbene Poeten noch itzund Ehre machen?

Phyllis.

Das

Das XVIII Stück.

Den 3 May, 1726.

Günther.

Nein, was fehlt? Du machst nicht Wind.
Mache Wind, und schwöre drauf, schneide! * *

Die Tugend ist eine Schwester der Wahrheit: denn als sich der Verstand mit der Freyheit vermählete; so haben sie diese beyde wunderschöne Töchter gezeuget. Die Wahrheit ist die älteste, und sieht mehr ihrem Vater, als ihrer Mutter ähnlich: die Tugend ist jünger, und hat sich nicht nur der Anführung ihrer Aeltern, sondern auch der Gesellschaft ihrer Schwester von Jugend auf bedienen können. Ja man kann sagen, daß sie ohne dieselbe nicht denjenigen Namen verdienen würde, den man ihr beyleget; oder daß die Tugend, ohne die Wahrheit, keine Tugend mehr seyn würde. Diese beyde Schwestern nun sind unzertrennliche Gespielinnen. Kein Zufall kann ihre genaue Freundschaft unterbrechen, vielweniger gar aufheben. Beyde lieben keine Pracht oder einen weitgesuchten Putz; sie sind vielmehr mit ihrer natürlichen Annehmlichkeit zu frieden. Sie wollen zwar beyde geliebet seyn; aber von keinem andern, als von dem, der mit ihrem Vater Freundschaft gemachet, und sich in seine Weise schicken gelernet. Zu allem Glück sieht auch sonst kein Buhler nach ihnen: weil ihre Schönheit durch keinen äußerlichen Glanz in die Augen fällt. Nur diejenigen, die mit ihren Aeltern

eine Zeitlang vertraut umgegangen, lernen ihr liebenswürdiges Weſen nach und nach kennen. Das Sonderlichſte iſt, daß keine Eiferſucht bey ihnen herrſchet; vielmehr will die eine nicht ohne die andre geliebet ſeyn. Hat iemand die Wahrheit lieb gewonnen, ſo wird ſie ihm ſelbſt die Schönheiten ihrer Schweſter, der Tugend, ſo lange anpreiſen, bis er ſie gleichfalls zu ehren und zu lieben anfängt. Die Tugend hergegen will von niemanden verehret ſeyn, als von dem, der vorhin ihre ältere Schweſter geliebet hat.

Ich kenne noch eine andre Familie, worinnen ſich der Herr von Argliſthauſen mit einem Fräulein von Begierdendorf verheirathet hat. Keines iſt dem andern recht getreu; ſondern wie er ſeinen verſchmitzten Kopf nicht beſſer zu brauchen weiß, als wenn er ſeine Ehegattinn betrüget: ſo unerſättlich iſt auch ſie in ihrer Leidenſchaft. Sie trägt kein Bedenken, einem ieden, und wenn es auch ihres Mannes geſchworner Feind, der Herr von Dummburg, ſeyn ſollte, ihre Vertraulichkeit anzubiethen. Doch hat ihr Eheſtand ein Paar würdige Proben ihrer Liebe aufzuweiſen. Das Fräulein von Lügenheim iſt ihr älteſtes Kind, welchem ſie dieſen Namen von einem beſondern Landgute gegeben, allwo ſelbiges das Tageslicht zuerſt erblicket hat, und nachmals allezeit erzogen worden. Ihren Sohn aber haben ſie den Herrn von Windau zu nennen beliebet; weil die Frau Mutter ihn an einem mit unzähligen Windmühlen bebaueten Orte zur Welt gebracht hat. Ich weiß nicht, ob die Beſchaffenheit der Oerter, wo man gebohren wird, einen Einfluß in die Gemüther der Menſchen hat: ſo viel aber weiß ich, daß das Fräulein von Lügenheim eine geſchworne Feindinn der Wahrheit, Herr von Windau aber ein vollkommener Windmacher iſt.

Am wahrscheinlichsten ist es wohl, daß die Auferziehung der Aeltern das meiste zu der Unart dieses Geschwisters beygetragen habe. Die Tochter hatte bereits die Eigenschaften ihres Vaters und ihrer Mutter in sich vereiniget, als der kleine Sohn seiner Sinne und seiner Einbildungskraft ein wenig mächtig wurde. Seine gute Gestalt und seine fertige Zunge spornten den Fleiß ihrer Aeltern noch mehr an, alle Mühe anzuwenden, um einen rechten Weltmann aus ihm zu machen. Von der Mutter lernte er, allen seinen Lüsten den Zügel schießen zu lassen. Von seinem Vater fassete er die Kunst, durch allerhand listige Streiche zu seinen Absichten zu gelangen: und von seiner Schwester ward er im Stellen und Verstellen, im Pralen und Leugnen, unterrichtet. In kurzer Zeit ward der Knabe ein Jüngling, und befand sich im Stande, auf Akademien zu ziehen.

In dem nächsten Dorfe von seiner Vaterstadt war er schon kein Edelmann mehr; sondern ein Baron: und als sich sein Diener in diesem neuen Titel ein paarmal versah, so gab er ihm seinen Abschied, und nahm sich einen andern. Wenn er in Gasthöfen unterweges iemanden antraf, der ihn um seine Reise befragte: so gab er zur Antwort, daß er durch Italien, Frankreich, Engelland und Holland eine Spazierreise thun; als ein Nebenwerk aber die Staatsmaximen aller Höfe sich bekannt machen wolle. Sagte man ihm, daß zu einer solchen Reise viel Geld gehöre; so gab er zur Antwort: Ausser der Goldbörse von fünfhundert Ducaten, die er bey sich hätte, hätte er in Frankfurt am Mayn einen Wechsel von zwey tausend; in Venedig einen von drey tausend; in Rom, Neapolis und Meßina desgleichen; hernach in Florenz, Genua und Turin nicht weniger; zu Genf und Paris aber noch weit mehr zu heben. London anlangend, so wäre er daselbst an einen

groſſen Miniſter addreßiret, der ihm bey Hofe einen Zutritt verſchaffen würde. Mit ſolchen Reden nun ergetzte er ſich bis an das Thor derjenigen Stadt, wo die für ihn beſtimmte hohe Schule war. Ohngeachtet er kaum lateiniſch leſen konnte, ſo ſagte ers doch keinem Menſchen, daß er itzund allererſt auf die Univerſität käme. Es hieß, er käme nur die Akademie zu beſehen, nachdem er ſchon auf jener drey, und noch auf einer andern zwey Jahre zugebracht, und das Seinige in allen Stücken gethan hätte. Der beſte Gaſthof war ihm noch viel zu kleinſtädtiſch; wiewohl ſich ſonſt wohl Grafen und Fürſten mit Vergnügen darinnen aufgehalten hatten. Alle Bedienten im Hauſe, die ihm etwas beſtelleten, oder ſonſt behülflich waren, bekamen einen, auch wohl zween Gulden zum Trinkgelde. Dem Barbier, welcher ihn zuerſt bediente, warf er einen Ducaten auf den Tiſch. So währete ſeine Lebensart etliche Wochen: und als iedermann ſich einbildete, daß ſeines Geldes kein Ende werden könnte, ſo fieng Herr von Windau an zu borgen. Er fluchte aber unzähligemal dazu, und ſchwur, daß er den andern Tag, als er angekommen, gleich funfzig Thaler im Spiele verloren, und drey Tage darauf, durch einen Diebſtahl, mehr als dreyhundert eingebüßet hätte. Wenn er eine Mahlzeit für wenige Groſchen gegeſſen, und ein leichtes Bier dazu getrunken hatte: ſo gieng er Nachmittags aufs Caffeehaus, und beſchwerte ſich auf das viele Nöthigen zum Trinken, dergleichen ihm bey den vornehmen Hofbedienten wiederfahren wäre, wo er zu Mittage zu Gaſte geweſen. Der ungariſche Wein wäre ſo überflüßig hineingegoſſen worden, daß ſein Kopf, der ſonſt den Trunk noch ziemlich vertragen könnte, ganz wüſte davon geworden.

Kömmt es in Geſellſchaften von den Leibesübungen zu reden, ſo ſind alle Tanz- Fecht- und Stallmeiſter des daſigen Ortes

Ortes nur Kinder in seinen Augen. Er erzählet, wie er auf seinen Reisen von vier, mit Ober- und Untergewehr versehenen Banditen, überfallen wäre. Alsofort hätte er durch eine gewisse Kunst ihre Flinten besprochen, so daß keine einzige losgegangen. Und als die Räuber darüber ganz rasend geworden, und mit der größesten Gewalt auf ihn zugestürmet hätten; so habe er seinem Kerle nur befohlen, hinter seinen Rücken zu treten, und sich selbst zu vertheidigen, aber durchaus den Feinden keinen Schaden zuzufügen. Hierauf habe er alsobald vom Leder gezogen, zwenen von seinen Räubern die Klinge vor der Faust weggehauen, dem dritten die rechte und linke Hand verletzet, so daß er den Degen nicht halten können, und den vierten im Augenblicke entwaffnet, so daß er ihn, auf den Knien liegend, um sein Leben bitten müssen. Wer sich nur ein wenig zweifelhaft bey diesen Erzählungen anstellet, der beweget ihn gleich, tausend Eide und Flüche zur Bekräftigung hinzuzusetzen.

Im Schießen rühmt er sich einer besondern Fertigkeit. Er erzählt, wie vielmal er ein halb Schock Karpen nach einander im Wasser erschossen habe, ohne einen einzigen Schuß vergebens zu thun: ja er schlägt eine Wette an, funfzehn Taubeneyer, die man rings um ihn in einem Zimmer auf die Erde legen soll, mit so viel Pistolenschüssen zu treffen, und kein einziges zu verfehlen. Im Fechten hat er schon unzählige Proben vor sich, wie er selbst sagt: und wenn man ihn auf seine Duelle kommen läßt, so weiß er kein Ende in seinen Erzählungen zu finden. Neulich war er in einer Gesellschaft von Frauenzimmer, und als es die Gelegenheit gab, von der Voltigirkunst zu sprechen, so hebt Herr von Windau an: " Par-
" bleu Mesdames, diese Kunst hat mir und einem char-
" manten Kinde einmal das Leben gerettet. Ich war in
" einem Hause, wo par hazard eine Feuersbrunst entstand.

" Die beyden untern Etagen waren ſchon ganz mit Rauch
" und Flammen rempliret, und ich lief ganz deſperat aus ei-
" nem apartement in das andre, aber en vain! Endlich weil
" alle Treppen brannten, ſo lief ich in ein Zimmer, deſſen Fen-
" ſter nach der Straße giengen. Par bonheur traf ich eine
" Demoiſelle aus unſerm Hauſe darinnen an, die ſich auch
" weder zu rathen noch zu helfen wußte. Morbleu ich hatte
" commiſeration mit dem pauvren Kinde, reſolvirte mich
" kurz, machte das Fenſter auf, embraſſirte ſie, und was
" meynen ſie, was ich gethan habe? Sie werden ſichs nicht
" leicht einbilden. Enfin, ich machte eine Volte zwey Stock-
" werke tief hinunter auf die Straße, und war ſo glücklich,
" daß ich mit dem Frauenzimmer ſur mes deux pieds zu
" ſtehen kam. Hätte ich da nicht voltigiren können: Diable
" m'emporte! ich hätte miſerablement crepiren müſ-
" ſen."

Da ich an das Frauenzimmer gedacht habe, ſo kann ich nicht vergeſſen, was er von ſeinen Liebesbegebenheiten für Dinge erzählet. Er ſcheuet ſich nicht, ein langes Regiſter von Frauen und Jungfern zu machen, die ihm ihre Gewogenheit antragen laſſen; ja er erzählet weitläuftige Hiſtorien von ſich, die doch ſchon in etlichen alten Romanen ſtehen. Trifft es ſich nun, das iemand ſelbige geleſen, ſo wird er nicht einmal roth darüber, und ſchweret dazu, daß er eben derjenige Ritter ſeyn müſſe; der Verfaſſer des Romans (der doch länger todt iſt, als Herr von Windau gelebet hat) müſſe von ihm gehöret haben. Er lernet Verſe auswendig, und giebt ſie hernach für die ſeinigen aus. Z. E. Er geht mit iemanden über die Straße, und als er ein Frauenzimmer im Fenſter gewahr wird, ſo fragt er ſeinen Gefährten, wie ihm dieſer Vers gefalle:

Das

Das groſſe Brennglas ſchmelzt Metall zu Staub und Erden,
Allein ich weiß ein Glas, das beſſre Proben hält:
Denn wenn die Sylvia ſich hinters Fenſter ſtellt,
Muß iede Scheibe gleich ein zündend Brennglas werden.

Der gute Menſch bewundert den ſchönen Einfall, und den reinen Vers, und fragt, ob Herr von Windau ihn vielleicht ſelbſt gemacht habe? Ja, verſetzte dieſer, es iſt ja nur eine Baggatelle. Als jener aber einem andern guten Freunde den Vers des Herrn von Windau vorſaget; ſo ſchlägt ihm dieſer in Philanders verliebten Gedichten die 106te Seite auf, wo er mit eben ſo viel Worten ſteht.

Als er ſchon ſo viel Schulden gemacht hatte, daß er innerhalb etlichen Wochen davon zu gehen entſchloſſen war: ſo breitete ers in allen Geſellſchaften aus, daß ſein Vetter, der eines vornehmen deutſchen Fürſten Geſandter in Regensburg iſt, an ihn geſchrieben, und ihm die Secretärſtelle aufgetragen habe, welche ſehr viel eintragen ſollte. Der Mann, ſetzt er hinzu, hat mich mein Lebenlang nicht geſehen; nur mein Papa hat ihm die Bilder von meiner Schweſter und von mir überſchicket. Und gleich darauf ſchreibt er mir, daß ich zu ihm kommen ſolle; denn er hätte es aus meinem ehrlichen Geſichte ſchon geſehen, daß ich capacité genug hätte, ſein Secretair zu werden. Kaum hat ſich dieſes Gerüchte auf allen Wein- und Caffeehäuſern ausgebreitet, als Herr von Windau unſichtbar wird. Man hört nach einem halben Jahre nichts weiter von ihm, als daß er ein vollkommener Windmacher geweſen.

Es iſt eine wunderliche Sache, daß junge Leute ſich einbilden, durch dergleichen Künſte ihr Glück zu machen. Es iſt wahr, daß ſehr wenige ſo gar unverſchämt ſind, als der Herr von Windau. Seine Aufſchneidereyen waren unerträglich, ja er redete faſt kein wahrſcheinliches Wort. Allein

ich halte dafür, daß auch der allergeringſte Grad der Windmacherey nicht mit der wahren Tugend beſtehen könne. Windmachen heißt nichts anders, als ſich für vollkommener ausgeben wollen, als man in der That iſt. Dieſe Vollkommenheit mag man nun entweder im Verſtande, oder am Leibe, in der Ehre, oder in Gütern, an ſich zu zeigen ſuchen: ſo wird man dennoch nichts als Schande von ſolcher Verſtellung haben. Es wird ſich bald zeigen, daß man derjenige nicht iſt, dafür man ſich ausgiebet; und alsdann iſt es aus mit uns. Glückt es ja, ſich in dem erſten Geſpräche bey iemanden beliebt zu machen: ſo wird doch das andre oder dritte unſre Schwäche deutlich verrathen. Was hat nun ein Windmacher für ein Glück in der Welt zu hoffen?

Zum Beſchluſſe füge ich noch ein Schreiben bey; welches ſich zwar zu dieſer Materie nicht ſchicket, indeſſen aber von uns eingerücket zu werden verdienet:

Meine hochzuehrende Fräuleins Tadlerinnen!

Ich ſehe wohl, daß mit unſerm Herrn Patrioten nichts anzufangen iſt. Denn, ohngeachtet ich letzlich einen Brief an denſelben geſchrieben, und ihn gebethen habe, die wunderliche Aufführung meines Mannes ein wenig zu beſtraffen: ſo habe ich doch nach der Zeit ſchon wieder zehn oder zwölf Schillinge vergebens ausgegeben, und doch nichts in ſeinen Papieren gefunden, was ich von ihm verlanget habe. Er muß wohl nicht ſo reich ſeyn, als er vorgiebt; ſonſt würde er ja mehr Klugheit haben, und nicht eine von ſeinen beſtändigen Leſerinnen erzürnen. Es gehet mir von Tage zu Tage mehr zu Herzen, daß meine allerliebſten Kinder, die ich bisher wie ein Püppchen gehalten, in die gemeine Schule gehen müſſen; und daß die Söhne der gemeinen Arbeitsleute, wie ich höre, über ihnen ſitzen. Der Schulmeiſter ſollte doch ſo viel Verſtand haben, daß er bedächte, die Kinder reicher Leute hätten von Geburt oder von Natur den Vorzug. Was wollen doch die armen Sackträger- oder Salzpackerjungen klüger ſeyn, als mein älteſtes Herrchen?

Herrchen? Es hat schon, von seinem dritten Jahre an, einen kleinen Degen an seiner Seite getragen, und ich kann nicht sagen, wie artig sich das Närrchen darein zu schicken wußte. Desto mehr verdreußt es mich, daß mein Mann es nicht länger leiden wollen, und ihm, anstatt des goldnen Gehenkes, einen schlechten Riemen gegeben, seinen Donat, seine Grammatik und den Cornelius einzuschnüren, und in die Schule zu tragen. Ich kann mich bisweilen der Thränen nicht enthalten, wenn ich das liebste Kind so gehen sehe: und wenn ich noch Wagen und Pferde hätte; wahrhaftig ich ließ es allezeit in die Schule führen! um den anderen Schülern zu zeigen, daß sie Respect vor ihm haben müßten. Dieses wenige, hochgeehrteste Fräuleins Tadlerinnen, will ich ihnen dießmal zu bedenken übergeben, in Hoffnung, daß ich bey ihnen eher Hülfe finden werde, als bey unserm Herrn Patrioten. Ich habe diesem nur zeigen wollen, daß es mein Ernst sey, mich an sie zu schlagen, im Falle er meinem Bitten nicht Gehör geben würde, wie ich ihm solches in meinem Briefe gedrohet hatte. Thun sie mir doch noch, Geschlechts wegen, den Gefallen, und bewegen meinen Mann, den Eigensinn! daß er einen Hofmeister für seine junge Herren annimmt. Ich will lieber täglich eine Schüssel weniger auf dem Tische haben, als es länger ansehen, daß meine schöne Kinder so gemein gehalten werden. Ich verbleibe,

Meiner hochgeehrtesten Fräuleins

Hamburg, 1726, den 20 April.

gehorsamste Dienerinn,

Ahlke, geb. Klingsklang.

Das

************ ********************

Das XIX Stück.

Den 10 May, 1726.

Philander von der Linde.

= Monsieur fieng an zu wettern und zu blitzen.

Die Laster sind ihrem Wesen nach was abscheuliches. Denn wer sie mit einem erleuchteten Gemüthe betrachtet, der findet, daß sie die Quelle alles Unglücks sind, das unter dem menschlichen Geschlechte herrschet. Dieses allein sollte schon einen ieden, der sich für vernünftig gehalten wissen will, bewegen, ein Liebhaber der Tugend zu werden; so wie wir alle Liebhaber der Glückseligkeit sind. Dennoch sieht man, daß unzählige Menschen das abscheuliche Wesen der Laster nicht wahrnehmen. Der Verstand des großen Haufens ist nicht durchdringend genug, eine Wahrheit einzusehen, die nicht in die Sinne fällt; sondern nur durch Schlüsse und durch eine gründliche Einsicht in den Erfolg der Handlungen, begriffen wird: daher dient ihnen auch diese innerliche Abscheulichkeit der bösen Handlungen nicht zum Bewegungsgrunde, dieselben zu unterlassen. Nichts hat eine Kraft, den Willen zu lenken, als ein Urtheil, welches vorher im Verstande von der Natur einer Handlung gefället worden. Halten nun die meisten Menschen nicht dafür, daß das Laster was abscheuliches sey; so werden sie auch nicht bemühet seyn, sich vor der Ausübung desselben zu hüten.

Es giebt noch andere Bewegungsgründe, dadurch sich die Menschen von tadelhaften Sitten abhalten lassen. Wie mancher

mancher unterläßt das Freſſen und Saufen und andere Arten der Wolluſt, nicht darum, weil ſie an ſich ſelbſten was ſchändliches ſind; ſondern weil gar zu viel Ausgaben dazu gehören. Wie viele ſind nicht geſchworne Feinde des Geizes und der unermüdeten Eſelsarbeit, die zum Erwerbe großer Güter gehöret: nicht, weil es was unvernünftiges iſt, ſeine Geſundheit für etliche hundert Thaler hinzugeben; ſondern weil es ihrer Gemächlichkeit zuwider iſt. Und wie groß iſt endlich nicht die Anzahl derer, die ſich gewiſſer Laſter nur darum enthalten; weil es in ihrem Stande, in ihrem Alter, an dem Orte, wo ſie leben, und unter denen Perſonen, mit welchen ſie umgehen, ſchimpflich ſeyn würde, dergleichen zu begehen.

Es fraget ſich nun: Ob ein Sittenlehrer ſich der letzten Art von Bewegungsgründen bedienen könne, um die Menſchen zu beſſern? Ich weiß nicht, was andere darauf antworten möchten; ich aber will es weder ſchlechterdings bejahen, noch verneinen. Es iſt wahr, daß die Pflanze einer rechtſchaffenen Tugend auf keinem ſo ſeichten Grunde gepflanzet werden kann, als dieſe letztere Vorſtellungen ſind. Ein Laſter mit dem andern dämpfen, das heißt nicht die Leute tugendhaft machen. Wer aus Harlekins Maske in ein Scarmutzenkleid kriecht, der höret darum nicht auf eine luſtige Perſon vorzuſtellen. Und was wäre das für ein Rath, wenn man einen anmahnen möchte, die Schellen von der Narrenkappe abzunehmen, an ihrer Stelle aber, einen Fuchsſchwanz an dieſelbe zu heften ihn bewegen wollte? Die Tugend gründet ſich auf einen wahren Begriff von dem, was gut oder böſe iſt. Wer dieſen Begriff einmal erlanget hat, der wird alle Laſter auf einmal verabſcheuen. So iſt dann die Vorſtellung, von der Schönheit des Guten und der Häßlichkeit des Böſen, der beſte Bewegungsgrund, deſſen ſich ein philoſophiſcher Moraliſt

list in Beförderung der rechtschaffenen Tugend mit Vortheil bedienen kann.

Anderntheils aber ist es nicht zu leugnen, daß man auch durch andere Vorstellungen, wo nicht die Menschen tugendhaft machen, doch zum wenigsten viel Böses hindern kann. Es ist sehr gut, daß die Laster unter einander so einstimmig nicht sind, als die Tugenden. Denn um wie viel tausendmal ärger würde es nicht in der Welt zugehen, wenn diejenigen, die ietzo nur einer einzigen Gattung böser Handlungen ergeben sind, allen Arten derselben zugleich zugethan seyn möchten? Nun aber ist dieses nicht möglich: ihr Reich ist uneins, und eine böse Begierde hindert den Ausbruch der andern. Die Laster sind der menschlichen Gesellschaft nicht alle gleich schädlich. Das eine verursachet mehr Unheil in der Welt, als das andre; und derjenige thut also nichts unrechtes, der ein Laster durch das andre unterdrücket, wenn nur das letzte nicht so schädlich ist, als das erste. Der übermäßige Pracht in der Hofstatt ist sowohl ein Laster an einem Fürsten, als die unzeitige Herrschsucht: und die Verschwendung in Gebäuden ist eben so wenig was rühmliches, als der Blutdurst eines Tyrannen. Doch glaube ich, wer einen Alexander zu jenem, und einen Nero oder Domitian zu diesem hätte bewegen können; so daß der erste niemals außer Macedonien gezogen wäre, die letzteren aber kein Todesurtheil gefället hätten: der hätte vielen tausenden das Leben erhalten, und also dem menschlichen Geschlechte viel Gutes gestiftet.

Vor allen Dingen ist die Ehre und Schande ein solcher äußerlicher Bewegungsgrund, den man mit Nutzen in der Sittenlehre brauchen kann. Es wäre sehr gut, wenn man im Stande wäre, zu zeigen, daß alle Tugenden, Ruhm und Ehre; alle Laster aber Schimpf und Schande zuwege brächten.

ten. Wie glücklich wäre nicht ein Land, oder eine Stadt, wo dieſes allezeit richtig einträfe? Denn da alle Menſchen einen gewiſſen Trieb zur Ehre, und einen Abſcheu vor der Schande haben: ſo würde man bald keine bürgerliche Strafen mehr nöthig haben, die Uebelthäter im Zaume zu halten. Die öffentlichen Urtheile von der Unvollkommenheit der Laſterhaften, die Verlachung ihrer Thorheit, und die Verachtung ihrer Perſonen, ſo lange ſie ſich nicht änderten, würden mehr ausrichten, als Galgen und Rad, und alle Martern der Henkersknechte. In der That muß ſich alle wahre Ehre auf die Tugend gründen: dieſe allein iſt es, die einem Menſchen einen rechtſchaffenen Ruhm zuwege bringen kann. Alles andere Lob iſt eine unächte Münze, die nur bey Unverſtändigen gilt. Aus dieſem Grunde haben auch die beſten Philoſophen dafür gehalten, daß man es nicht nöthig habe, die uns allen eingepflanzte Ehrliebe zu erſticken. Sie haben vielmehr gerathen, man ſollte ſich derſelben in Fortpflanzung der wahren Tugend zu Nutze machen, und ſich ihrer als eines Sporns bedienen, die Menſchen zum Guten zu lenken. Dieſes geſchieht aber, wenn man ehrliebenden Gemüthern zeiget, daß die wahre Ehre nichts anders ſey, als das Urtheil vernünftiger Leute von unſerer Vollkommenheit; und daneben darthut, daß die Tugend die größeſte Vollkommenheit des Menſchen ausmache.

Auf ſolche Weiſe werden unſere Leſer leicht ſchließen können, was von der ſatiriſchen Schreibart zu halten ſey, und ob ſie ſich mit den Begriffen einer geſunden Morale zuſammen ſchicke. Eine vernünftige Satire läßt ſichs angelegen ſeyn, die Laſter als auslachenswürdig vorzuſtellen, und die Liebhaber derſelben zu Spott zu machen. Dieſe Abſicht iſt ja ohne Zweifel ſehr löblich. Denn warum bemühet ſich der Verfaſſer ſolcher Schriften, die Laſterhaften dem Gelächter aller Welt

zu unterwerfen? Darum, daß sie sich ihrer Thorheit schämen, und ihre böse Handlungen unterlassen sollen. Erreichet er seinen Zweck, so hat er das gethan, was oftmals auch der beste Sittenlehrer vergebens ins Werk zu richten suchet. Er wird ihn aber gewiß erreichen, wenn er Scharfsinnigkeit genug hat, das Lächerliche der thörichten Handlungen wahrzunehmen, und darneben Lebhaftigkeit genug besitzet, dasselbe auf eine annehmliche Art vorzustellen. Die richtigen Begriffe von tugendhaften und lasterhaften Handlungen setze ich zum Voraus: denn wenn der Satiricus, entweder aus Unverstand oder aus Bosheit, das Löbliche lächerlich machen wollte; so würde er für einen Feind der Tugenden anzusehen, und als ein schädlicher Scribent zu bestrafen seyn.

Nach dieser Regel haben wir bisher unsere Schriften einzurichten gesuchet; so oft hier und dar etliche satirische Stellen mit untergelaufen sind. Wir erwählen diesen Weg sonderlich alsdann, wenn die gründlichen Vorstellungen von der innerlichen Abscheulichkeit eines Lasters gar zu ernsthaft klingen, und Lesern, die nicht gewohnt sind nachzudenken, leicht als gar zu schwer und verdrüßlich vorkommen könnten. Oft mischen wir Scherz und Ernst unter einander, um die Nachsinnenden nicht zu ermüden, und die lustigen Gemüther allmählig zu gründlicheren Betrachtungen zu gewöhnen. Ob nun diese unsere Lehrart Nutzen schaffen könne, oder nicht? das lassen wir von Vernünftigen beurtheilen: die Super-klugen mögen, so lange sie wollen, uns selbst für alte Jungfern, und unsere Blätter für ein unnützes Weibergewäsche ausschreyen.

Jetzo wollte ich nichts mehr wünschen, als daß ich einige Fehler, die im Reden begangen werden, recht lächerlich vorstellen könnte. Fluchen und Schwören, und einige unnütze Redensarten,

densarten, das sind die drey Classen, darein ich sie theilen kann. Fluchen, wie bekannt ist, das heißt so viel, als sich selber oder anderen Böses anwünschen. Schwören heißt entweder Gott zum Zeugen rufen, daß unsere Reden wahrhaftig sind; oder doch andere Betheurungen zur Bekräftigung unserer Wörter hinzusetzen. Die unnützen Worte, sind solche Töne, die an und für sich entweder gar nichts heißen; oder doch in denen Gelegenheiten, wo man sie brauchet, keinen geschickten Verstand haben. Leute, die eine gute Auferziehung gehabt haben, werden sich vor allen diesen Dingen gar leicht in Acht zu nehmen wissen. Sie reden kein Wort, als welches zur Erklärung ihrer Gedanken nöthig ist. Sie wünschen andern so wenig, als sich selber, was Böses. Sie sagen niemals etwas Falsches, darum setzt niemand in ihre Worte ein Mistrauen, und sie habens nicht nöthig, dieselben mit Betheurungen zu bekräftigen. Nichts ist angenehmer, als der Umgang mit solchen Leuten. Keine böse Gewohnheit, sondern der Verstand beherrschet ihre Zunge; kurz, es scheint, als wenn sie alle Sylben zuvor abgezählet hätten, ehe sie dieselben von sich hören lassen.

Wie verdrüßlich hergegen ist nicht eine Unterredung mit solchen ungezogenen Leuten, die bey iedem Worte einen Fluch, einen Schwur, oder ein oft wiederholtes Förmelchen hinzusetzen. Ich will nicht gedenken, daß oft ein einziger Mensch alle drey Fehler zugleich an sich hat; ich will nur setzen, daß drey Personen, Dämonophilus, ein Flucher, Mendax, ein Schwörer, und Klapperstorch, ein unnützer Wortkrämer, zusammen kommen: so werden sie ihren Zuhörern, die darauf Acht haben, die größte Lust erwecken. Mich dünkt, ich höre sie so mit einander sprechen

Dämonophilus. Hole mich der Teufel, Herr Bruder, ich hätte dich bald nicht gesehen; wo gehst du hin?

Mendax. Strafe mich Gott! ich dachte, du wäreſt noch von geſtern her tolle, daß du mich nicht ſehen wollteſt.

Klapperſtorch. A l'ordinaire geht mirs ſo, wenn ich in Gedanken bin, und das geſchieht gar oft. Ich bin à l'ordinaire halb blind auf der Straßen.

Mendax. Bey meiner Seele, Herr Bruder, du haſt einen ſchönen Hund: Gott ſtraf mich, er iſt zehn Ducaten werth.

Dämonoph. Der Donner ſoll mich auf der Stelle erſchlagen, wo ich nicht zwölfe dafür gegeben habe. Die Teufelsbeſtie geht ins Waſſer wie der Teufel: ich will eine Nadel in die Saale werfen, und wo er ſie nicht aus dem Grunde holet, ſo ſoll mich das Wetter rühren.

Klapperſt. Ich habe à l'ordinaire ſonſt auch Hunde gehalten; aber das war beſtialiſch, daß mir die Beſtien à l'ordinaire im Hauſe Schaden thaten. Mein Wirth iſt beſtialiſch eigenſinnig, und ich habe ihm den Schaden à l'ordinaire bezahlen müſſen.

Mend. Wahrhaftig! bey mir käme ein ſolcher Wirth recht an. So wahr Gott lebt, ich wollte ihn zum Hauſe heraus hetzen.

Dämonoph. Daß du den Hals brichſt, du Teufelskerl! wirſt du ſo verdammt haushalten, ſo mag der Teufel dein Wirth ſeyn.

Klapperſt. Ich mag noch ſo einen beſtialiſchen Wirth haben, ſo komme ich à l'ordinaire mit ihm zurecht. Er muß mir à l'ordinaire gute Worte geben. Doch à propos - - -

Mend. Verflucht! gute Worte? Mein Seel, Herr Bruder, von mir käme er ſo wohlfeil nicht davon.

Klapperſt. A propos, Herr Bruder, à propos! was wollte ich doch ſchon ſagen? à l'ordinaire vergeſſe ichs wieder.

Dämonoph. So ſags zum Teufel heraus!

Klapperſt. A propos, wir wollen aufs Billiard gehen, wo wir à l'ordinaire zu ſeyn pflegen.

Mend. Wahrhaftig, Herr Bruder, bey meiner Seele, ich wollte eben das ſagen.

Dämonoph. Dein verteufeltes à propos und à l'ordinaire! So kommt denn ins Teufels Namen.

Ich

Ich ſetze dieſes Geſpräch faſt eben ſo her, wie ich es vor weniger Zeit auf der Straße gehöret habe, als ich ohngefähr im Fenſter lag. Das Auslachenswürdige deſſelben fällt, wie mich dünkt, genugſam in die Augen, wenn ich gleich nichts ferner hinzuſetze. Ich wundre mich nur, wie junge Leute, die ſich gleichwohl einer Artigkeit rühmen, dergleichen Fehler nicht ablegen, die ſie in Geſellſchaft wohlgeſitteter Leute zum Abſcheu machen. Ich ſchweige der Gottloſigkeit, die in dergleichen böſen Gewohnheiten ſtecket, welche von den Gottesgelehrten längſt beſtrafet, und als was verdammliches vorgeſtellet worden.

Wie ſtehts aber mit unſerm Geſchlechte? Iſt denn das Frauenzimmer von dieſen Fehlern frey? Nein, es giebt auch unter meinen Mitſchweſtern ſolche Perſonen, die hierinnen zu tadeln ſind. Ich kenne das Haus eines vornehmen Mannes, wo Frau und Jungfer kein Wort hervorbringen können, ohne daſſelbe mit etlichen Teufeln zu begleiten. Sie meynen, es würde ihnen nicht vornehm genug laſſen, wenn ihre Rede nicht mit Donner und Blitz untermenget wäre. Ich bejammere das kleine ſiebenjährige Töchterchen, welches ſich in ſeiner Kindheit bey ſolchen ſchändlichen Exempeln verwöhnet, und vielleicht ſeine Flüche dermaleins wider diejenigen brauchen wird, von denen es dieſelben gelernet hat.

Ich kenne ferner eine Schöne, die kein Wort ohne Betheurungen hervorbringet. Sie ſchwöret Leib und Seele, wenn ſie ſagen will, daß ihr Hündchen mit dem Schwanze gewedelt habe, als ſie jüngſt nach Hauſe gekommen iſt. Ja, ſie vermißt ſich bey ihrer Seelen Seligkeit, wenn ſie Nachricht giebt, daß es im Sommer wärmer ſey, als im Winter. So offenbar die Wahrheit dieſer Sätze iſt, ſo wenig fehlt daran, daß ſie nicht in ihrem Munde zweifelhaft und ungewiß werden ſollten.

ten. Man ist es bereits gewohnt, daß dasjenige nicht wahr sey, was sie mit einem Eide bestätiget: und ich gebe ihr den Rath, daß sie nicht mehr schwören möge, wenn sie anders haben will, daß man ihr etwas glauben soll.

Der unnützen Formeln in Gesprächen ist eine solche Menge bey unserm Geschlechte, daß ich nicht Platz genug habe, daran zu denken. Herr Ernstheim sagt zu seiner Geliebten: Ey Mademoiselle, sie sind schön! und was könnte sie ihm für eine schönere Antwort geben, als: Pardi, Monsieur, so sagen alle Mannspersonen. Bey der einen ist alles in puncto puncti; bey der andern geschieht alles par hazard; die dritte verknüpft alle Redensarten mit einem Enfin; und die vierte will alles sans façon haben. Nu, nu! sagt Stupida bey einem ieden Worte, und la la ist der Wahlspruch ihrer Schwester. Ich bedaure euch, ihr armen Kinder! daß ihr euch so lächerlich machet.

Calliste.

Das XX Stück.

Den 17 May, 1726.

Canitz.

* * * Der Weihrauch wird verſchwendet,
Und manchem Leib und Seel um die Gebühr verpfändet,
Daß die Unſterblichkeit ihm nimmer fehlen kann,
Der als ein Erdenſchwamm ſich kaum hervor gethan.

Unſre Gehülfinn, Calliſte, hat in ihrem letzten Stücke von den Bewegungsgründen gehandelt, deren ſich ein Moraliſt zur Beförderung der Tugend gebrauchen kann. Sie hat gewieſen, daß auch die öffentlichen Urtheile von den Handlungen der Menſchen, ſie mögen nun ein Lob, oder einen Tadel in ſich ſchließen, ſehr viel beytragen können, die Liebe zur Tugend einzupflanzen; oder doch einen Haß gegen gewiſſe Laſter zu erwecken. Ich bin in allen dieſen Stücken mit ihr zwar völlig eins; doch dünket mich, daß man noch verſchiedene Anmerkungen machen könnte, was die Beurtheilung der menſchlichen Verrichtungen für Schaden nach ſich zieht, wenn ſie nicht mit einer beſondern Behutſamkeit abgefaſſet iſt. Ich will dieſesmal bloß bey den Lobſprüchen ſtehen bleiben, und den Tadel auf ein andermal ausſetzen.

Wenn man einen lobet: ſo erzählet man die Vollkommenheiten, die er, unſrer Meynung nach, an ſich hat. Dieſen nennet man einen gelehrten, jenen einen tugendhaften, und den dritten einen reichen Mann. Dieſer junge Menſch iſt

wohl gewachsen, von artiger Aufführung, und geschickt in Leibesübungen. Jenes Frauenzimmer ist schön, klug und gefällig. Das sind lauter Vollkommenheiten, die man diesen Personen zueignet. Wer sieht nun nicht, daß es bey Erzählung derselben sehr viel auf die Personen ankömmt, welche dieselben erzählen? Herr Violino, der auf dem Dorfe seines Herrn Vaters von dem Schulmeister etliche Stücke spielen gelernet, höret einen mittelmäßigen Musikanten, nach vorgelegten Noten, ein unbekanntes Stück fertig wegspielen. Darüber geräth er in Verwunderung. Ueberall, wo er davon zu reden kömmt, heißt Herr Bierfiedler ein unvergleichlicher Virtuose. Wer seinem Lobspruche Glauben beymißt, der muß sich von dem guten Musikanten einen andern Orpheus versprechen. Man schätzt ihn sehr hoch, und läßt ihn zu einem Concerte bitten: man höret aber endlich, daß Herr Bierfiedler ein Stümper ist, der nicht drey reine Töne greifen kann. Was hat nun das Urtheil des Herrn Violino nach sich gezogen? Dieses, daß man den Spielmann desto mehr verachtet, und ihn selbst für einen Unverständigen hält, der sein Lebenlang keine bessere Musik gehöret hat, als in der Dorfschenke seines hochadelichen Gutes gemacht worden.

Ein ieder sieht hieraus, daß die Lobsprüche der Unverständigen nicht allein etwas unnützes, sondern auch etwas schädliches sind. Kein Blinder muß von Farben, und kein Unwissender von Gelehrten urtheilen. Ein Künstler kann allererst den andern loben. So leicht man in diesen allgemeinen Sätzen Beyfall erhalten kann; so schwer hält es, wenn es sich fragt: Ob dieser oder jener von einer Sache wohl urtheilen könne? Niemand will gern blind, niemand will unwissend, niemand in einer Kunst unerfahren heißen: und daher kommen so viele falsche und schädliche Lobsprüche. Mehrentheils

bemerket

bemerket man, daß die Urtheile, die mit einer Bewunderung der Sachen, die man lobet, verknüpfet sind, aus einer Unwissenheit herkommen. Man sieht es an kleinen Kindern. Diese bewundern alles, was sie zum erstenmal sehen. Sie loben alles, alles ist ihnen schön, vortrefflich und unvergleichlich. Je mehr sie aber durch die Erfahrung lernen, ie mehr vermindern sich ihre Lobeserhebungen. Warum das? Sie besinnen sich immer auf andere Dinge, die mehr oder größere Vollkommenheiten an sich gehabt haben. Sie entdecken viele Fehler an einer Sache, die sie sonst nicht würden bemerket haben. Man sieht hieraus, wem die großen Bewunderer und Lobredner aller vorfallenden Dinge gleich sind; wenn sie anders aufrichtige und ungekünstelte Urtheile fällen.

Noch schlimmer werden solche Lobeserhebungen, wenn sie so allgemein abgefasset werden, daß sie sich fast auf alle Eigenschaften eines Menschen ziehen lassen. Harpax ist ein trefflicher Mann, heißt es; Messalina ist eine unvergleichliche Dame; Phryne ist ein allerliebstes Mädchen! Wer sollte nicht glauben, daß alle drey rechte Muster vernünftiger, tugendhafter und wohlgearteter Leute wären? Nichts desto weniger ist Harpax ein Geizhals, Messalina eine üppige Ehebrecherinn, und Phryne eine wollüstige Zeitverderberinn. Höret man nun, daß diese Personen, solcher Laster ungeachtet, dennoch gerühmet werden: so beredet man sich leicht, daß dieses alles nur kleine Schwachheiten wären, die nichts zu bedeuten hätten. Was aber diese Einbildung für Schaden nach sich zieht, das ist meines Erachtens leicht zu begreifen.

Wie von Menschen geurtheilet wird, so geht es auch bey anderen Dingen. Kleidungen, Moden, Gebäude, Gärten, Gedichte, Reden, Bücher, und tausend andere Dinge, werden oft für vollkommen schön ausgerufen, und für rechte

Meisterstücke ausgegeben. Kommen aber rechtschaffene Kenner dazu, so haben sie oft Mühe genug, etliche wenige gute Eigenschaften darinnen zu finden. Ich höre oft einen Bogen Verse für etwas Unverbesserliches ausrufen: ungeachtet alle Zeilen voller Fehler, wider die Vernunft, Tugend, und Regeln der Poesie sind; bloß weil der Poet ein Paar Zoten angebracht hat, die dem Affecte des Lesers gemäß gewesen. Ich höre Bücher übermäßig loben, die bey einer einzigen guten Eigenschaft gewiß neun schlechte haben; bloß weil der Beurtheilende keinen deutlichen Begriff von den Vollkommenheiten solcher Schriften besitzet.

Doch nicht alle falsche Lobsprüche kommen aus Unwissenheit: auch die böse Beschaffenheit des Willens bringt fast eben so viele ans Tageslicht. Der Eigennutz und die Schmeicheley tragen kein Bedenken, auch wider besser Wissen und Gewissen zu loben. Begegnet nur euren Lobrednern und Heuchlern freundlicher, als anderen; verschaffet ihnen Vortheile, oder belohnet sie gar für iede Lobeserhebung: alsbald wird sich eine Menge von Leuten finden, die all euer Thun und Lassen bis in den Himmel heben wird. Die Redner und Poeten thun dasjenige schriftlich, was andere Schmeichler nur mündlich thun. Der berühmte Canitz hat, als ein Poet, diesen Fehler seiner Mitbrüder sehr wohl entworfen, wenn er schreibt:

Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held besungen,
Wenn er nicht durch Verdienst sich in die Höh geschwungen:
Und eine Redensart, die göttlich sollte seyn,
Die ward zu solcher Zeit den Sklaven nicht gemein.
Wo lebt ietzt der Poet, der dieß Geheimniß schonet?
So bald er einen merkt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird seinem Pegasus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Lob bis an den Himmel trägt.

Den

Den wir durch ſolche Poſt ſo oft zum Zorne reizen,
Und öfter noch vielleicht, als ſich die Sterne ſchneuzen.
Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie raſen da die Dichter um das Grab!
Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Friſt, als achtzig Jahr, gegeben.
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht,
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und ſein Chor, die müſſen wider Willen
Sich traurig, ohne Troſt, in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter ſieht man oft auf ſolchen Zetteln ſtehn,
Als Bürger, in der That, mit zu der Leiche gehn.

Man hat bemerkt, daß Boileau ſelbſt, der große Satiricus, dennoch dieſem Triebe zu ſchmeicheln nicht widerſtehen können. Die jährlichen Gnadengelder, die er von Ludewig dem Vierzehnten bekam, regierten ſeine Feder, alle ungerechte Kriege ſeines Monarchen zu Heldenthaten; ja wohl gar zu Strafen zu machen, womit er die Nachbarn züchtigen müſſen, weil ſie ſich ſeiner Herrſchſucht nicht gutwillig hätten unterwerfen wollen. Und es iſt zwar ein ſinnreicher Einfall, aber keine Wahrheit, wenn er in einem Schreiben den König alſo anredet:

Ich lobe zwar kein Blatt, das meine Feder ſchreibt;
Doch wenn ein Reim von mir der Nachwelt übrig bleibt:
So wird er dir, o Held, gewiß zum Lobe dienen.
Die Thaten, die uns ietzt ſo wunderſam geſchienen,
Wird mit der Zeit die Welt wohl gar in Zweifel ziehn.
Wenn ſich ein Grübler nur zu zeigen wird bemühn,
Dein Ruhm ſey Fabelwerk! So werden andre ſagen:
Selbſt Boileau, deſſen Kiel vor keinem Scheu getragen,
Den lauter Tadelſucht belebet und erhitzt,
Der faſt auf iedermann vergällten Scherz geſpritzt,
Und ſtets die Wahrheit ſchrieb, ſchreibt doch von dieſem Helden,
Nichts anders, als das Lob, was die Geſchichte melden.

Unſere Nachkommen würden in Wahrheit ſchlechte Hiſtorien von unſeren Zeiten erhalten; wenn ſie nicht beſſere Abbildungen von gekrönten Häuptern zu leſen bekommen ſollten, als diejenige iſt, welche Boileau von ſeinem Monarchen gemacht hat.

Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo iſt doch dieſes gewiß, daß die Lobſprüche viel ſchädliche Wirkungen nach ſich ziehen. Es iſt ſchon vorhin erwähnet worden, daß andere Leute, die den Worten der Lobenden ſchlechterdings Glauben zuſtellen, oftmals dadurch hintergangen werden: ſo daß ſie ſich mehr von dieſen Perſonen verſprechen, als ſie hernach antreffen, welches unfehlbar eine Verachtung, beyde des Lobenden und des Gelobten, nach ſich zieht. Jetzo will ich noch des Stolzes gedenken, den die Lobeserhebungen gemeiniglich wirken. Die Eigenliebe iſt bey uns allen ſo groß, daß wir keine Schmeicheley, die man uns vorſagt, für ganz ungegründet halten. Man denkt allezeit, es müſſe doch in der That ein vieles von dem an uns zu finden ſeyn, weswegen man uns lobet. Inſonderheit wird es unſerm Geſchlechte als etwas Gewöhnliches zugeſchrieben, daß es, im Abſehen auf die Lobſprüche von der Schönheit und Annehmlichkeit, ſehr leichtgläubig ſey: ohngeachtet kein Spiegel ſo ſchlecht iſt, der nicht dieſen ganzen Betrug der Schmeichler entdecken könnte. Höret nun ein hochmüthiges Gemüth mehrmals viel Weſens aus ſeiner Perſon machen, ſo wird es von Tage zu Tage ſtolzer. Es erhebt ſich über andere, und wird endlich ganz unerträglich.

Was ſoll ich von der Nachläßigkeit ſagen, die bey vielen durch die Lobſprüche gewirket wird? Man ermüdet, lobwürdigen Dingen nachzutrachten, wenn man ſagen höret, daß man ſie bereits beſitze. Wie mancher wäre gelehrt worden, wenn man ihm nicht vorgeſagt hätte, daß ers ſchon wäre?

Wie

Wie mancher wäre tugendhaft und klug geworden, wenn man ihn nicht zur Unzeit dafür ausgerufen hätte! Welcher Wettläufer bleibt nicht stehen, wenn er das Kleinod schon in Händen zu haben vermeynet? Und welcher Soldat hört nicht auf zu fechten, wenn man ihm einbildet, daß der Feind schon bezwungen sey, und der Siegeskranz auf seinem Haupte ruhe?

Ungeachtet nun bey den Lobsprüchen so viele Fehler bemerket werden, so ist es doch meine Meynung nicht, dieselben gar zu verwerfen. Sie haben allerdings ihren großen Nutzen, wenn man nur behutsam genug damit umgehet. Diese Behutsamkeit nun zu befördern, will ich etliche Regeln der Klugheit hersetzen, die vielleicht nicht ohne Nutzen seyn werden.

I. Man lobe nichts, als was wahrhaftige Vollkommenheiten an sich hat. Der Schein blendet nur Kinder.

II. Man lobe nur diejenigen Sachen, die man wohl versteht. Kein Blinder kann von Farben urtheilen.

III. Man achte das gemeine Geschrey der Lobenden nicht. Die meisten loben, was sie nicht verstehn: und viele loben mit dem Munde was sie im Herzen tadeln.

IV. Man gebe keinem einen allgemeinen Lobspruch. Man sage nicht: Das ist ein fürtrefflicher, ein vollkommner, ein unvergleichlicher Mensch! Man sage lieber: Der ist fromm, jener verständig; dieser ist reich, und jene ist schön; diese ist artig, und jene trägt schöne Kleider. So betrügt man keinen durch seine Lobsprüche.

V. Man sage niemals: Das ist ein gelehrter Mann! Gelehrt seyn, das ist sehr viel gesagt. Man sage: Dieser Mann hat viel Dinge auswendig gelernet; jener kann viele Sprachen; der versteht die Weltweisheit, und jener die Rechte. Einem jeden das Seine.

Folgende

Folgende zwey Schreiben sind kurz hintereinander bey uns eingelaufen, und daraus werden unsere Leser sehen, wie unsere Blätter, von vielen, die sich dadurch getroffen finden, aufgenommen werden. Es ist eine alte Gewohnheit der Lasterhaften, daß sie keine Bestrafung ihrer Fehler leiden können, sondern dieselbe als eine persönliche Beleidigung aufnehmen. Ob sie aber dazu Ursache haben, das will ich ehestens auf eine ausführliche Art untersuchen.

Vielgeehrteste Calliste!

Euer XLVIII Blatt hätte bald verursachet, daß ich hinführo eure Blätter, welche mir doch iederzeit so angenehm gewesen, ferner zu lesen verredet hätte, indem ich deswegen beynahe injuriarum wäre belanget worden. Es wurde nämlich dieses Blatt, ohne mein Wissen von wem, einer gewissen Person allhier überschicket: selbige aber nahm solches für eins der allerärgsten Pasquille auf, und ließ sichs fast nicht ausreden, es wäre solches mit Fleiß auf sie gemacht worden. Da man ihr nun ein anders berichtete, daß nämlich solche Blätter allhier in den Buchläden wöchentlich zu Kaufe wären: so ließ sie sogleich den Buchführer auf sein Gewissen fragen, ob niemand dieses Euer Blatt hätte holen lassen? darauf er mit ja antwortete, und unter andern auch mich nennete. Weil ich mir aber bisher alle eure Blätter hatte bringen lassen, also war mir auch dieses mit zu Handen gekommen, und ich hatte es bereits euren anderen Blättern beyheften lassen. Da war nun Feuer in allen Gassen, und niemand mußte gewissere Nachricht davon haben, oder vielleicht gar selbsten der Urheber davon seyn, als ich. Fragte man, warum? und woraus man solches schließe? so hieß es, ich hätte ja das Blatt daselbst holen lassen, und sie wollte sich lebendig darüber verbrennen lassen, wo es nicht wahr wäre, daß ich davon wüßte. Sind dieses nicht schöne und unumstößliche Beweisgründe, geehrteste Calliste, daß ich es muß gethan haben? Schlüßlich bitte ich Sie und dero andere angenehme und vernünftige Mitschwestern, hinführo keine solche Pasquille (wie man es

anitzt

anitzt zu nennen pflegt) mehr zu schreiben, und die Leute so durchzuziehen: sonst werden Sie entweder bey dem Prorector oder bey dem löblichen Schöppenstuhl, unter wessen Bothmäßigkeit sie nun stehen, wie nicht mehr als billig ist, deswegen verklagt werden. Darnach sich also iedermänniglich zu richten und vor Schaden zu hüten hat. Ich aber verbleibe einmal wie allezeit,

Vielgeehrteste Calliste,

Dero

Von Hause, den 11 April, 1726.
In höchster Eil.

vernünftigen und angenehmen
Schriften Verehrer,

von Z.

P. S. Es lassen sich durch mich zwey Frauenzimmer, nebst ihrem unbekannten Gruße, bey euch erkundigen, ob es ihnen erlaubt sey, euch schriftlich aufzuwarten?

Wertheste Tadlerinnen!

Ich habe schon längst nach einer Gelegenheit getrachtet, einige Zeilen an euch zu schreiben, und mich dadurch unbekannter Weise mit euch vernünftigen Tadlerinnen bekannt zu machen. Weil ich nun anitzt, durch euer XLVIII Stück vom 1725sten Jahre, solche erwünscht gefunden; als hoffe ich, ihr werdet solches im besten vermerken. Ich habe nämlich diesen von eurer Calliste geschriebenen Traum einer gewissen Person, aus keiner andern Ursache, als zu ihrer Besserung, überschickt; indem solcher ganz wohl und lehrreich für sie abgefaßt war. Dieselbe aber nahm dieses aus guter Meynung übersandte Blatt für das allerärgste Pasquill auf, und glaubte, daß man solches einig und allein auf sie gerichtet hätte: da ihr doch, wertheste Tadlerinnen, nicht das geringste von dieser Person habt wissen können. Ja man giebt sich so viel Mühe, mich auszumachen, als nur immer möglich seyn kann. Jedoch ich lache nur dazu, indem sie wohl in Ewigkeit nicht werden zu errathen wissen, wer ich bin: nur dieses einige thut mir leid,

daß

daß durch mich ſo viele Perſonen unſchuldig in Verdacht kommen. Inzwiſchen verwundert ſich iedermann ſehr, daß man aus euren unſchuldigen Schriften will ehrloſe Pasquille machen, welche doch nichts anders, als alles Gute, in ſich halten, und woraus ich mich ſelbſt ſchon in vielen Stücken gebeſſert habe. Fahret demnach fort, vielgeliebteſte Tadlerinnen, durch euer vernünftiges Tadeln die Laſter zu tadeln, und die Tugend zu loben: mir aber erlaubet fernerhin gütigſt, daß ich euch bezeugen darf, mit wie vieler Hochachtung ich allezeit bin

Eure

Von Hauſe, den 5 May, 1726.

ergebenſte

Climene.

Das

Das XXI Stück.

Den 24 May, 1726.

Philander.

Was unter dem und der ſich öfters zugetragen;
Wie die und jene dem mit Liebe zugethan!

Heliogabalus mag ſonſt geartet geweſen ſeyn, wie er will: ein einziges finde ich doch an ihm zu loben. Er hat eine That unternommen, die in allen Geſchichten ihres gleichen nicht findet, und alſo wohl verdienet hat, daß ſie der Vergeſſenheit entzogen worden. Inſonderheit hat unſer Geſchlecht Urſache, die Partey dieſes römiſchen Kaiſers zu ergreifen; weil er ſich ſo wohl um uns verdient gemacht hat. Was könnte wohl denkwürdiger ſeyn, als daß dieſer billige Monarch in Rom ein beſonderes Rathhaus für die Weiber auferbauet hat? Was iſt löblicher, als daß er ſeine Mutter darinnen zur Bürgermeiſterinn gemacht? Und was iſt endlich vernünftiger, als daß er ihr anbefohlen hat, die Kleiderordnung unter den Weibesperſonen zu machen, und allerhand vorfallende Liebeshändel in der Stadt zu ſchlichten? In Wahrheit, wenn irgend eine Anſtalt in dem gemeinen Weſen nützlich wäre; ſo wäre es ein ſolcher weiblicher Rath. Wie viel tauſend Kleinigkeiten gehen nicht unter Perſonen unſers Geſchlechts vor, welche viel zu geringe ſind, von ernſthaften Männern entſchieden zu werden; und die doch in den Familien bisweilen ſehr viel Unruhe anrichten. Dieſe könnten nirgends beſſer,

als

als in einem solchen Weiberparlamente abgethan werden. Was könnten sie nicht wegen Einrichtung der Kleider und Putzmoden für heilsame Schlüsse abfassen? Was könnten sie nicht von Auferziehung der Töchter für gute Verordnungen machen? Alle Verliebten könnten ihre Zuflucht zu ihnen nehmen, und sich entweder über die Unempfindlichkeit, oder über die Untreue ihrer Geliebten beklagen. Mit einem Worte, es würde keinem Gerichte in der Welt weniger an Arbeit fehlen, als einem solchen weiblichen Rathe.

Wenn man nun ferner von allen Mitgliedern einer solchen obrigkeitlichen Gesellschaft gewisse Eigenschaften erfordern möchte: so hätte das Frauenzimmer einen starken Bewegungsgrund, nach Verstand und Klugheit zu streben. Eine iede Rathsfrau müßte vor anderen Weibern den Rang haben, die nur schlechte Bürgerinnen wären. Wie sehr würden sich alsdann die Ehrliebenden nicht angelegen seyn lassen, diejenige Gelehrsamkeit zu erlangen, die von einer Candidatinn der Rathswahl erfordert würde? Wie manche würde Tag und Nacht studieren, und alle Gelegenheit ergreifen, ihre Geschicklichkeit an den Tag zu legen, um ehestens auch eine Räthinn zu werden? Was aber dieses unter unserm Geschlechte für Folgen und Wirkungen haben würde, das ist nicht zu beschreiben. Kurz, ich bedaure nichts mehr, als daß Heliogabals fürtreffliche Anstalten nicht bis auf diese Stunde erhalten, und in allen Städten eingeführet worden.

In Ermangelung solcher weiblichen Rathhäuser scheinet es fast, als wenn wir Tadlerinnen einigermaßen dergleichen Gerichtsbarkeit auszuüben hätten. Wir haben schon oft einige Bittschreiben eingerücket, die an uns eingeschicket worden; nicht anders, als wenn unser Ausspruch den Nothleidenden Recht verschaffen könnte. Eine ordentliche Obrigkeit

sind

ſind wir nicht; denn niemand hat uns Gewalt gegeben, die Uebertreter der Geſetze zu beſtrafen: doch haben wir uns ſelbſt das Recht angemaßet, den Klagbareinkommenden gewiſſe Entſcheidungen auszufertigen. Wir ſind alſo einiger maßen mit Tyrannen zu vergleichen, die ſich, ohne iemands Bitten oder Befehl, zu Herrſchern und Richtern aufwerfen. Und da unſre Geſellſchaft aus dreyen Mitgliedern beſtehet: ſo habe ich ſchon etlichemal gedacht, ob wir uns nicht ein Triumvirat nennen könnten, dergleichen es vormals in Rom gegeben? Doch das Wort Triumvirat ſchickt ſich für Frauenzimmer nicht; und ein Triumfeminat will auch nicht ſo recht klingen: dergeſtalt fehlt es uns bey unſerm Richteramte an nichts, als an einem bequemen Namen.

Ich will meinen wertheſten Leſern dieſesmal wiederum einige Suppliken vorlegen, die bey unſrer geheimen Rathſtube eingegeben worden; und zugleich aus unſrer Canzeley die nöthigen Verabſcheidungen auf dieſelben ausfertigen laſſen. Dieß iſt die erſte:

Wertheſte Tadlerinnen!

Ich nehme mir die Freyheit, eine muthwillige Schöne bey euch zu verklagen, die mir einige Tage her ſehr viele Unruhe gemacht hat. Ich bin etliche Jahre her in dem, ſeines artigen Frauenzimmers halber, berühmten Leipzig geweſen, und es iſt mir dergleichen noch niemals begegnet, als in vergangener Woche. Den Sonnabend vor Jubilate habe ich erfahren, daß es wahr ſey, was unſer Philander ſagt, wenn er in einem gewiſſen Hochzeitgedichte ſchreibt:

* * * * In Leipzig ſey der Ort,
Wo manch geliebtes Kind den edlen Sieg erlangen,
Den beſten Redner kann durch ein geſchicktes Wort,
Und durch zwey Augen mehr, als hundert Herzen, fangen.

Die ganze Sache verhält sich so: Ich war mit einem guten Freunde, nach meiner Gewohnheit, in einen Garten gegangen, und hatte mich, durch ein Gespräch mit demselben, bereits eine Stunde unterhalten, als wir beyderseits des Gehens müde wurden, und uns der Thüre des Gartens näherten, mit dem Vorhaben, wiederum nach Hause zu gehen. Aber seht, als ich eben den letzten Schritt thun, und die Thür eröffnen will, so tritt mir plötzlich ein Frauenzimmer entgegen, deren unverhoffter Anblick mich, wie ein Blitz, zurücke schlug. Mein Lebtage habe ich keine so freye und zugleich wohlanständige, keine so vornehme und zugleich leutselige Mine an einer Schönen gesehen, als ich hier wahrnahm. Sie war von mittelmäßiger Länge, und von einer überaus geschickten Leibesstellung. Eine Andrienne war ihre Kleidung, und zwo Aufwärterinnen folgten ihr auf dem Fuße nach. Ich lasse die Bildung ihres Gesichts, welches die angenehmste von der Welt war, zuletzt; weil ich mir fast nicht getraue, dieselbe recht zu beschreiben. Es war eine Blonde, von sonderbarer Annehmlichkeit. Der volle Mond ist nicht so weiß, als ihre Farbe war, und ich glaube, daß sie mich geblendet haben würde, wenn nicht der übergehangene zarte Flor die Kraft ihrer Stralen in etwas geschwächet hätte. Ihr länglichtes Gesicht hatte recht vollfleischigte Wangen, und ihr kleiner Mund war mit einem Paar Lippen verschlossen, die der rothen Tulpenfarbe in diesem Garten den Wettstreit anboten. Das Lebhafteste von allem waren ihre hellen und großen Augen, mit welchen sie mir so unerschrocken ins Gesicht sah, daß ich darüber erschrack, und in der Verwirrung nicht wußte, wo ich hin sollte. Endlich griff ich, wider meine Gewohnheit, nach dem Hute, und ehe ich noch das Compliment ausführen konnte, war sie mit einem so geschickten und nach der besten Hofmanier eingerichteten Reverenze fertig, daß ich, nebst meinem Gefährten, noch mehr als vorhin, verwirret, ja fast gar entzücket wurde.

Ein rechter galant homme, geehrte Tadlerinnen, würde euch dieses alles weit lebhafter beschrieben haben, als ich: denn, die Wahrheit zu gestehen, ich bin ein halber Pietist, und habe mich auf die Galanterie niemals beflissen. Ihr werdet also, durch euer Nachsinnen, diejenigen Fehler ersetzen, die ich in meiner Erzählung

begangen

begangen habe. Ich will nur noch hinzusetzen, daß ich und mein Gefährte, ohne uns zu bereden, augenblicklich unsern Schluß änderten, unsre Müdigkeit vergaßen, sogleich umkehreten, und von neuem anfiengen, durch die Gänge des Gartens zu spatziren. Ich weiß auch nicht, wie dieselben so artig eingerichtet waren, daß wir wohl drey oder viermal unsrer Schönen begegneten; und da war es nicht möglich, sie ohne ein Compliment vorbey zu lassen. Ihre Danksagungen zeigten allezeit neue Annehmlichkeiten, und ihr überaus artiger Gang machte, daß wir ihr allezeit hinten nach sahen, und uns doch nicht satt sehen konnten.

Dieses daurete so lange, bis sie sich in das Gartenhaus zu der daselbst befindlichen vornehmen Gesellschaft, von Manns- und Frauenspersonen, verfügte. Aus den Bewillkommungen, welche wir von weitem hörten, war es leicht zu schließen, daß sie nicht aus Leipzig, sondern aus einer benachbarten fürstlichen Residenz wäre. Indem wir nun mit einander hin und wieder giengen, siehe so fanden wir auf denen in voller Blüte stehenden Blumenbeeten zwo Tulpen, deren Stengel so genau an einander gewachsen waren, daß man sie unten nicht mehr von einander unterscheiden konnte. Wir wunderten uns beyde über diese Seltsamkeit, mein Gefährte aber, der ein guter Poet ist, faßte alsbald den Entschluß, diese Rarität, nebst einer kurzen poetischen Beyschrift, an dieses Frauenzimmer einhändigen zu lassen. Sein aufgeweckter Kopf ließ es ihm an einem guten Einfalle nicht fehlen; und ehe ichs mir versah, so hatte er in seiner Schreibtafel folgende Zeilen verzeichnet:

Zwo Tulpen liebten sich, und sprachen Floren an,
Sie beyde so genau, als möglich, zu verbinden.
Die Göttinn sprach sogleich: Es sey hiemit gethan!
Man soll euch künftighin an einem Stengel finden.
Gesagt und auch geschehn. Florander fand das Paar,
Und schickte solches gleich der schönen Cölestinen;
Die Blumen, die auf sie so eifersüchtig schienen,
Begleitete ein Blatt, darauf die Beyschrift war:
O Schöne, möchte mir ein Seufzer wohlgerathen!
So thät ich keinen Wunsch, als den die Tulpen thaten.

Ich will mich nicht lange aufhalten, zu erzählen, wie er dieſes an das Frauenzimmer beſtellet, und wie ſie es aufgenommen: ich bleibe nur bey dem, was mich angeht. Ich weiß gar nicht, wie mir nach der Zeit zu Muthe iſt. Ich denke immer an die artige Cöleſtine, wie ſie mein Gefährte taufete. Ich wünſche ſie bald wieder zu ſehen, und bereue es, daß ich mich nicht genauer um ihren Aufenthalt, Stand und Namen befraget habe. Eine Bürgerliche muß ſie wohl ſeyn; denn ich glaube ſchwerlich, daß ein Fräulein gegen ein Paar Gelehrte, die weder Gold noch Silber auf ihren Kleidern tragen, ſo höflich geweſen ſeyn würde: aber bey dem allen befürchte ich, meine ietzige Unruhe werde vielleicht eben dasjenige ſeyn, was man ſonſt die Liebe nennet. Wäre dieſes, ſo wäre es mir ſehr leid; denn ich habe noch mein Lebenlang nicht geliebet, und halte es für eine Sünde, verliebt zu ſeyn. Weil mich nun dieſe Schöne durch den Ueberfluß ihrer Artigkeit dazu verleitet hat: ſo bitte ich euch, wertheſte Tadlerinnen, ſie des gegebenen Aergerniſſes halber zu ſtrafen; und inskünftige allem Frauenzimmer zu verbiethen, daß es keiner Mannsperſon ſo ſteif ins Geſicht ſehen, vielweniger auf eine ſo reizende Art ein Compliment machen ſoll. Denn in Wahrheit, da ſolches bey mir, als einem, der ſich allzeit für unempfindlich gehalten, einen ſolchen Eindruck gemacht hat: ſo kann ich mir leicht einbilden, was es bey zärtlichern Gemüthern für Wirkungen nach ſich ziehen würde. Ich machte mir zwar anfänglich einen Scrupel, ob es auch ſündlich ſeyn würde, an euch, als Frauenzimmer, zu ſchreiben: allein als ich bedachte, daß es kein Liebesbrief werden ſollte, ſo gab ſich mein Gewiſſen zufrieden. Ich hoffe von euch die Ehre einer öffentlichen Antwort, und nenne mich

Leipzig, 1726, den 15 May.

Euren ergebenſten Leſer,
Weichherz.

Verabſcheidung.

In Sachen des Herrn Weichherz wider Jungfer Cöleſtinen, einen freyen Blick und ein ſchönes Compliment betreffend, erkennen die vernünftigen Tadlerinnen für recht und billig:

billig: Daß, weil Herr Weichherz, als ein Pietiſt, billig die Augen hätte zumachen ſollen, Jungfer Cöleſtine dießmal ohne alle Strafe frey ausgehen ſoll. Wir auferlegen ihrs aber ins künftige, wenn ſie Herr Weichherz wiederum wo antreffen ſollte, ihn weder anzuſehen, noch ſeinen Grüßen eine Dankſagung wiederfahren zu laſſen: damit ein ſo frommer Menſch nicht ferner beunruhiget oder geärgert werde. Wie recht iſt. V. R. W. Halle, 1726, den 24 May.

Die Tadlerinnen.

Galante Tadlerinnen!

Ich ſchreibe euch in einem Zuſtande, da ich die Feder kaum führen kann: weil mir der ganze rechte Arm etliche Tage her gelähmet geweſen, und noch ietzund geſchwollen iſt. Dieſes Uebel rührt von einem Falle her, den ich neulich auf einer Treppe gethan, und dabey ich den Hals oder ein Bein hätte brechen können, wenn mir das Glück nicht günſtiger geweſen wäre. Ihr werdet vielleicht denken, ich müßte wohl, wie Pulchella, deren ihr, in eurem LI Stücke vorigen Jahres, gedacht, gar zu hohe und ſpitzige Abſätze, oder gar zu kleine Schuhe tragen: aber ihr irret. Meine Unachtſamkeit iſt theils Schuld daran, theils aber auch die verzweifelte Mode in unſeren Frauenzimmerkleidungen. Man trägt bey uns die Schnürleiber und die anderen Kleider oben ſo weit ausgeſchnitten, daß die Aermeln lange nicht an die Schultern reichen, welche deswegen oben ganz nackend hervor ragen müſſen. In dieſer Tracht geht man nun gleichſam mit gebundenen Armen. Kaum daß man bey Tiſche einen Finger zum Munde bringen kann; zur Seite und hinterwärts kann man ſie ohnedieß nicht eine Spanne hoch heben. Von dieſer quälenden Tracht kam nun mein Fall her. Ich weiß nicht, wie mich auf der Treppe ein kleiner Schwindel überfiel, und als ich nach dem Geländer griff, mich an demſelben zu halten, ſiehe, ſo hinderte mich das Schulterſtück des Schnürleibes, den Arm auszuſtrecken, und ich ſchlug wie ein Holz die übrigen Stufen herunter. Da lag ich nun, das unterſte zu oberſt, und war nicht vermögend, mit meinen geſchloſſenen Armen mir ſelber zu-

rechte zu helfen; bis endlich unsere Hausgenossen herzuliefen, und mich wieder auf die Füße brachten. Wie sehr ich mich dabey geschämet habe, das könnt ihr euch leicht vorstellen, und eben deswegen bitte ich euch, durch eure Vorstellung diese häßliche Mode ein wenig schwarz abzumalen; damit man sie endlich abbringen möge. Ich bin sonst

Dr. 1726, den 5 May. Eure ergebenste Freundinn, Fr. von Nackthäusen.

Antwort.

Welches Frauenzimmer nicht gesonnen ist, aus Liebe zur Bequemlichkeit, diese Mode zu ändern; das sey so gut, und lasse sich einen hübschen Gängelwagen machen, in welchem es sich, gleich den kleinen Kindern, vor dem Falle versichern könne.

Unachtsame Tadlerinnen!

Wenn werdet ihr doch endlich anfangen, eurem Geschlechte die Vorschriften zu geben, darnach es sich in seiner Aufführung mit Mannspersonen zu richten hat? Das liebe Frauenzimmer ist in der That so uneins in seinen Sitten, daß man nicht weiß, wie man sich in dasselbe schicken soll. Nur den einzigen Punkt des Grüßens zu berühren; so weiß ja ein ehrlicher Kerl nicht, wie er sich dabey zu verhalten habe. Grüßet man gar nicht; so heißt es: Der Tölpel trägt Vögel unter dem Hute! Grüßet man aber; so spricht eine andre: Der Kerl muß ein verliebter Wurm seyn, warum würde er mich sonst grüßen, da er gar keine Bekanntschaft mit mir hat? Unter denen, die gegrüßet werden wollen, ist auch noch ein Unterscheid. Die eine will freundlich, die andre aber nur ernsthaft gegrüßet seyn. Diese will zwar außer der Stadt, wenn sie um die Wälle fähret, oder in einem Garten ist; nicht aber in der Stadt, gegrüßet werden, wenn sie etwa im Fenster liegt, oder auf der Straße geht. Was soll ich von ihrer Art zu danken sagen? Mopsa danket gar nicht; denn weil ihr Mann Rathsherr ist, so dreht sie sich nach der andern Seite, wenn iemand ihr eine

Höflichkeit

Höflichkeit erweiſen will. Hilaria hergegen iſt ſo freundlich, daß ich bey dem erſten Gruße, den ich ihr machte, geſchworen hätte, ſie wäre in mich verliebt; bis ich hernach wahrnahm, daß ſie dem Lackeyen eben ſo holdſelig danket, als ſeinem Herrn. Etliche haben hölzerne Beine, ohne alle Gelenke; und andere haben ſchon gewiſſe Falten, in welche ſie ihre Angeſichter zuſammen ziehen, wenn ſie ein Compliment vermuthen. Ich wünſchte nichts mehr, als daß ihr alle dieſe Misbräuche abſchaffen, und euren Mitſchweſtern Regeln vorſchreiben möchtet, wie ſie ſich in dieſem Stücke zu verhalten hätten; damit man endlich auch wiſſen könnte, wie man ſich gegen dieſelben aufzuführen habe. Ich bin

Von hier an der Pleiße, 1726, den 9 May.

Deroſelben gehorſamſter Diener, von Höflichsdorf.

Unſre Meynung geht dahin, daß man dasjenige Frauenzimmer, die nicht gegrüßet ſeyn will, unaufhörlich; die aber, welche viel darauf halten, gar nicht, oder doch ſparſam grüßen möge: damit beyde Gattungen lernen mögen, ſich in die Leute zu ſchicken, und ſich alles gleichviel gelten zu laſſen. Für das Uebrige will ich künftig ſorgen.

Iris.

ſelbſt, als eine Pflicht auferleget. Sie giebt uns aber auch die Warnung, daß wir allezeit die gelindeſten Wege, uns in Sicherheit zu ſetzen, zuerſt ergreifen, und, wenn dieſe nicht anſchlagen, allmählich härtere anwenden ſollen, um uns vor aller Gewaltthätigkeit zu verwahren. Wer noch mit Drohungen ſeinen Feind zurücke halten kann, der muß nicht gleich zuſchlagen: und wer mit einer kleinen Beſchädigung ſeine Gegner abweiſen könnte, der würde ſehr übel thun, wenn er ihnen Arme und Beine entzwey ſchlüge. Dem ungeachtet giebt es Fälle, da man auch berechtiget ſeyn würde, ſeinen Feind des Lebens zu berauben: wenn man nämlich kein ander Mittel wüßte, das ſeinige zu retten; oder unaufhörlichen Nachſtellungen, davon man völlig verſichert wäre, zulänglich vorzubeugen.

Wer nur ein wenig nachdenken kann, der wird leicht ſehen, daß dieſer natürliche Zuſtand der Menſchen zu ſehr vieler Unruhe Gelegenheit geben würde. Der Verſtand iſt bey den allermeiſten ſo ungeübt, daß er nicht einmal die leichteſten Regeln des natürlichen Geſetzes, oder der vernunftmäßigen Billigkeit, begreifen; geſchweige denn von ſich ſelbſt entdecken kann. Die Verbindlichkeit, darinnen wir ſtehen, derſelben ein Genügen zu thun, iſt ihm viel zu tiefſinnig und zu ſubtil; als daß ſie einen Eindruck in das Herz machen, und daſſelbe zur Tugendliebe bewegen ſollte. Was würde alſo nicht für Unheil unter den Menſchen, durch die eigenmächtige Vertheidigung des Seinigen, entſtehen? Wie leicht wären die Schranken der Billigkeit zu überſchreiten, wenn man die Beleidigung, die uns widerfährt, für größer anſähe, als ſie in der That wäre? Und doch kann dieſes durch die unmäßige Eigenliebe gar leicht geſchehen. Herr Spitzig ſagt ſeinem Freunde einen beißenden Scherz, den derſelbe nicht ohne Rache vorbey laſſen will: er vergilt ihm denſelben derowegen durch eine ſehr bittere Antwort.

wort. Herr Spitzig wird dadurch entrüſtet, und ſetzet, wie man zu reden pfleget, einen Trumpf darauf. Herr Empfindlich erwiedert denſelben mit einer derben Maulſchelle, und die Antwort erfolget mit einem ſpaniſchen Rohre: worauf jener den Degen zieht, und dem Herrn Spitzig eine tödtliche Wunde beybringet.

Solche Fälle würden ſich ſtündlich zutragen, wenn wir außer der Republik leben ſollten. Ja was für Weitläuftigkeiten würden nicht entſtehen, wenn etwa eine Perſon von ihrem Gegner entleibet würde? Es würden Kriege unter einzelnen Familien geführet werden, daraus nichts, als Mord und Blutvergießen, erfolgen würde; bis der eine Theil entweder gänzlich aufgerieben, oder doch merklich entkräftet wäre. Allein dieſem Unweſen iſt, durch die Einrichtung des gemeinen Weſens, Einhalt gethan. Die Selbſtrache iſt durchgehends verbothen, und die Obrigkeit ſchützet einen ieden bey ſeinen Rechten. Wer das ihm angethane Unrecht ſelbſt vergelten, und ſeinen Feind, in ſolchen Fällen, da man die öffentliche Gerechtigkeit zu Hülfe rufen kann, wiederum beleidigen will, der empöret ſich wider die gemachte Ordnung der Republiken. Er will ſich wiederum in den Stand der natürlichen Freyheit verſetzen; der doch aus guten Urſachen, und um unſrer zeitlichen Wohlfahrt willen, abgeſchaffet worden.

Hieraus kann man nun leicht abnehmen, was von unſeren Duellanten zu halten ſey. Ihre ſo hochgerühmte Herzhaftigkeit iſt ein Verbrechen wider den Staat; wenn ſie gleich die wichtigſten Urſachen hätten, ihren Feind zum Zweykampfe auszufordern. Keine Beleidigung iſt ſo groß, die nicht von der Obrigkeit beſtraft werden könnte. Ja eigentlich zu ſagen, ſo kann ſie dieſelben beſſer beſtrafen, als wenn ſich ein ieder ſelbſt Recht ſchaffen will. Wer ſich ſelbſt rächet, der muß allezeit beſorgen,

ſorgen, daß ihm ſein Feind von neuem Schaden zufügen wird. Er läuft Gefahr, noch härter beleidiget zu werden, als vorhin geſchehen war: und wer zuvor ein ſchimpfliches Wort nicht verdauen konnte, der muß hernach wohl gar eine gefährliche Wunde erdulden, ohne weitere Rache zu ſuchen. Strafet aber die Obrigkeit meinen Feind; ſo bin ich vor ſeinen ferneren Anfällen geſichert. Wenn ihn die Geſetze verdammen, ſo kann er auf mich nicht zürnen; zum wenigſten kann er ſich an mir deswegen nicht rächen. Thut ers aber doch, ſo muß er befürchten, von neuem dem Richter in die Hände zu fallen.

Allein die Fälle ſind ſehr ſelten, da man, um wahrhafter und wichtiger Beleidigungen halber, Schlägereyen anfängt. Mehrentheils ſind es nur Einbildungen und leere Phantaſien, die man mit dem Degen in der Fauſt ausmachen will. Ein falcher Begriff von Ehre und Reputation iſt der Vater aller Zweykämpfe, und die lächerliche Begierde, für einen braven Kerl gehalten zu werden, iſt ihre Mutter. Wer einem ſolchen Ritter de la Manche nur den Zipfel vom Kleide anrühret; wer ihm nur nicht einen ſolchen Blick machet, als er nach ſeinem närriſchen Eigenſinne haben will: der hat den windigten Federfechter auf dem Halſe. Er geht mit lauter Heldenthaten ſchwanger, und wenn er nicht Gelegenheit dazu findet; ſo muß er ſie, wie man ſpricht, vom Zaune abbrechen. Kein Menſch muß ihm widerſprechen; kein Menſch muß ihm was verſagen; ja niemand ſoll von einer Sache nur anders denken, als er: ſonſt muß er gewärtig ſeyn, von ihm auf ein Tractament von guten Degenklingen eingeladen zu werden. Man kann kein Wort in Geſellſchaften ſagen, daraus er nicht etwas Schimpfliches erzwingen kann. Sogar aus den Lobeserhebungen, die man ihm beyleget, klaubet er etwas Ehrenrühriges. Er ſiehet Windmühlen für Rieſen, und Dorfſchenken

ken für Zauberschlösser an; wie Don Quixote, jener spanische Finkenritter. Bringt er eine Gesundheit aus, und ihr thut ihm nicht Bescheid, oder lasset nur etliche Tropfen im Glase: so ist dieses Ursache genug, euch einen bloßen Degen anzubiethen. Ist er von Adel; so ist der Degen zu verächtlich, ein solches Unrecht zu vergelten. Es heißt:

Ich bin ein Cavalier, hier liegen die Pistolen! Günther.

Doch auch darbey bleibt es nicht. Wenn nur noch allezeit eine Mishälligkeit der Gedanken und Worte der Grund solcher Schlägereyen wäre! Nun aber ist selbst die Uebereinstimmung ihrer Meynungen und Neigungen oftmals eine Gelegenheit zum Zweykampfe. Herr Siegfried liebet eine gewisse Schöne, und als er des Abends ohngefähr vorüber geht, so trifft er ein Chor Musikanten vor ihrem Hause an, welche Herr Pinsel dahingeführet hat, um diesem Frauenzimmer eine Abendmusik zu machen. Dieser hält Jungfer Lorchen eben sowohl für schön, artig und liebenswürdig, als jener; folglich glauben sie beyde einerley, sie verehren auch einerley Vollkommenheiten: allein, eben diese Einhälligkeit verursachet Streit unter ihnen. Herr Siegfried spottet des Ständchens: er wundert sich, daß Jungfer Lorchen sich auch von Pinseln verehren lasse; und machet dieses so lautbar, daß sein Nebenbuhler es nothwendig erfahren muß. Was diesem an Herzhaftigkeit fehlet, das ersetzen die Ermahnungen seiner Freunde, die Herrn Siegfrieds Glück beneiden. Der folgende Tag giebt beyden Gelegenheit, ihre Rachgier ausbrechen zu lassen. Sie begegnen einander vor dem Fenster ihrer Schönen; sie ziehen vom Leder, und ihre Gefährten thun desgleichen. Zween eifersüchtige Hähne können so eifrig nicht um die Bedienung ihrer Weiber fechten, als diese hitzige Liebhaber. Die Gegenwart ihrer Geliebten stärket sie von beyden Theilen; indem

ein ieder glaubet, daß dieſer Kampf den Ausſchlag in ſeinem Glücke geben werde. Beyde kommen mit blutigen Köpfen davon. Herr Siegfried behält zwar den Platz; trägt aber nichts deſto weniger an ſeiner verwundeten Hand ein langes Andenken dieſer Begebenheit davon. Beyde verfallen in die Hände der Obrigkeit. Beyde werden von ihren Anhängern gelobet, und von ihren Widerwärtigen geſcholten. Und was erlangen ſie durch ihre Herzhaftigkeit für Vortheile? Dieſe, daß ſich das Frauenzimmer hernach ſcheuet, ihnen die geringſte Gewogenheit zu erweiſen; indem die ganze Stadt es weiß, daß ſie ſich öffentlich für ihre Liebhaber erkläret haben.

Es iſt nichts übrig, als daß ich jungen Leuten, die auf Akademien kommen, den Wahn benehme; als könnten ſie nicht für rechtſchaffene Burſche gelten, dafern ſie ſich nicht mit einem ieden, der ihnen ein wenig zu nahe kömmt, herumſchlügen. Dieſe ſchädliche Einbildung iſt ſonderlich bey uns und in Jena gewöhnlich; da hingegen auf den anderen Akademien dieſes bey weitem ſo ſehr nicht eingeriſſen iſt. Es würde manchem, der auf unſeren Univerſitäten nicht bekannt iſt, ſehr wunderlich vorkommen, wenn man ihm ſagen ſollte; daß man ſogleich aus dem äußerlichen Anſehen eines Studierenden urtheilen könne, auf welcher Akademie er ſich aufhalte. Und doch iſt nichts ſo leicht, als dieſes. Man darf nur auf die einzigen Degen ſehen, die ſie an der Seiten haben. Eine lange Stoßklinge, und ein gelbes Gefäß mit einem großen runden Stichblatte, ſind ein untrügliches Merkmaal eines Hallenſers. Ein ſchwarzes eiſernes Gefäß iſt das Kennzeichen eines Jenenſers. Eine breite Klinge iſt wittenbergiſch. Und ein kleiner Galanteriedegen iſt das Kennzeichen eines Leipzigers. Dieſe letzteren ſehen in dieſem Stücke noch am vernünftigſten aus; und obgleich unſere Klopffechter ſich des Lachens nicht

enthalten

enthalten können, wenn etwa ein artiger Leipziger mit dem Hute unter dem Arme, und mit einem Affectionsbändchen an seinem kleinen Gewehrchen, über unsern Markt geht: so ergetze ich mich doch allezeit über diese vernünftige Mode, und kann versichern, daß vielen von unserm hällischen Frauenzimmer ihre Liebhaber weit besser gefallen würden; wenn sie auch ihre lange Mordeisen in kurze Federmesserchen, und ihre Schlägerpositur in die Gestalt eines angenehmen Stutzers, verwandeln möchten.

Doch ich frage noch zuletzt: Ob dieses wohl eine wahrhafte Schande sey, wenn etliche wilde und ungezogene Leute einen bescheidenen und vernünftigen Menschen für verzagt ausrufen? Geht denn deswegen der Hochachtung etwas ab, die alle Vernünftige gegen einen wohlgearteten Studenten haben? Ist es nicht ein größerer Ruhm, sich vor allen halsbrechenden Händeln gehütet zu haben; als ein Paar lahme Finger und durchbohrte Arme von der Universität nach Hause zu bringen? Wird auch endlich der Senior von einer akademischen Landsmannschaft, oder sonst ein tapferer Renomist, wohl eher befordert; als ein friedliebender Mensch, der, anstatt des Fechtbodens, seine Studierstube abgewartet hat?

Calliste.

Das XXIII Stück.

Den 7 Junius, 1726.

Canitz.

Daß ich mich aus Verdruß gekrümmet und gewunden,
So oft als der Tyrann zu den gesetzten Stunden,
Durch ein verhaßtes Wort, mich in dem Spiel gestört,
Und, eh ich deutsch gekount, was Römisches gelehrt.

Der eine Brief, der in dem XI Stücke unserer Blätter auf der 101ten Seite befindlich ist, hat uns die Frage vorgeleget: Ob man nicht bisweilen genöthiget sey, fremde Wörter in unserer Sprache zu dulden, wenn man mit guten deutschen Worten die Sache so gut, oder so kurz, nicht geben kann? Wir sind allerdings der Meynung unsers Correspondenten zugethan, und beantworten die Frage mit Ja. Unsere Gedanken sind niemals dahin gegangen, unsere Landesleute zu hindern, daß sie kein fremdes Wort brauchen sollten, wenn kein einheimisches vorhanden ist. Wir haben nur die unnützen Sprachmischer ausgelachet, die ohne Noth dergleichen ausländische Lumpen auf ihren deutschen Rock hängen, und sich einbilden, recht galant zu reden und zu schreiben; wenn sie dasjenige mit einem verstümmelten französischen Worte übel ausdrücken, was sie mit einer guten deutschen Redensart weit besser hätten vortragen können.

Ich

Ich glaube, hierinnen die Gewohnheit der alten Römer auf meiner Seiten zu haben. Ein ieder Studierender wird wissen, wie sehr dieselben auf die Reinigkeit ihrer Muttersprache gehalten. Man wird wissen, daß, als der Kaiser Claudius ein gewisses fremdes Wort auf dem Rathhause gebraucht, sogleich ein Rathsherr aufgestanden und ihm solches verwiesen habe. " Kaiser," hieß es, " ob du gleich " fremden Völkern das römische Bürgerrecht geben kannst; " so kannst du doch kein ausländisches Wort in unsre Spra" che aufnehmen." Doch haben sie sich kein Gewissen gemacht, griechische, auch wohl gar barbarische Wörter, zu gebrauchen, wenn die Armuth ihrer Sprache es nicht zuließ, dieselben recht zu übersetzen. Sie bereicherten dadurch ihre Muttersprache, indem sie diese Wörter nicht mit fremden, sondern mit ihren eigenen Buchstaben schrieben, und dieselben so mit anderen zusammen fügten, wie es die Regeln ihrer Mundart zuließen. Die einzige griechische Sprache ist so reich an Wörtern gewesen, daß ich nicht glaube, daß man darinnen viel Ausländisches antreffen werde. Alle Künste und Wissenschaften waren bey diesem klugen Volke erfunden; folglich hatten sie auch lauter einheimische Kunstwörter: wiewohl es kein Zweifel ist, daß man heute zu Tage wiederum unzählige Dinge erfunden hat, davon man vormals nichts gewußt; dazu also Griechenland auch die ausländischen Namen würde annehmen müssen. Wenn also unsere Frauenzimmerkleidungen bald Jüppen, bald Contuschen, bald Volanten, bald Andriennen genennet werden, so wunderts mich nicht. Diese Moden kommen aus Frankreich; folglich kommen auch die Namen daher. Wenn aber Magdalis, aus eingebildeter Galanterie im Reden, sagt: Die Sonne brilliret so stark, daß man sich nicht suffi-

samment eventailliren kann: so möchte ich flugs den Krampf in die Ohren bekommen. Ich rathe ihr, ein Paar alte deutsche Tractätchen zu lesen, die im vorigen Jahrhunderte schon herausgekommen. Das eine heißt: Der deutsche Franzos, worinn der Deutschen allzubegierige Nachahmung in den französischen Sitten, Kleidung, Sprache, Reisen und anderen Vanitäten, vorgebildet wird. 1682. 8. Das andre: Der unartige deutsche Sprachverderber, und ist um eben diese Zeit in 8vo auf etlichen Bogen herausgekommen.

Vor kurzem ist wiederum ein Schreiben von einem Freunde der deutschen Reinigkeit bey uns eingelaufen, welches meine Leser nicht ohne Vergnügen durchsehen werden. In dieser Absicht setze ich es hieher, obwohl es mir an verschiedenen Materien nicht fehlet, dieses Blatt voll zu machen. Ich wünsche, daß ein ieder darinnen den Scherz von dem Ernste unterscheiden und unserm aufgeweckten Correspondenten keine wunderliche Meynung andichten möge; wenn er, bloß zur Lust und Auszierung seiner ernstlichen Gedanken, etwas seltsames hat einfließen lassen. Es lautet also:

Hochwertheste Tadlerinnen!

Wisset ihr wohl, was ein deutscher Michel heiße? Dieser verdrießliche Name ärgert mich noch diese Stunde, so oft er mir in den Sinn kömmt; ja es reuet mich fast, daß ich dieses Papier mit der Erklärung desselben verderben soll. Als ich in meiner Jugend den Grund zur lateinischen Sprache legte, hielt mein Lehrmeister, dem ich, wegen der an mir erwiesenen Treue, noch ietzund allen Dank schuldig bin, mich und meine Mitschüler so scharf; daß wir bey Leibes- und Lebensstrafe kein deutsches Wort reden durften; damit wir uns die sogenannte Sprache

der

der Gelehrten deſto geläufiger machen möchten. Hactenus bene!

Ach! vergebt mirs doch, liebſte Tadlerinnen, daß ich dieſes lateiniſche Blümchen mit einfließen laſſe! Das Ding klebt einem ſo an, daß man ſich nicht genugſam davor in Acht nehmen kann. Nun iſt es mir einmal aus der Feder, und da ich an Frauenzimmer ſchreibe, ſo möchte es nicht hübſch ſtehen, wenn ich es wieder ausſtreichen wollte. Doch wieder zum Texte!

Verſah es nun die unachtſame Jugend zuweilen, und platzte mit einem deutſchen Worte, einer ganzen Redensart oder Frage ungefähr heraus; ſo war unſer beſter Titel: Du deutſcher Michel! Mich verdroß dieſer Name nicht wenig: denn ob ich wohl ſo viel begreifen konnte, daß der Name Michel keine ſchimpfliche noch ehrenrührige Bedeutung in ſich faſſete, zumal da ich wußte, daß gleichwohl ein heiliger Erzengel denſelben führet; mir auch unterſchiedene ehrliche und angeſehene Leute bekannt waren, die mit dieſem engliſchen Namen getauft worden: ſo mußte ich doch denken, daß in dem Beyworte Deutſch vielleicht etwas ſtecken müſſe, das mich ſo empfindlich machen könnte. Meinen Lehrmeiſter wollte ich deswegen nicht befragen: denn ich hatte keine Luſt, mir über dieſen verhaßten Namen eine vielleicht noch verhaßtere Beſchreibung geben zu laſſen. Ich ſtellte daher meine eigene Betrachtungen drüber an, welche, wie man ſich leicht einbilden kann, meinen damaligen Jahren gemäß, das iſt, ziemlich kindiſch, heraus kamen. Ich will euch, wertheſte Tadlerinnen, einen Theil davon entdecken.

Ich dachte ſo: Weil doch Michael ein Name iſt, der aus der hebräiſchen Sprache herkömmt: ſo kann es leicht ſeyn, daß etwa im alten Teſtamente ein Jude, der Michael geheiſſen, von der weltbekannten iſraelitiſchen Univerſität Abel, wo er etwann ſtudieret, oder auf gut rabbiniſch zu reden, zu den Füßen ſeiner Lehrer mag geſeſſen haben, eine Luſtreiſe in die gegen Abend gelegenen europäiſchen Länder gethan; ſo wie etwa unſere junge Herren heut zu Tage nach Frankreich reiſen. Ohne Zweifel wird er dann auch zu unſeren alten Deutſchen gekommen ſeyn: und wer weiß, was er von den gelehrten Druiden, oder Prieſtern derſelben, für Weisheit

zu erlernen gehoffet; weswegen er sich die Mühe nicht dauren lassen, sich mit Ernst auf ihre Sprache zu legen. Neugierigen Leuten gefällt in der Fremde alles, womit sie sich zu Hause von allen Ungereiseten unterscheiden und zeigen können, daß sie die Welt gesehen haben. Da nun unser gewanderter Herr Michel die deutsche Landessprache einmal gefasset hatte; so hielt er sichs, bey seiner Zurückkunft nach Abel, für eine Schande, anders als deutsch zu reden. Wenn man ihn gleich hebräisch anredete, so wollte er doch nicht mehr Adoni, sondern mein Herr genennet seyn: warum? weil man in Deutschland so spräche. Er selbst that dieses gegen alle, mit welchen er umgieng, und bemühte sich, zum wenigsten nicht zwey hebräische Worte zu sagen, ohne ein deutsches auf das artigste mit anzubringen.

Das gemeine Volk sperrte gleich Nase, Maul und Ohren auf, und hielt den Herrn Michel für einen weitgereiseten Herrn. In der That lag Abel weit genug von Deutschland; und durch diese Bewunderung, seiner in der Fremde erlangten Geschicklichkeit, ward seine Einbildung dermaßen gestärket, daß er sich alsobald vornahm, Professor Ordinarius Linguae Teutonicae zu werden. Er gab sich bey dem hochansehnlichen geistlichen Rathe zu Jerusalem gebührend an, und stellte demselben weitläuftig vor, wie viel Nutzen es haben würde, wenn sich die jungen jüdischen Schriftgelehrten auf eine Sprache legen möchten, die noch, von dem babylonischen Thurme her, viele alte Stammwörter der ersten Sprache beybehalten hätte, welche denn zur Erklärung vieler Stellen in den mosaischen Gesetzbüchern etwas beytragen könnten. Den hochehrwürdigen Räthen oder Beysitzern des Synedrii kam dieses Ansuchen ganz fremde und unerhört vor: gleichwohl hielten sie darüber verschiedene Sitztage. Endlich fiel durch die meisten Stimmen der Schluß, daß Herr Michael nicht nur mit seinem Suchen abgewiesen; sondern auch noch zur Rede gesetzet werden solle, warum er die deutsche Sprache bey ihnen in Schwang bringen wolle? Denn da es bekannt ist, daß die Jüden über die Erhaltung der Reinigkeit ihrer Sprache damals ein wachsames Auge gehabt; so hielten sie auch das Vorhaben des Herrn Michaels für einen guten Anfang zur Ketzerey, und meyneten, wenn die

deutsche

deutſche Sprache unter die Leute kommen möchte; ſo würden ſie wohl gar ihre Mutterſprache darüber verachten, folglich könnte die Religion einen gewaltigen Stoß bekommen, als deren Geheimniſſe ihnen nur im Hebräiſchen wären vorgetragen worden.

Herr Michael hätte ſich eher des Himmels Einfall, als dergleichen Dinge, vermuthet. Er mochte aber einwenden, was er wollte, ſo blieben ſie doch bey ihrem Kopfe: und da er ihnen die Nutzbarkeit der deutſchen Sprache, als eine neue Wahrheit, vielleicht zur Unzeit, etwas derb mochte vorgeſtellet haben; ſo erfuhr er mit ſeinem Schaden, daß man ſich nicht allemal gerne die Wahrheit zeigen laſſe. Mit einem Worte, die Sache ward dahin geſpielet, daß er mit Schimpf und Schande aus Abel verwieſen, oder, nach akademiſcher Art zu reden, cum infamia relegiret wurde. Jedermann nennete den armen Teufel nunmehro den deutſchen Michel, und dieſes wurde nachgehends beſtändig als ein Schimpfwort gebraucht, und allen denen angehängt, die ſich unterſtehen wollten, anders, als hebräiſch, zu reden. Auf dieſe Art kann alſo vielleicht daſſelbe entſtanden, und auf Kindeskind fortgepflanzet ſeyn; bis endlich, bey erfolgter Zerſtreuung der Jüden, ſelbiges in alle Welt ausgebreitet, und auch hieher zu uns gebracht worden.

Ich geſtehe es gern, daß wider dieſe Muthmaßung meiner Jugend ſehr viel einzuwenden iſt, welches ich auch nach der Zeit beſſer eingeſehen habe: allein, damals gieng meine Beurtheilungskraft noch nicht weiter, und aus obgedachten Urſachen wollte ich auch niemanden darum befragen, der etwa in dergleichen Dingen gelehrter geweſen wäre, als ich. Ich mag daher von dieſem Kinde voritzt durchaus nicht Vater ſeyn, werde mir auch darüber mit keinem Critico in ein Gezänk einlaſſen; ob ich mir gleich eben ſo viel darauf einbilden könnte, als ſie, auf ihre herrlichen Erfindungen, die oftmals von keinem beſſern Schrote und Korne ſind, wenn ſie gewiſſe Redensarten aus den Alterthümern erklären wollen. Genug, ich ſtellete mir, nach meinem damaligen Begriffe, die erzählte Sache ſo wahrſcheinlich vor; daß ich feſt glaubte, den Urſprung des deutſchen Michels gefunden zu haben; wiewohl ich vor dieſem Namen einen ſo großen Abſcheu behielt, daß ich auch

nach der Zeit verdrüßlich wurde, dieſen Grillen weiter nachzudenken.

Nunmehr aber, artige Tadlerinnen, werdet ihr mich bald fragen wollen: Warum ich euch die wunderlichen Einfälle meiner Kindheit ſo weitläuftig erzähle? Vielleicht habt ihr auch dieſes Blatt ſchon ein paarmal weggeſchmiſſen; weil ihr noch nicht habt finden können, was ich haben will? Allein ich bitte noch um ein wenig Gedult, denn gleich ietzt will ich euch die Urſache dieſes Schreibens entdecken. Ich muß geſtehen, daß ich von der Zeit an, da meine Beurtheilungskraft ſich zu regen angefangen, bis auf dieſe Stunde, ein beſondrer Liebhaber der Reinigkeit unſrer Sprache geweſen. Es hat mich daher iederzeit gekränket, daß wir Deutſchen ſo wenig Hochachtung gegen unſre Mutterſprache haben; dahingegen andere Völker, z. E. die Franzoſen, ſichs ſo ſauer werden laſſen, die ihrige auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen. Die Urſachen, warum wir unſre Sprache verachten, ſind vielerley, und ihr habt deren ſchon manche in euren Blättern berühret. Nun bin ich auf dieſe Gedanken gerathen: Ob nicht obgedachter Name des deutſchen Michels ein vieles zu ſolcher Verachtung habe beytragen können? Man weiß, was ſolche Namen, womit man Kinder beſchämen will, oftmals für Eindrücke in ihre Gemüther machen: zumal wenn ſie ſo viel Ehrgeiz im Leibe haben, daß ſie ſich vor derjenigen Sache zu hüten ſuchen, durch welche ſie dergleichen Beſchimpfung zu verdienen meynen. Die Urſachen, warum er ihnen gegeben wird, nämlich weil ſie deutſch reden, kömmt ihnen als ſtrafbar vor. Kommen ſie nun zu mehreren Jahren, ſo klebt ihnen noch immer etwas davon an, und ſie denken: Es ſtehe nicht gelehrt oder artig, wenn nicht in ihren deutſchen Reden manchmal ein lateiniſches, franzöſiſches oder andres fremdes Wort mit unterlaufen ſollte. Wenn uns unſere Wärterinnen noch nicht ſo viel deutſch, als ſie ſelber können, herplappern gelehrt; ſo martert man uns hernach ſo viel Jahre mit dem Lateiniſchen, daß wir auch auf Univerſitäten manchmal noch nicht recht damit fertig ſind. Dabey findet ſich zuweilen eine Franzöſinn, welche dem kleinen Papageyen die Zunge löſen muß; an die Mutterſprache aber gedenket kein Menſch: ja wenn wir in derſelben

ſelben zu reden anfangen, ſo heißen wir ohne alle Umſtände deutſche Michel.

Ich habe mein Tage nicht gehöret, daß man in Frankreich franzöſiſche Caſpare, in Engelland engliſche Melchere, und in Italien welſche Balzere habe Nur wir Deutſchen geben uns mit aller Gewalt einen Beynamen, der ſo lächerlich als verdrüßlich klingt. Scheinet es doch bald, als ob die Deutſchen ſich ihres Vaterlandes, wie Baſtarte ihrer Aeltern, ſchämeten! Und es wäre doch zum wenigſten ein Schein einer Klugheit, wenn wir dieſes nur in der Stille thäten: ſo aber ſagen wir es fein deutſch heraus, wie es uns ums Herze iſt; damit ja unſre Sprache, ſowohl bey Ausländern, als bey unſeren Landesleuten in Verachtung bleiben möge. Es ſollte mir leid ſeyn, wenn iemand aus dem, was ich bisher geſchrieben, den Schluß ziehen wollte, als dächte ich die lateiniſche und andere Sprachen zu verwerfen, und allein die deutſche anzupreiſen. Das ſey ferne von mir! Ich weiß den großen und zum Theil unentbehrlichen Nutzen der übrigen Sprachen gar wohl; gebe es euch aber zu bedenken: ob es recht ſey, unſre angebohrne Sprache gar hindan zu ſetzen, und noch dazu ein ſolches Sprüchwort beyzubehalten, welches wir von anderen Völkern ſowohl, als von unſeren Landsleuten ſelbſt, für ein Schimpfwort annehmen ſollten?

Derhalben, liebſte Tadlerinnen, verweiſet doch denen, welche eine Aufſicht über die Jugend haben, ihre Unart. Saget ihnen, daß ſie künftig dieſelbe nicht mehr mit dem Popanze eines deutſchen Michels erſchrecken ſollen. Es ſind ja durch vernünftige Leute bisher ſo viel Geſpenſter vertrieben worden: ſo wird ja auch zur Vertreibung dieſes böſen Dinges Rath geſchaffet werden können. Ich weiß, alle Liebhaber der deutſchen Sprache werden euch darinnen beyſtehen, und kann auch ich etwas darbey thun; ſo wird ſich wider dieſes Ungeheuer mit einem tüchtigen Gewehre verſehen,

Hochgeehrteſte Tadlerinnen,

Leipzig, den 15 May, 1726.

Euer

ergebenſter Diener

Franciſci.

Wir danken dem muntern und für die Ehre seines Vaterlandes eifernden Herrn Franciſci, für die Mittheilung seiner artigen Gedanken, und wünſchen, daß auch andere gute Köpfe seinem Exempel folgen und selbſt die Hand ans Werk legen mögen. Der Anfang iſt schon hier und da gemacht. Es fangen auch anſehnliche Hofleute ſchon an, ſich auf einen reinen und regelmäßigen deutſchen Ausdruck zu befleißigen. Wenn es noch zehn Jahre fortgeht, ſo wird man gewiß, anſtatt der deutſchen Michel, die franzöſiſchen und italieniſchen Michel auslachen können.

Phyllis.

****

Das XXIV Stück.

Den 14 Junius, 1726.

Canitz.

Den ſtillen Waſſern iſt am wenigſten zu trauen.

Gatilde, welche uns ſchon zweymal mit ihren Zuſchriften beehret, hat uns wiederum eine Probe ihrer Gewogenheit gegeben, indem ſie uns die Abſchrift eines Schutzſchreibens ertheilet, womit ſich die vormals bey uns angeklagte Jungfer Adelliebinn, wegen ihres Umganges mit Mannsperſonen, zu vertheidigen ſucht. Ich kann nicht umhin, ſolches meinen wertheſten Mitſchweſtern hiermit vor Augen zu legen, und hernach meine Gedanken davon zu eröffnen:

Liebenswürdige Iris!

So verdrüßlich die Zeitung war, daß die Tadlerinnen wären gehindert worden, ihre tugendlehrende Blätter inskünftige fortzuſetzen: ſo viel mehr vergnügte mich der Anblick eures IX Stückes, welches den vorigen Ruf für falſch erklärete. Daſſelbe ward mir von der Jungfer Adelliebinn zugeſchicket. Kömmt euch ſolches wunderlich vor, ſo will ich mit eurer Erlaubniß den Brief herſetzen, womit ſie ſelbiges begleitet hat: woraus ihr erſehen werdet, was ſie bewogen, mir durch etwas eine Freude zu machen, welches ihre Neigung vielleicht zum Feuer verdammet hätte; wenn ſie es dadurch in eine ewige Vergeſſenheit hätte ſtürzen können. So war er abgefaſſet:

Erzürnte Satilde!

Wer seine Fehler aufrichtig gestehet, dessen Gemüth muß der Tugend noch nicht den Scheidebrief ertheilet haben. Ich bekenne mein Verbrechen, und fordere demnach von euch den Beweis, daß ich eine wahre Tugend aus meinem Herzen verbannet habe. Besitzet ihr aber dieselbe? Euer Schreiben an die Tadlerinnen mag von euch zeugen. Wie seyd ihr nicht sogleich im Zorne gegen mich entbrannt, da ich euch nur den Besuch verweigert? Ihr gedenket sogleich wegen dieser leichten Beleidigung an die empfindlichste Rache. Die unschuldige Begleitung des Herrn von Cedernforst muß euch dazu dienen, meine Lebensart den Leichtgläubigen verhaßt zu machen. Ist es denn ein solch abscheulich Laster, daß man einem artigen Herrn die Erlaubniß giebt, uns nach Hause zu begleiten? Ihr urtheilet zu frühzeitig. Ihr wisset nicht, daß eine allgemeine Höflichkeit mir diese Begleitung abgezwungen. Erfordert denn der Wohlstand in eurem Lande nicht, daß man es unverheiratheten und wohlgesitteten Mannspersonen erlauben muß, uns bis zu unseren Wohnungen zu führen; wenn man zuvor einige Stunden bey unseren Freundinnen, in ihrer Gesellschaft, zugebracht hat? Fraget über dem unsre ganze Stadt, was selbige von dem Herrn Cedernforst urtheilet? Dieselbe wird euch seine angenehme und tugendhafte Aufführung auf das zärtlichste anpreisen. Ja fraget nur euer eigenes Gewissen, strenge Satilde, wie viel mein Herr von Cedernforst bey euch gegolten? Entsinnet euch aber auch, was ihr eurem Bruder gestanden, daß nämlich die Person des mehrerwähnten Herrn bey euch so viele Hochachtung gefunden, als er vielleicht bey mir, in der ganzen Zeit, da er in Halle seyn wird, vergebens zu erlangen hoffet. Ihr wisset seine Bemühungen

mühungen gegen meine Wenigkeit nicht. Soll ich denn gegen ſeine beſtändige Liebe, und gegen ſeinen unermüdeten Eifer, ganz und gar ohne Bewegung ſeyn? Mich dünket gar, ihr zürnet auf mich, daß ich ihn dennoch ſo gleichgültig und kaltſinnig dabey anſehe. Ich zweifle, ob ihr es mir verübeln würdet, wenn ich gleich ſo leutſelig gegen ihn wäre, und denſelben, wie es hier eine unſrer Jungfern mit einem Cavalier gethan, auf ein von ihm durch eine Flute traverſiere gegebenes Zeichen, bey einbrechender Nacht, in unſer Haus ließe, mit ihm in ein dunkles Zimmer ſchliche, deſſen Thüre mehrer Sicherheit halber verriegelte, auch meinem übrigen Geſchwiſter anläge, bey der Nachfrage meiner Aeltern, wo ich wäre, zu vermelden, daß ich wegen Kopfſchmerzen mich ſo frühzeitig ins Bette gemacht hätte. Ich bekenne es, überließe ich mich dem Triebe meiner Begierden; ſo würde es mir ſchwer werden, dergleichen Abwege zu vermeiden: allein ich ſterbe! wenn ich nicht dergleichen Gräuel verfluche. Ihr trauet mir zwar, argwöhniſche Satilde, keine wahre Tugend zu, und ich will ſelbſten nicht ſo praleriſch ſeyn, mir dieſelbe zuzueignen: allein unter die Laſter, damit ich behaftet bin, rechne ich auch einen unumſchränkten Ehrgeiz; und derſelbe iſt mächtig genug, meine Reizungen in Ordnung zu erhalten. Mein Gott, ſollten eure Augen meinen Verehrer begleiten, wenn ich demſelben, nach unabläßigem und oftwiederholtem Anſuchen, endlich in Gegenwart meiner Aeltern den Beſuch verwillige: ſo würdet ihr aus dem gleichgültigen Bezeigen ſattſam vermerken, wie unbillig meine Feinde allhier verfahren; wenn ſie ſich nicht entblöden, die allerſchändlichſten Ausſchweifungen von mir zu erdichten. Ja ich glaube, übereilte Seele, daß ihr durch dergleichen Urtheile verführet worden, ſo nachtheilig von mir zu ſchreiben. Von eurer Bitterkeit zeiget der Name, unter welchem

ihr mich den Tadlerinnen verkaufet. Was habt ihr für Gedanken mit dieſer Benennung verknüpfet? Tadelt ihr mich dadurch vielleicht, weil unter der Zahl meiner Liebhaber die meiſten von Stande ſind? Was kann ich für das Verhängniß? Gienge es mir nach meinem Wunſche, den ich iederzeit, inſonderheit aber bey dieſen meinen verſtändigen Jahren, hören laſſen; ſo würde ich keinen einzigen Anbether haben: allein es iſt ein Schickſal, dem kein akademiſches Frauenzimmer ausweichen kann. Hat ſie der Himmel mit einer ſchönen Larve beſchenket, ſo muß ſie es geſchehen laſſen, daß verſchiedene dieſelbe zum Gegenſtande ihrer Liebe machen. Ihr werdet euch doch nicht daran ärgern, daß ich gelernet habe, anders einem hochgebohrnen Grafen; anders einem hochwohlgebohrnen Freyherrn; anders einem wohlgebohrnen Edelmanne; anders einem hochedelgebohrnen, hochedlen und wohledlen von bürgerlichem Stande; und unter dieſen anders einem hochvermögenden Herrn, der wegen ſeiner ſtattlichen Einkünfte öfters eine Standesperſon überwiegt, und anders einem petit Maitre zu begegnen? Würde ich mit gleicher Höflichkeit eines ieden gerührten Hut beehren, ſo würde ich billig Leute von feinem Verſtande zum Gelächter über meine Einfalt bewegen. Erweget demnach, mein Liebes, ob ihr mich nicht ſchmerzlich beleidiget, wenn ihr mich für ein Kind der Finſterniß ausſcheltet. Empfindet ihr es ſo übel, daß meine Mutter nicht euren Beſuch angenommen, ſo bitte ichs euch deswegen hierdurch ab, und geſtehe unſre Grobheit. Eilet nach Halle; meine Mama biethet euch unſer Haus zu eurem Aufenthalte an: und iſt euch ſolches verwerflich; ſo lebet doch verſichert, daß eure Ankunft in Halle mir ein großes Vergnügen geben wird; indem ich alsdann keinen Augenblick verſäumen will, euch perſönlich um die Vergebung unſres Bauerſtolzes zu erſuchen.

Damit

Damit ich euch auch ſattſam überführe, daß eure Zuſchrift an unſere Tadlerinnen mich keinesweges verdroſſen, ſondern vielmehr zu einer Hochachtung gegen euch getrieben: ſo will ich es euch erlauben, dieſen meinen Brief an eure und meine wertheſte Mitſchweſtern, die Tadlerinnen, zu ſchicken. Dieſelben werden ſich auch nicht weigern, auf euer Anſuchen denſelben ihren lehrreichen Blättern anzuvertrauen; und dadurch zugleich meinen Leumund zu retten, welchen zu kränken ſich ſo viele äußerſt bemühen. Laſſet euren Haß gegen mich fahren, und ſchreibt ein andermal nicht ſo unreif und erhitzt, indem ihr ſonſten dem billigen Tadel unſrer ſcharfſichtigen Mitſchweſtern nicht entgehen könnet. Empfehlet mich denſelben, wenn ihr an ſie ſchreibt: ich ſchwere euch, daß ich dieſelben der größten Hochachtung, und euch meiner Liebe werth halte, und alſo erſterbe, vielleicht anietzt

Beſänftigte Satilde!

In meinem Zimmer, den 5. April, 1726.

Eure ergebene Olorena.

Wertheſte Iris, ich überlaſſe es eurem Gutdünken, mit was für einem Herzen Olorena dieſen Brief an mich geſchrieben habe? Wäre ich nicht mit ihr von einem Geſchlechte, ſo ſollte mich theils ihr Schreiben, und theils die beſondere Höflichkeit zum Glauben bewegen, daß mein Zorn gegen ſie zu weit gegangen. Ja ich will, dem ungeachtet, mich ganz willig zur Abbitte verſtehen, wenn ihr mich hierzu ſchuldig erkennet; und wenn ein vergebens gefürchtetes Fieber, bey dem baldigen Abzuge des Herrn von Cedernforſts, die Olorena von dem Verdachte befreyet, daß ſie ſelbigen einer heftigen Liebe gewürdiget. Unpartheyiſche Iris, ihr ſollt in dieſer Sache Richterinn ſeyn. Mein Vertrauen gegen euch erwartet euren vernünftigen und gerechten Ausſpruch: bis dahin mag ſich, nach meiner Mundart, die Jungfer Adelliebinn, oder, wie ſie heißen will,

tungen von Complimenten im Vorrathe hat, dadurch sie Grafen, Freyherren, Edelleute, ja reiche und arme Bürgersöhne von einander unterscheiden kann. Das sind ja fünferley Reverenze, die sie von einem sonderlichen Tanzmeister gelernet haben muß. Ich glaube, man wird es an ihren verschiedenen Danksagungen oder Begrüßungen sehen können, wes Standes und Reichthumes unsere Studierende sind: welches gewiß denen sehr zu statten kommen würde, die sonst so neugierig sind, ieden zu kennen. Sie wird auch ihren Mitschwestern einen großen Gefallen erweisen, wenn sie ihre Wissenschaft in diesem Stücke uns mittheilen wird, um dieselbe ehestens allen unseren Lesern kund zu machen.

Noch eins: Olorena unterscheidet die Petits Maitres von den reichen Bürgersöhnen, ja auch von allen denen, die von Adel sind. Sind denn aber bloß die Armen fähig, Petits Maitres zu seyn? Wahrlich am allerwenigsten! die reichen Junker sind weit geschickter dazu. Ja ich glaube, daß auch die Herren von Adel weit andere Begriffe von dieser Creatur haben werden, als daß sie ihren Stand davon ganz frey sprechen sollten. Ein andermal mehr davon.

Iris.

Das

****

Das XXV Stück.

Den 22 Junius, 1726.

Philander.

Geld iſt ihr Sinn und Herz; Geld iſt ihr Leib und Seele;
Geld iſt ihr Chriſtenthum, ihr Gott und Seligkeit.

Ich kann es nicht ſattſam mit Worten ausdrücken, wie ſehr es mich jammert, wenn ich ſehe, daß Verſtand, Tugend und Geſchicklichkeit bey Unverſtändigen gar nicht geachtet werden; dafern ſie nicht mit Gold und Silber verbrämet einher gehen. Ich ſage mit Bedacht bey Unverſtändigen. Die wahren und vernünftigen Kenner deſſen, was liebens- und lobenswürdig iſt, wiſſen freylich die rechtſchaffenen Verdienſte in ihrem gebührenden Werthe zu halten. Sie verachten mit gutem Rechte einen ieden Thoren,

Der für ein iedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eiteln Glücks und ſchnöden Goldes zählt.
Canitz.

Allein, ie kleiner die Anzahl dieſer Vernünftigen iſt, deſto gröſſer iſt die Menge derjenigen, die den ganzen Werth eines Menſchen, nach ſeinem vollen oder leeren Beutel, beurtheilen. Ich beſchwöre alle meine Leſer, ob nicht, wenn in Geſellſchaften etwa von einem Unbekannten die Rede iſt, die allererſte Frage deſſen, der ſich um ſeine Umſtände bekümmert, dieſe ſey: Hat er denn Geld? Oder: Wie hoch beläuft ſich das Seinige? Nicht nur Männer laſſen ſich auf eine ſo niederträchtige Art gegen einander vernehmen: ſelbſt unſer Geſchlecht hat ſich

durch dieſen Strom dahin reißen laſſen. Warum bekümmert ſich ein Frauenzimmer wohl am meiſten, wenn ſich iemand um ihre Gewogenheit bewirbt? Iſt es nicht ſein Vermögen? Iſt es nicht, wie viel er jährlich zu verthun habe? Iſt es nicht, wie ſeine Aeltern ſtehen, und was er noch dermaleins für ein Erbtheil bekommen werde? Die Sache iſt ſo gemein, daß ich kein Exempel anführen darf, dieſelbe zu beſtätigen. Wehe nun demjenigen, dem das Glück ſeine Gunſt in dieſem Stücke verſaget hat! Wehe dem, der nicht einen reichen Vater hat, und bloß durch ſeine eigene Geſchicklichkeit in der Welt fortzukommen ſuchet! Man verlachet ſein Begehren: man ſchätzet ihn kaum des Anſehens würdig, und ſpottet ſein in allen Geſellſchaften. Was iſt indeſſen wohl gewöhnlicher, als was Heräus, in ſeiner Beſchreibung der Lappländer, ſaget:

Daß Tugend betteln geht, der Thor in Kutſchen ſitzt,
Weit ſtolzer, als ſein Roß, das ſie mit Koth beſpritzt.

Meine reiche Mitſchweſtern mögens mir nicht verdenken, daß ich hier einmal armen; aber dabey geſchickten und tugendhaften Mannsperſonen das Wort rede. Ich habe ſonſt ſchon die Sache des armen Frauenzimmers gegen wohlbegüterte Männer vertheidiget, und denſelben gerathen; bey ihren Heirathen nicht ſowohl auf Geld, als auf ein angenehmes und wohlgeartetes Kind zu ſehen, dadurch ſie ſich eine vergnügte Ehe zuwege bringen können. Ein gleiches erfordert die Billigkeit von einem wohlhabenden Frauenzimmer, und von allen denen, die ihnen mit Rath an die Hand zu gehen befugt ſind. Wie glücklich würde nicht manche reiche Argyria heirathen, wenn ſie bey ihren Freyern mehr auf wahre Verdienſte, als auf goldgefüllte Kaſten, ſehen möchte? Und wie wohl würden unzählige Aeltern und Vormünder ihre Töchter verſorgen, wenn ſie ihren Unmündigen lieber rechtſchaffene Männer, als reiche Taugenichte, an die Seite legen möchten.

Die

Die Quelle alles dieses Unwesens steckt in dem falschen Urtheile, daß man durch Geld und Gut alles erlangen, oder glücklich werden könne; ohne Geld aber nothwendig darben und unglücklich werden müsse. Dieser Wahn ist so ungegründet, daß selbst diejenigen, die darinnen stecken, ihn nicht lange für wahr halten können; wenn sie sich nur ein wenig in der Welt umsehen wollen. Man sehe doch unsere reichsten Kaufleute, Gelehrten, und Hofbediente an, und sage mir: Ob dieselben nicht von geringem oder wohl gar keinem Vermögen gewesen, als sie angefangen, durch eigene Verdienste ihr Glück zu machen? So sehr nun dieses zu ihrem Lobe gereichet, so kräftig widerlegt es die Thorheit dererjenigen, die immer Geld! Geld! schreyen. Geschicklichkeit ist allezeit Geldes und Goldes werth, und trägt ihre Zinsen weit richtiger ab, als alle Capitale und liegende Gründe. Wie seltsam ist es hingegen, daß reiche Erben die von ihren fleißigen Vätern und Anverwandten erworbenen Reichthümer im Wesen erhalten; ich will nicht sagen, vermehren. Es ist bereits ein Sprüchwort worden, daß das große Vermögen selten auf den dritten Erben komme. Ich will indessen hierdurch nicht leugnen, daß nicht auch die Kinder der Reichen zuweilen gerathen, und bisweilen höher kommen sollten, als ihre Aeltern, denen manches Hülfsmittel gefehlet hat, ihr Glück so hoch zu treiben. Nein, dieses ist eben so wenig mein Vorsatz, als denjenigen Nothleidern das Wort zu reden, die eben so wenig Verstand und Tugend, als Gold und Silber, besitzen.

Auf diese Gedanken hat mich folgendes Schreiben gebracht, welches von dem Geize handelt; ich will es meinen Lesern hiermit vorlegen:

Vernünftige Tadlerinnen!

Endlich kann ich nicht umhin, euch die Ehrfurcht meines Herzens zu eröffnen, und dasjenige tauben Blättern anzuvertrauen, was weder mein Mund hörenden Ohren sagen, noch mein Auge scharfsinnigen Blicken verrathen darf. Dieses ist sonder Zweifel ein Merkmaal eines recht aufrichtigen Menschen; wenn es zumal wahr ist, was man gemeiniglich spricht: Wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über. Nehmt mir es nicht übel, daß ich von mir selber anfange; aber da ich euch meine Ehrfurcht entdecken will, so werde ich fast dazu gezwungen: damit ihr schon vorher wissen möget, daß dieses die Hand eurer ehrlichen Freundinn geschrieben. Denn wo Treue und Glauben vorher die Gemüther eingenommen, da schmecken hernach alle Worte süße, da sind alle Minen angenehm: und die Wirkung ist auch auf beyden Seiten sehr herrlich; denn sie verbindet beyde Theile zu einer unverbrüchlichen Freundschaft. Diese Freundschaft hat nicht allein die Kraft, zwey gegenwärtige Herzen zu verbinden; sondern auch die Macht, unter Abwesenden Wunder zu thun.

So wisset demnach, daß eure vollkommene Beurtheilungskraft, eure tiefe Einsicht, eure lebhafte Vorstellungen, eure geziemende Ausdrückungen, alle Wirkung gehabt, mir mein Herz zu nehmen. Ihr könnet damit vergnügt seyn, denn ihr habt dadurch in einem kleinen Zusammenflusse alles erobert; und wenn ihr eure Schriften mir vor Augen leget, so ist es nicht anders, als wenn ich mit euch einerley Person wäre. So oft als ich eure Blätter sehe, nehme ich die Art der Kinder an, welche sich schon zum voraus erfreuen, wenn sie hören, daß sie etwas Schönes bekommen werden.

Vornehmlich erfreue ich mich, wenn ich sehe, daß ihr die vornehmste Regel, worauf sich die Freundschaft am meisten gründet, täglich ausübet, da ihr nicht allein eure, sondern auch anderer Leute gute Gedanken, der Welt mittheilet. Das in eurem XLVI Stücke vorigen Jahres enthaltene schöne Gedicht von der Zufriedenheit, ist es eben, welches mich die Feder ansetzen heißt; und ob schon desselben Verfertiger solches bloß den Lästerern entgegen

gesetzet

gesetzet zu haben scheint: so schadet es doch nicht, wenn ich es auf der andern Seite auch dem Geize entgegen halte, und euch ersuche, doch auch einmal der Glückseligkeit, welche aus der Zufriedenheit, und des Unglückes, welches aus dem Geize entstehet, in euren Blättern zu gedenken.

Calliste würde sich einen großen Ruhm machen, wenn sie die einzige Lehrmeisterinn eines großen Theils der Welt werden, und derselben einen Wahn benehmen wollte, welcher sie bisher, zu ihrem Untergange, beherrschet hat. Denn dem meisten Theile der Welt gehet es wie den Mäusen, welche mit aller Macht nach dem in der Falle steckenden Bissen rennen; kaum aber denselben erlanget haben, wenn sie sich auch zugleich gefangen und in ihrem Verderben sehen. Oder besser zu sagen, sie gleichen auch denjenigen, welche, in Meynung, daß sie Wein trinken, Gift hinunter gießen; den Becher aber nicht so geschwinde ausleeren können, daß sie nicht vorher noch Krankheit und Tod in ihren Gliedern merken sollten. Dieses Unglück kömmt aus einer doppelten Unwissenheit her, daß die Menschen weder wissen, was gut ist, noch in wie weit sie den Reichthum verlangen sollen.

Hieraus ist nun die Natur des Geizes rechtschaffen zu erkennen, wie er unter dem Scheine, sich groß zu machen, sich selber verkleinert. Er sammlet Schätze; aber er bricht es auch zugleich an seinem Leibe ab, und ist daher ein Selbstmörder. Er kaufet sich zwar in allen Ständen die höchsten Ehrenämter; aber nur darum, daß er durch Verachtung Gottes, durch Beugung der Gerechtigkeit, durch Verrathung des gemeinen Besten, ein desto größeres Capital sammlen möge. Die klingenden Thaler haben bey ihm die allerschönste Religion, und das allerbeste Recht. Er hat einen offenen Kram, in welchem er Zucht, Ehrbarkeit, Pflicht und Gewissen an den Meistbiethenden verkaufet. Dieses ist das Allerentsetzlichste, daß er so tief verfällt, daß er auch ein unbelebtes Metall höher hält, als sich selber, da er doch das alleredelste Geschöpfe Gottes ist.

Wider dieses gräuliche Laster nun ist kein ander Mittel, als die Zufriedenheit. Sie sorget auch für ihren Unterhalt, doch so, daß sie weder durch allzuknappe Haushaltung ihren Leib, noch

durch allzugroße Bekümmerniß ihr Gemüth schwächt. Sie sammlet auch Schätze, welche, ob sie gleich nicht so groß sind, als des Geizhalses seine, dennoch mehr gelten, als diese, weil sie das Gewicht des Segens des Allerhöchsten erhöhet hat. Endlich bringet sie auch der Höchste zu Ehren, und da hat sie das Vergnügen, daß sie sich wegen ihrer Verdienste von den Gescheidesten, das Geld des Geizigen von den Thörichtsten, den Geizhals selbsten aber von niemanden verehret sieht. Gleichwie sie aber den Nächsten so sehr liebet, als sich selber, und ihm auch so viel gönnet, als sich selber; also hat sie von ihm ein gleiches zu genießen, und ist also desto reicher: ist sie es gleich nicht am Gelde, welches sie häufig auf die Werke der Liebe verwendet; so ist sie es dennoch an Liebe und Gunst unter den Menschen. Ihr seht also, daß ich nicht der gemeinen Meynung bin, welche den Armen bloß für unglücklich, den Reichen aber für glücklich hält. Die Zufriedenheit ist nur ein Glück eines Armen: denn wenn ein Reicher nichts mehr mag, so ist dieses keine Zufriedenheit, sondern ein aus einem Ueberflusse entstandener Ekel.

Weil aber der Geiz aus der Unwissenheit dessen, was und wie viel uns gut ist, entsteht: also muß man im Gegentheile, die Zufriedenheit zu erlangen, solches wissen. Da aber das allein gut ist, was des Menschen Wesen und Daurung am allerkräftigsten erhält und vermehret: so fallen dadurch desto mehr Sachen von sich selber weg, ie weniger der Mensch zu seiner Unterhaltung bedarf. Daß er aber sehr wenig zu seinem Unterhalte bedarf, erhellet daraus: wer täglich so viel ißt, als es seiner Natur gemäß ist, der wird stark und alt; wer aber zu viel ißt, der überschüttet den Magen, nnd verkürzet sich die Zeit seiner Jahre sehr viel. Es schadet nicht, daß der gütige Schöpfer über alles dasjenige, was er erschaffen, gesagt: Und es war alles sehr gut. Sind wir doch nicht allein auf der Welt, und also ist auch nicht alles uns zu gut. Auch in dem allerschönsten Garten Eden stund ein Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses, an dessen Früchten sich der Mensch sein Verderben aß. Unter demjenigen, was uns gut ist, muß auch Maaß gehalten werden, weil der Ueberfluß selber ein Uebel ist.

Diese

Dieſe letzten Worte ſind allenthalben ſo wahr, daß ſie mich zwingen, auch an mich ſelber zu gedenken, und zu verhüten, daß der Ueberfluß meiner Gedanken nicht das Uebel der Verdrüßlichkeit nach ſich ziehen möge. Bisher hoffe ich noch, daß ihr meine Weitläuftigkeit entſchuldigen werdet, welche theils aus der Wichtigkeit der Sachen, theils aus der Unmöglichkeit, mit euch mündlich; theils der Seltenheit, mit euch ſchriftlich zu reden, entſtanden, welche mich gezwungen, mir dieſe ſeltne Luſt deſto länger zu machen. Anitzund will ich, nebſt Wiederholung meiner vorigen Bitten, nur noch euch und mir ein Vergnügen gönnen; euch, indem ich aufhöre, und einem anmuthigern Zeitvertreibe den Platz laſſe; mir aber, indem ich thue, was euch, meinen Freundinnen, wohlgefällt, die ich iederzeit ſeyn werde,

Vernünftige Tadlerinnen,

Von Hauſe, den 21 März, 1726.

Eure ergebene

La Contente.

Zum Beſchluſſe will ich nur noch eine kurze Fabel herſetzen, die ich, als die erſte Probe meiner Poeſie, meinen Leſern vorlegen will. Ich bin zwar etwas furchtſam dabey, weil man vielleicht viele Fehler darinnen wahrnehmen wird. Doch ich will es wagen:

Es traf von ohngefähr ein fremder Wandersmann
Im Reiſen einen Gaul und einen Eſel an.
Der letzte war ſehr ſchön geſchmücket,
Das Sattelzeug gar reich geſticket,
Kaum hatte der vergüldte Zaum,
Der ihm nicht nöthig war, im trägen Maule Raum.
Ein Scharlach überſchlug die ſeltnen Koſtbarkeiten,
Die unſern Reiſenden um deſto mehr erfreuten:
Inſonderheit, da auch des ſchlaffen Halſes Haar
Mit Bändern ausſtaffirt und ſchön verſchnitten war.

Der Gaul hingegen war ganz schlecht,
Das eiserne Gebiß war seinem Maule recht,
Geschwindigkeit und Muth und Jugend,
Das war sein ganzer Schmuck und seine ganze Tugend:
Denn sonsten sah man überall
Kein herrliches Gewand, kein köstliches Metall.

Was that der Wandersmann mit den gefundnen Thieren?
Er dachte sie aus Geiz zwar beyde zu entführen;
Doch sah er auf den Esel mehr,
Und achtete das Pferd nicht sehr.
Indessen zieht er fort, und kömmt an einen Wald,
Darinnen ein Geschrey verwegner Räuber schallt.
Aus Furcht ergreift er einen Stecken,
Und sucht sein reiches Thier dadurch zur Flucht zu wecken.
Er droht, er schreyt und schlägt. Umsonst! der Esel steht.
Und als der Räuber Heer ihm immer näher geht:
Muß er zuletzt aus Noth den Faulen gar verlassen,
Und seines Rosses Zügel fassen.
Kaum schwang er sich hinauf, so schoß er als ein Pfeil,
Und trug, mit ungemeiner Eil,
Den Wanderer den Räubern aus dem Rachen.
Hier fieng er endlich an, sich selber auszulachen,
Und sprach zuletzt: Fürwahr! ist doch das ärmste Pferd
Mehr, als ein güldner Esel, werth.

Calliste.

Das XXVI Stück.

Den 28 Junius, 1726.

Frau von Brenner. s. Poes. der N. S. III. Th.

Nein! Witz und Tugend kömmt nicht immer an die Bärte,
Zwar kann es glaublich seyn, daß wohl der Glieder Härte
Die Männer zwiefach stärkt. Was sonst wird vorgebracht,
Von Stärke des Gemüths, ist mehrentheils erdacht.

Als wir fast vor einem Jahre den Lebenslauf der berühmten Frau Dacier unseren Leserinnen mittheileten; so hatten wir zwar die Absicht, dieselben dadurch zu einer eifrigen Nachfolge eines so rühmlichen Exempels anzufrischen: wir haben aber nach der Zeit hier und da vernehmen müssen, daß solches Absehen mehr gehindert als befördert worden. Es ist mir nicht lieb, daß ich meinen Mitschwestern eine Kleinmüthigkeit vorrücken muß, nach welcher sie glauben, daß ein solcher Grad der Gelehrsamkeit, als die belobte Französinn gehabt, viel zu hoch für sie wäre: es möchte studieren, wer da wollte; so weit zu kommen, das wäre für sie eine unmögliche Sache. Ich muß auch selber gestehen, daß es freylich bey erwachsenen Jahren, wo nicht unmöglich, doch gewiß sehr schwer sey, zu einer so hohen Fertigkeit in der lateinischen und griechischen Sprache zu gelangen, als wozu die erwähnte Frau Dacier gelanget ist. Wenn es ein Frauenzimmer so weit bringen sollte, so müßten freylich ihre Aeltern sich solches in früher Jugend angelegen seyn lassen, wie Herr Tanaquill Faber mit

ſeiner Tochter gethan. Dem ungeachtet aber ſollte doch unſer Geſchlecht den Muth nicht gar ſinken laſſen. Es giebt ja verſchiedene Stufen der Gelehrſamkeit. Wer ſich nicht getrauet, die oberſte zu beſteigen, der darf doch deswegen nicht gar zurück bleiben. Es iſt ja beſſer, ein wenig, als gar nicht gelehrt zu ſeyn. Und wenn man es gleich den Rieſen in der Gelehrſamkeit nicht gleich thut: ſo iſt es doch möglich, ſich aus der Zahl der Zwerge zu erheben.

Um nun meinen geliebteſten Mitſchweſtern einen Muth dazu zu machen, ſo will ich ihnen für dieſesmal den Lebenslauf eines gelehrten Frauenzimmers zuſtellen, der mir neulich aus Königsberg in Preußen zugeſchicket worden. Dieſes gelehrte Frauenzimmer iſt die bereits in dem letzten Stücke des vorigen Jahres von uns gerühmte Gertraud Mollerinn, welche ſich ſonderlich in der Poeſie, als einem Theile der galanten Gelehrſamkeit, hervorgethan. Es hat nämlich eine unſerer daſigen Gönnerinnen unſerm damaligen Anſuchen ſtatt gegeben, und uns auch zugleich eine Probe von der eigenen Arbeit dieſes berühmten Frauenzimmers zukommen laſſen. Nun iſt zwar der überſchickte Lebenslauf von dem damaligen königsbergiſchen Profeſſor der Beredſamkeit verfertiget: allein die Wahrheit zu geſtehen, ſo iſt derſelbe lange nicht ein ſo guter Redner geweſen, als unſre Mollerinn eine gute Poetinn war. Und aus eben dieſer Urſache wollen wir unſeren Leſern, durch die darinnen vorkommenden Proben einer falſchen Beredſamkeit, nicht beſchwerlich fallen. Ich will aber das Merkwürdigſte daraus, nach meiner Art, mit einer hiſtoriſchen Einfalt erzählen.

Frau Gertraud Mollerinn war im 1642ſten Jahr, zu Königsberg in Preußen, gebohren. Ihr Vater war Herr Eifler, Profeſſor der Vernunftlehre und Metaphyſik auf der daſigen

daſigen Akademie. Ihre Mutter war Frau Eliſabeth, eine Tochter Herrn Sigismund Weyers, welcher zuerſt in der Mathematik, hernach in der Hiſtorie die Profeſſorſtelle daſelbſt bekleidet hat; und Frauen Reginen Weißinn, die eines preußiſchen Oberhofpredigers, D. Paul Weißens, Tochter geweſen.

Herr Profeſſor Eifler hatte nebſt dieſer Tochter noch etliche Söhne, welche er von Jugend auf, in Sprachen und freyen Künſten, auf das ſorgfältigſte unterweiſen ließ. Gertraud, ſein kleines Töchterchen, hatte noch nicht die Fähigkeit, ihren Brüdern Geſellſchaft zu leiſten; als ſchon die Bücher ihres Vaters ihr beſter Zeitvertreib waren. Sie liebte dieſelben mehr, als alles Spielzeug, welches man ihr, wie anderen Kindern, zur Ergetzung vorlegte: doch es dachte noch niemand, daß aus dieſem Scherze der Kindheit mit der Zeit ein Ernſt werden würde. Als ſie etwas mehr heran wuchs, ward ſie eine Geſellinn ihrer lernenden Brüder, und wies nicht nur einen ſehr lehrbegierigen Kopf; ſondern auch ein überaus fertiges Gedächtniß, welches ſonder alle Mühe die ſchwerſten Dinge faſſen konnte. Man bemerkte ſchon in dieſen erſten Jahren an ihr eine Luſt zum Reimen: denn ſie las nicht nur gern diejenigen Schriften, darinnen ſie deutſche Verſe fand; ſondern ſie bemühte ſich auch oftmals, ihre damals noch kindiſche Einfälle in gereimten Worten auszudrücken. Je älter ſie ward, deſto mehr verſtärkte ſie dieſer Trieb zur Poeſie, und ihr Vater unterließ nicht, ihr die beſten poetiſchen Schriften in die Hände zu geben, die man damals hatte; darunter ihr denn des berühmten Simon Dachs, als ihres Landsmanns, der damals als Profeſſor der Poeſie zu Königsberg noch lebte, geiſtreiche Oden und andere Gedichte, einen guten Geſchmack beybrachten.

So

So brachte ſie nun ihre Jugend mit Erlernung der freyen Künſte zu; verſäumte aber indeſſen nicht, von ihrer Mutter auch die Haushaltungskunſt, und andere ihrem Geſchlechte anſtändige Dinge zu erlernen. Sowohl dieſes, als daß ſie von Geſtalt nicht unangenehm geweſen ſey, das kann man daraus ſchließen, daß ſie ſchon im 1656ſten Jahre, als ſie kaum ihr vierzehntes Jahr zurück geleget hatte, an Herrn Peter Mollern, Doctorn und Profeſſorn der Arzneykunſt daſelbſt, einen anſtändigen Freyer bekommen, mit welchem auch die Heirath den 14ten Februar ſelbigen Jahres glücklich vollzogen worden. Ihr Eheſtand war nicht unfruchtbar. Denn Gott ſegnete denſelben dergeſtalt, daß ſie innerhalb vier und zwanzig Jahren funfzehn Kinder, nämlich neun Söhne, und ſechs Töchter, zur Welt gebohren: wiewohl ſie ihr faſt alle durch einen frühzeitigen Tod wieder entriſſen worden; ſo daß ſie nicht mehr als drey davon am Leben behalten.

Wer ſollte nun nicht denken, ein ſo fruchtbarer, und eben deswegen beſchwerlicher Eheſtand, würde der Frau D. Mollerinn alle ihre vorige Luſt zum Studieren verſalzen haben? Allein nichts war vermögend, ſie von der Liebe zur Gelehrſamkeit, und von der Begierde, Bücher zu leſen, abzuhalten. Ohngeachtet ſie ein weitläuftiges Hausweſen zu beſtellen, und nach und nach die Auferziehung von funfzehn kleinen Kindern zu beſorgen hatte: ſo fand ſie doch noch allezeit müßige Stunden, ihre Neigung zu den freyen Künſten zu vergnügen. Sie hatte einmal die Süßigkeit derſelben geſchmecket; folglich konnte ſie ihrem guten Geſchmacke ſo viel Gewalt nicht anthun, ihn dieſes unſchuldigen Vergnügens zu berauben. Sie that ſich bey allen vorfallenden Gelegenheiten, durch ihre ſinnreiche Schriften, in gebundener und ungebundener Rede, hervor. Sie bezeigte dadurch nicht nur bürger-

lichen

lichen und adelichen Personen, bey glücklichen und traurigen Begebenheiten, ihre Mitfreude und ihr Beyleid; sondern sie widmete auch den Vornehmsten des Landes, ja selbst dem damaligen brandenburgischen Churfürsten und Herzoge in Preußen, als ihrem höchsten Oberhaupte, die Früchte ihrer Poesie: so daß endlich ihre Gedichte nicht nur in Preußen, sondern auch in ganz Deutschland, bekannt wurden.

Eine ausnehmende Probe davon sah man, als ihr im 1671sten Jahre von der berühmten Gesellschaft der Pegnitzschäfer, ohne alles ihr Ansuchen, der poetische Lorberkranz, nebst dem gewöhnlichen Ordensbande und dem Kraute Ehrenpreis, zum Sinnbilde zugesandt wurde. Dieses geschah durch den theuren Floridan, d. i. Siegmund von Birken, ein Mitglied des erwähnten Ordens: und Daniel Bärholz, ein andrer kaiserlicher gekrönter Poet, stattete ihr seinen Glückwunsch deswegen in folgenden Zeilen ab:

Nimm, o unsrer Felder Zier, Ehrenpreis des Preußenlandes,
Zehnte Muse dieser Zeit, sondres Wunder deines Standes,
Nimm für deiner Lieder Pracht, die der Himmel preist und ehrt,
Von dem theuren Floridan, was dir würdig zugehört.
Nimm den edlen Lorberkranz, sammt dem Kleinod seines Bandes,
Und beliebe wohlgeneigt diesen Werth des schönsten Pfandes,
Der dich, Sonne deutscher Erd, hinfort aller Erden lehrt,
Und mit Ehren deinen Preis, wie die Stern am Himmel, mehrt.
Lebe wohl mit diesem Schmuck! Prang mit deinem Tugendlohne,
Was im Herzen dir gebildt, das vergülde deine Krone,
Deine Blum, Veronica, die des Himmels Ehre sucht,
Steige gleich den Palmen auf, und bring hundert tausend Frucht.
Zeig, Mornille, Schäferinn, deines hohen Geists Geschmeide,
Mach' beschämet manchen Mann, und uns allen Herzensfreude.

Der Name Mornille, den sie in diesem Orden führet, ist aus ihrem wahrhaften Namen Mollerin durch einen Buchstaben-

Buchstabenwechsel entstanden, und sie hat sich desselben in ihren Gedichten nach der Zeit oftmals bedienet. Eben dieser Poet Bärholz hatte in seinen Klinggedichten N. 48 unserer Dichterinn nochmals mit Ruhm erwähnet, wenn er geschrieben:

= = = = = = Die edle Mollerinn,
Der Zeiten Zier und Ruhm, die zehnte Kunstgöttinn,
Die durch des Himmels Geist, und ihren schönen Sinn,
Sich nach den Sternen schwingt, und bringt gleich Adlern hin,
Die, liebes Preußen, dich schmückt, adelt und erhebet,
Und preisbar in die Welt auch mit der Dichtkunst lebet.

Durch dergleichen öffentliche Ehrenbezeugungen ward ihr nun die Poesie noch immer angenehmer. Insonderheit übte sich ihre Feder auch in geistlichen Gedichten; und wie ihr von der Pegnitzgesellschaft nebst dem Kraute Ehrenpreis dieser Wahlspruch: Der Himmel im Herzen gebildet, war zugeeignet worden; so entwarf sie darüber ihre Gedanken in folgendem Sonnette:

Komm! du liebes Lungenkraut, du gesunder Ehrenpreis,
Welche mir die Granadill, deine Königinn, verehret,
Und mich, was ich singen soll, von des Himmels Ehre lehret,
Komm! du sollst mein eigen seyn, auf der Granadill Geheiß.
Meines Heilands Marterblum, nunmehr leg ich allen Fleiß
Auf den hochgeschätzten Ruhm, welchen keine Zeit verzehret,
Keine Misgunst stören kann; der von Zeit zu Zeiten währet,
Und von keiner Aenderung und von keinem Abgang weiß.
Weg, du Ehre dieser Welt! nimmer will ich dein gedenken,
Meines Himmels Ehrenpreis soll den Sinn zum Himmel lenken,
Diesen schau ich hoffend an, dessen heller Sonnenschein
Liegt im Herzen nur gebildt, bis ich selbsten ihn erlange,
Und zu Gottes Ehr und Preis mit der Ehrenkrone prange.
Denn wird meine Granadill, Jesus, Ehr und Preis mir seyn.

Die

Die Blume Granadille, deren sie hier gedenket, wird vermuthlich das Sinnbild des vorerwähnten Floridans gewesen seyn, der ihr den Lorberkranz und Ehrenpreis überschicket hatte. Sonsten werden die Poesieverständigen leicht sehen, wie regelmäßig dieses Sonnet der Frau D. Mollerinn geschrieben sey. Es muß in dieser Gattung von Gedichten allezeit mit den vier ersten Zeilen der erste Verstand aus seyn; mit den vier folgenden muß sich wiederum eine vollkommene Rede schließen; und in dem Schlusse der sechs übrigen Verse muß etwas sinnreiches stecken. Ohngeachtet nun viele von unseren neuen Poeten sich an diese Regel nicht gekehret: so hat doch diese berühmte Dichterinn alle diese Stücke genau beobachtet, und sich dadurch, auch in dieser schweren Gattung von Versen, als eine Meisterinn erwiesen.

Im 1657sten Jahre hatte sie ihren Vater, im 1682sten Jahre ihre Mutter, und theils zuvor, theils hernach viele von ihren wohlgebildeten und hoffnungsvollen Kindern verloren. Da hatte sie nun Gelegenheit genug bekommen, sich bey so vielen Todesfällen, durch ihre Poesie, selber aufzurichten. Aber die gröſeste Traurigkeit empfand sie sonder Zweifel, als im 1686sten Jahre ihr Eheherr selbst Todes verblich. Ihr darauf folgender Wittwenstand daurete noch länger, als ihr Ehestand gewähret hatte, nämlich fünf und zwanzig Jahre. Sie brachte dieselben zwar groſentheils mit Erziehung ihrer noch übrigen Kinder zu: doch kann man leicht denken, daß ihr in so vieler Zeit mancher Tag sehr lang, und manche Stunde sehr verdrüßlich geworden seyn würde: wenn sie sich nicht durch ihre Geschicklichkeit manchen angenehmen Zeitvertreib mit Lesen und Schreiben gemacht hätte. Sie führte dabey einen gottseligen und einer christlichen Wittwe wohl anständigen Wandel, und ward deswegen von Hohen und Niedrigen, welche sie

kannten,

kannten (wie sie denn, ihrer besonderen Verdienste wegen, in ihrer großen Vaterstadt fast ein ieder kannte) geehret und geliebet. Sie starb endlich im 1705ten Jahre, den 16ten Februar, um fünf Uhr Nachmittage, und hatte ihr rühmliches Leben auf drey und sechszig Jahre, vier Monate und drey Tage gebracht. Unter ihren Schriften fand man folgende Erklärung ihrer letzten Gedanken aufgezeichnet:

" Von meinem Christenthume kann ich mich nichts rühmen, als meiner Schwachheit: das Wollen habe ich noch, Gott Lob! aber in meinem Fleische wohnet nichts Gutes, und das Vollbringen finde ich nicht. Ach ich elender Mensch! wer wird mich erlösen von dem Leibe der Sünden? Das wirst du thun, Herr Jesu, auf den ich mich verlaße, und in dessen heilige Seite ich mich einwickele. Daraus soll mich kein Teufel noch Tod reißen, weder im Leben noch im Sterben. Süßester Jesu, erhalte mich bey diesen Gedanken bis an den letzten Herzschlag. Ich bin eine arme Sünderinn; das reuet mich: ich verlasse mich aber einig auf dich. Ach gütigster Herr Jesu, dein Blut und Tod macht mich selig! Amen! Mein Tod geschehe wenn, wie und wo du, mein liebster Gott, willst. Es soll mich doch nichts von dir scheiden: und wie ich mich iederzeit in deinen heiligen Willen ergeben habe; so thue ichs auch hierinnen. Dein Wille, mein Wille, ein Wille! "

Sie hatte bis an ihr Ende von Seiner königlichen Majestät in Preußen, dessen Krönungstag sie gleichfalls mit ihrer Poesie besungen, ein jährliches Gnadengeld genossen; und ward auch nach ihrem Tode, aus koniglicher Freygebigkeit, frey und standesmäßig begraben, welches den 2ten März selbigen Jahres geschah. Was sie unter den Gelehrten für einen Ruhm erlanget, das ist daraus zu urtheilen, daß Johann

hann Peter Titius, Professor in Danzig, in einem lateinischen Gedichte von ihr geschrieben:

GERTRVDIS decimum pridem iubar addita Musis,
Pallados & Phoebi gloria quanta tui?

Sonst hat Herr D. Sauerbrey ihrer in zwoen 1673 zu Leipzig gehaltenen Disputationen mit Ruhme gedacht. Pasch hat sie sonst unter das gelehrte Frauenzimmer gezählet, und D. Paulini hat gleichfalls, in seinem philosophischen Feyerabende, dieser preußischen Poetinn das gebührende Lob beygeleget. Im vorigen Jahre hat man auch, im vierten Quartale des zu Thorn herauskommenden gelehrten Preußens, ihren Lebenslauf, so wie er bey ihrem Begräbnisse damals verfertiget worden, eingerücket; bey welcher Gelegenheit denn auch, in den gelehrten Leipziger Zeitungen, von der Frau D. Mollerinn mit Ruhme Meldung geschehen. O wie herrlich ist es derowegen nicht auch für ein Frauenzimmer, seinen Namen zu verewigen, und sich durch eigene Verdienste einen unsterblichen Nachruhm zu erwerben!

Phyllis.

****

Das XXVII Stück.

Den 5 Julius, 1726.

Günther.

O ungerechter Unterscheid,
Den Stand und Geld im Lieben setzen!
Wie glücklich war doch jene Zeit,
Da iedermann nach Wunsch gefreyt?
Man wußte nichts von Rang und Schätzen,
Doch mehr von Treu und Zärtlichkeit.

Es ist ein besondrer Kunstgriff der Romanschreiber, wenn sie gewisse Schriften ersinnen, die ihre Helden oder Heldinnen mit einem Demantringe in die Fenster geschnitten haben sollen. Sie bedienen sich desselben, wenn ihre Liebhaber und Liebhaberinnen auf keine andre Weise ein geheimes Verständniß unter einander haben können. Ja sie richten, vermittelst solcher Inschriften, zuweilen ganz neue und sonderbare Verwirrungen in ihren Erzählungen an, dadurch sie ihre Leser vergnügen, und sie begierig machen, den ganzen Verlauf und Ausgang der Begebenheiten zu wissen. Ich kann es frey gestehen, daß mir diese Erfindung, vor vielen anderen, deren sich erwähnte Scribenten bedienen, gefallen habe: weil sie mir nämlich sehr natürlich und wahrscheinlich vorgekommen.

Ich selbst hatte indessen noch niemals dergleichen Spuren eines Liebesverständnisses in irgend einem Fenster angetroffen,

troffen, bis ich neulich in ein gewisses Haus kam, wo noch vor weniger Zeit sehr viele, theils fremde, theils einheimische Leute aus- und eingegangen waren. Ich gerieth eben in ein Zimmer, darinnen sich nach und nach viele Personen von beyderley Geschlechte aufgehalten hatten: weil der vorige Hauswirth dasselbe oftmals auf Monate, Wochen und einzelne Tage vermiethet hatte. Als ich nun von ohngefähr zum Fenster heraus sehen wollte so ward ich verschiedener Worte, ja ganzer Zeilen gewahr, die mancherley Denksprüche in sich fasseten, und meine Neugierigkeit trieb mich an, dieselben zu lesen. Das erste, dessen ich ansichtig ward, war deutsch verfasset, und hieß so:

Glück, Verstand, Geduld und Zeit
Macht oft aus Unmög- Möglichkeit.

So schlecht die Poesie des letzten Verses war, so wohlgegründet kam mir der ganze Satz vor: wenn nur durch die Unmöglichkeit keine wahrhafte; sondern bloß eine scheinbare Unmöglichkeit zu verstehen ist. Nichts ist der Erfahrung mehr gemäß, als daß Dinge, die man anfänglich, ihrer vielen Schwierigkeiten halber, für unmöglich gehalten, doch endlich durch Klugheit und Glück möglich werden; wenn man nur Geduld hat, die rechte Zeit abzuwarten. Doch wer weiß, was sich derjenige, der diesen Reim abgefasset, für wunderliche Anschläge auszuführen, mag vorgenommen haben! Auf der nächsten Glasscheibe stand folgendes:

Der Wirth ist ein ꝛc.
Ein Schelm kehrt mehr bey ihm ein!

Ich konnte mich über diese wunderliche Rache des Lachens nicht enthalten. Es ist wahr, daß viele Gastwirthe mit ihren Fremdlingen sehr unbillig verfahren: aber was hilft es, sich

wegen eines erlittenen Unrechts durch eine ſolche Schrift zu rächen, die keinem zu Geſichte kömmt; als denen, die ſchon in den Klauen eines Betrügers ſtecken, und erwarten müſſen, wie hoch er ſeine Ungerechtigkeit bey ihnen treiben werde. Ich gerieth dabey auf die Gedanken, ob nicht vielleicht alle Rachgier einigermaßen etwas Auslachenswürdiges in ſich hätte; ward aber bald darinnen geſtöret, als ich nicht weit davon folgende franzöſiſche Worte wahrnahm:

Ah que l'amour m'accable!

Oder auf deutſch:

Ach wie ſehr beſchwert mich doch
Das verhaßte Liebesjoch!

Elender Menſch! dachte ich, iſt dir die Liebe ein ſo beſchwerliches Weſen; warum befreyeſt du dich nicht davon? Wer iſt ſo thöricht, daß er ſich freywillig mit einer verdrüßlichen Sache ſchleppet? Wer zwinget dich zur Liebe! Thuſt du es nicht aus eigenem Belieben? Und warum ſchlägſt du dir dieſe unruhige Neigung nicht aus dem Sinne, wenn ſie dir kein Vergnügen bringet? Ich hieng dieſen Gedanken noch weiter nach, und es bedünkte mich, als wenn ich gar nicht im Stande wäre, mit einem unglücklichen Verliebten ein Mitleiden zu haben. Mein Herz war ſo kaltſinnig bey dieſer Klage, daß ich mich für vollkommen unempfindlich hielt. Aber ſiehe, kaum hatte ich meine Augen ein wenig in die Höhe gekehret, ſo verſchwand alle meine Härtigkeit. Ich erblickte nämlich folgende Zeilen:

Ich liebe mit trauriger Seelen;
Mais mon Ami, m'aimez vous? M.E.R.

Sowohl

Sowohl die unzierlichen Züge der Buchstaben, als der Innhalt selber, überführten mich genugsam, daß die Unterschrift den Namen eines Frauenzimmers bedeuten müßte; welche hierdurch ihrem Geliebten eine zärtliche Zuneigung und ein brünstiges Verlangen nach seiner Gegenliebe zu verstehen geben wollen. Der Vortrag dieser Gedanken ist so natürlich, und der Ausdruck so beweglich, daß ich recht empfindlich dadurch gerühret wurde. Die Vermischung zwoer Sprachen stellte mir den Affect dieser Schreiberinn noch lebhafter vor; denn warum würde sie, bey ruhigem Gemüthe, nicht lieber auf deutsch geschrieben haben: Aber, mein Geliebter, seyd ihr mir auch mit Liebe zugethan? Nein, sprach ich bey mir selbst, das arme Kind ist bey dieser Schrift ihrer selbst nicht recht mächtig gewesen. Die zärtlichste Liebe ihres Freundes hat ihre Gedanken so sehr beschäfftiget, daß sie nicht Zeit gehabt, an die Sprache zu gedenken, darinnen sie ihm ihre Gemüthsverfassung hat entdecken wollen. Ohne Zweifel wird sie sich die Hoffnung gemacht haben, daß ihr Geliebter an diesen Ort kommen, diese Zeilen finden, und ihr eine geneigte Antwort darauf ertheilen würde. Was wünschte ich mehr, als daß solches wirklich geschehen wäre, und wie gern möchte ich selber seine Gegenerklärung allhier lesen! Ich suchte hierauf, mit der größesten Sorgfalt, an allen Fenstern des Zimmers nach: und ob ich wohl noch sehr viel seltsame Schriften fand, so ließ doch meine Bekümmerniß es nicht zu, mich bey einer einzigen davon aufzuhalten. Endlich traf ich an einem ganz andern Fenster folgende französische Verse geschrieben:

Ce n'eſt pas dans le rang ſuprême
Qu'on trouve les plus doux appas;
Et ſouvent un bonheur extrême
Eſt plus ſur, dans un rang plus bas.

Unter dieſen vier Zeilen ſtand unmittelbar: Mademoiſelle M. E. R. geſchrieben, woraus ich alſofort abnahm, daß dieſelben an die vorige klagende Liebhaberinn gerichtet wären; welches ich ſonſt nimmermehr errathen hätte. Ich zeichnete mir dieſe Antwort in meine Schreibtafel, und bath nachmals unſre Gehülfinn, Phyllis, dieſelben, unſeren im Franzöſiſchen unerfahrnen Leſern zum Beſten, ins Deutſche zu bringen. Dieſe Ueberſetzung gerieth ihr folgendermaßen:

Die Schönheit wohnt nicht in Palläſten,
Kein hoher Stand giebt Lieblichkeit;
Und oftmals glückt es uns am beſten,
Wenn man aus ſchlechten Hütten freyt.

Es fiel mir anfänglich ſchwer, den Zuſammenhang dieſer Antwort mit der oberwähnten Frage zu finden: daher es denn kam, daß ich mich ganz und gar in dieſem verwirrten Liebeshandel vertiefte. Wie ſchickt ſich doch dieſe Gegenerklärung mit jenem verliebten Antrage zuſammen? fragte ich bey mir ſelbſt. Roſimene, ſo will ich die betrübte Liebhaberinn nennen, fragt ihren Freund, ob er ſie liebe? Er aber verſetzt darauf: Die vornehmſten Perſonen ſind nicht allezeit die Liebenswürdigſten: und es kann uns oft eine aus geringerm Herkommen überaus glücklich machen. Wie reimt ſich nun dieſes zuſammen?

Meine wahrſcheinlichſte Muthmaßung war endlich folgende: Roſimene müſſe wohl ein Frauenzimmer von gutem Verſtande, oder gar eine Vornehme von Adel geweſen ſeyn; die aber dabey wenig Annehmlichkeiten beſeſſen. Ob ihr Geliebter ihr am Stande gleich oder ungleich geweſen; das konnte ich zwar nicht ergrübeln: ſo viel ſah ich aber, daß er ganz kaltſinnig gegen ſie geweſen; aber zu gleicher Zeit eine andre Schönheit

verehret,

verehret, die Rosimenen am Range ein vieles nachgeben müssen. Daraus schloß ich nun, er habe ihr hiemit sagen wollen: Es sey vergebens für sie, sich um seine Gegenliebe zu bewerben, da sie so wenig Reizendes an sich habe. Ihr hoher Stand werde ihn niemals verliebt machen. Gute Eigenschaften; nicht aber das Geschlecht und Herkommen, wären dasjenige, was eine Person liebenswürdig machte.

Ich vermuthe von keinem Menschen was Böses: wenn nicht ausdrückliche Merkmaale vorhanden sind, die mich davon überzeugen. Folglich glaubte ich auch, daß Rosimene keine unanständige; sondern eine züchtige Liebe gegen ihren Freund getragen hätte. Ich bedaurete also die zärtliche Liebhaberinn, daß die Natur ihr nicht so viel Reizungen als Empfindlichkeit verliehen hätte. Ich beklagte sie, daß ihr vornehmer Stand ihr nicht die geringste Schönheit und Anmuth geben können. Ja ich ward fast auf ihren Geliebten unwillig, weil er so unerbittlich gewesen, sich, durch alle ihre Zärtlichkeit, und durch eine so herzrührende Liebeserklärung, nicht zum Mitleiden bewegen zu lassen.

Meine wertheste Leser sehen wohl, daß diese letzteren Verse sich sehr wohl schicken, dasjenige zu erläutern, was Calliste vor vierzehn Tagen geschrieben. Sie hat damals gewiesen, daß sich eine rechtschaffene Liebe nicht sowohl auf Geld und Gut, auf Armuth und Reichthum; als vielmehr auf andere weit reinere Zuneigungen gründe. Und diese bedenkliche Antwort eines umsonst Geliebten giebt mir ietzo Gelegenheit, zu zeigen, daß auch die Hoheit des Standes keine wahrhaftige Verknüpfung der Gemüther zu wirken fähig sey.

Was sonst bey dem männlichen Geschlechte die Verdienste sind, welche sie sich durch ihre Leibes- und Seelenkräfte zuwege bringen: das ist bey unserm Geschlechte die Artigkeit und

Schönheit. Haben nun viele staatskluge Leute gewünschet, daß in dem gemeinen Wesen der erbliche Adel abgeschaffet; und die Verwaltung der höchsten Aemter den geschicktesten Leuten aufgetragen werden möchte, die sich durch ihre eigene Tugend vor anderen hervorthun, und wenn sie gleich aus dem niedrigsten Pöbel ihren Ursprung hätten: so habe ich zuweilen gewünschet, daß unter dem Frauenzimmer allezeit diejenigen für Königinnen, Fürstinnen, Gräfinnen und Fräuleins gehalten werden möchten, die an ihrer Gestalt einen Vorzug vor anderen hätten. Gab dort der sterbende Alexander, auf die Frage, wer sein Kronerbe seyn solle? zur Antwort: Der Würdigste! so würde man einem Könige, der heirathen wollte, nothwendig die Schönste zur Gemahlinn vorschlagen müssen. Man hätte hiebey nicht zu besorgen, daß es der Prinzeßinnen alsdann zu viel geben möchte. Die Schönheit ist eben so sehr gemein nicht; ohngeachtet es sehr viel mittelmäßige Gestalten giebt: die würden alsdann in die Classe des Adels kommen. Zudem würde auch keine das Recht haben, sich eher für eine Gräfinn, Fürstinn und Königinn auszugeben, oder diesen Rang von anderen zu fordern, als bis sie wirklich einen solchen Bräutigam bekommen hätte. Doch dieses sind eitle Vorschläge aus einer platonischen Republik, welche man freylich niemals einführen wird: und ich breche um so viel geschwinder darinnen ab; weil ich befürchten muß, den übelgebildeten Theil meiner Mitschwestern dadurch zu erzürnen.

Der Unterscheid der Stände bleibt wohl ein für allemal eingeführet, und die meisten Heirathen werden wohl, so lange die Welt steht, nach dieser Einrichtung vollzogen werden. Wenn nicht große Herren zuweilen eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel machen, und Personen von schlechtem Herkommen, um ihrer Annehmlichkeit halber, ihres Ehebettes

würdigen: ſo behält wohl der gewöhnliche Schlendrian ſein Recht. Was macht man nicht für ein Aufſehen, wenn etwa ein Graf ein ſchlechtes Fräulein; oder umgekehrt, eine hochgebohrne Gräfinn einen gemeinen Edelmann heirathet? Wie empöret ſich nicht der ganze Adel, wenn ein Cavalier ein Bürgermädchen, oder ein wohlgebohrnes Fräulein einen Mann aus unedlem Geſchlechte nimmt? Man ſollte denken, die Natur hätte ſelbſt unter uns den Unterſcheid gemacht, der doch bloß von dem Wahne der Menſchen herkömmt. Ich bitte meine Leſer allhier, die unvergleichliche Satire nachzuleſen, die der große Canitz aus dem berühmten Boileau überſetzt hat. Sonderlich ſind folgende Worte ſehr nachdrücklich:

Verflucht ſey jener Tag! an dem ein eitler Tand
Zuerſt die Reinigkeit der Sitten weggebannt.
Als noch die zarte Welt lag gleichſam in der Wiegen,
Durft einer ſich auf nichts, als auf die Unſchuld, triegen.
Das Volk war ganz vergnügt, und in Geſetzen gleich,
Verdienſt war Adels werth und galt ein Königreich.
Da fand man keinen Held, der ſich auf Herkunft ſtützte,
Und der nicht von ſich ſelbſt, mit eignen Stralen blitzte,
Biß daß man mit der Zeit die Tugend ſo verließ,
Daß man ſie bürgerlich, das Laſter edel hieß.

Am allerunerträglichſten iſt es, wenn im bürgerlichen Stande ſelbſt ein ſo großer Unterſcheid des Herkommens gemacht wird. Eines Doctors Tochter denket Wunder was ſie vor einem andern ehrlichen Kinde für einen Vorzug hat. Und iſt ihr Freyer nicht gleichfalls aus doctorlichem Geblüte entſproſſen (dafern ich mich dieſes lächerlichen Wortes bedienen darf, um ein eben ſo lächerliches Vorurtheil auszudrücken) ſo giebt ſie ihm gewiß in Gedanken einen Korb. Meine Vorſtellungen wider dieſen unzeitigen Hochmuth würden vielleicht ſehr unkräftig ſeyn: wenn nicht die Natur ſelbſt dawider zu eifern ſchiene. Woher kömmt es doch, daß der vornehmſten Leute Kinder nicht alle-

zeit die schönsten sind? Die Natur streitet selbst wider ihren Stolz, welcher oft unerträglich seyn würde, wenn die Einbildung auf ihren Stand auch von einer guten Gestalt unterstützet würde. Nun aber sieht eine vornehme Monstrosa, daß eine schlechte Pulchella ihr weit vorgezogen wird. Sie bemerkt es gar zu deutlich, daß ihr großes Herkommen ihr zwar Ehrerbietung genug; aber keine Liebe zuwege bringen könne. Hat sie nicht große Mittel; oder einen Vater, der einem Eidame, durch seine Gönner, Bedienungen oder andere Vortheile verschaffen kann: so muß sie gar veralten. Findet sich aber dennoch iemand, der so thöricht ist, ein Frauenzimmer einzig und allein deswegen zu heirathen; weil ihr Vater einen großen Titel geführet hat: so ist ein solcher Ehevergleich einer der allerabgeschmacktesten, die nur zu erdenken sind. Es kömmt mir nicht anders vor, als wenn ich einen solchen Bräutigam sein Wort also anbringen hörete:

Mein gnädiges Fräulein, sie sind zwar sehr häßlich von Ansehen, und überaus unangenehm von Person, so daß es mir unmöglich ist, sie zu lieben. Sie haben auch kein Geld, wodurch ich mir forthelfen könnte; folglich hätte ich lieber eines reichen Bauers Tochter genommen, als sie. Allein, weil ihrer uralten Vorfahren einer ein so wackerer Mann gewesen, daß man ihn für edel erkläret hat; so daß sie von der Zeit an, sich durch ein adeliches Von von anderm Frauenzimmer unterscheiden können, die nur bürgerlich heißen, obwohl sie sonst weit liebenswürdiger sind, als sie: so bin ich entschlossen, sie zu heirathen, und allen den Verdruß, den wir uns einander in der Ehe verursachen werden, gern zu erdulden; damit nur die Leute nicht sagen können, ich hätte eine, meinem alten Adel unanständige, Heirath gethan.

Die Anwerbung klingt ohne Zweifel sehr wunderlich; indessen kann die Antwort der Braut gleichfalls nicht anders, als folgender maßen lauten:

Ich

Ich höre zwar, daß der Herr von N. mich gar nicht lieb hat, auch gewiß in ſeinem Eheſtande verbothene Ausſchweifungen genug vornehmen, und mir dadurch tauſendfachen Verdruß erwecken wird; den ich auch mit einem gleichmäßigen Bezeigen zu erwiedern geſonnen bin. Indeſſen aber, weil er an den dreyen Buchſtaben V.O.N. die ich vor meinen Namen ſchreibe, mehr Belieben gefunden, als an aller Schönheit, und an allem Reichthume bürgerlicher Weibsperſonen: ſo gebe ich ihm hiermit die Hand, und verſpreche ihm, mich inskünftige, ungeachtet aller Feindſeligkeit, die unter uns herrſchen wird, ſtets ſeine Gemahlinn nennen zu laſſen.

Fürwahr ein herrliches Eheverbündniß! oder deutſch zu ſagen, ein ſolches, darüber einem billig die Haare zu Berge ſtehen ſollten.

Iris.

zeit die schönsten sind? Die Natur streitet selbst wider ihren Stolz, welcher oft unerträglich seyn würde, wenn die Einbildung auf ihren Stand auch von einer guten Gestalt unterstützet würde. Nun aber sieht eine vornehme Monstrosa, daß eine schlechte Pulchella ihr weit vorgezogen wird. Sie bemerkt es gar zu deutlich, daß ihr großes Herkommen ihr zwar Ehrerbietung genug; aber keine Liebe zuwege bringen könne. Hat sie nicht große Mittel; oder einen Vater, der einem Eidame, durch seine Gönner, Bedienungen oder andere Vortheile verschaffen kann: so muß sie gar veralten. Findet sich aber dennoch iemand, der so thöricht ist, ein Frauenzimmer einzig und allein deswegen zu heirathen; weil ihr Vater einen großen Titel geführet hat: so ist ein solcher Ehevergleich einer der allerabgeschmacktesten, die nur zu erdenken sind. Es kömmt mir nicht anders vor, als wenn ich einen solchen Bräutigam sein Wort also anbringen hörete:

Mein gnädiges Fräulein, sie sind zwar sehr häßlich von Ansehen, und überaus unangenehm von Person, so daß es mir unmöglich ist, sie zu lieben. Sie haben auch kein Geld, wodurch ich mir forthelfen könnte; folglich hätte ich lieber eines reichen Bauers Tochter genommen, als sie. Allein, weil ihrer uralten Vorfahren einer ein so wackerer Mann gewesen, daß man ihn für edel erkläret hat; so daß sie von der Zeit an, sich durch ein adeliches Von von anderm Frauenzimmer unterscheiden können, die nur bürgerlich heißen, obwohl sie sonst weit liebenswürdiger sind, als sie: so bin ich entschlossen, sie zu heirathen, und allen den Verdruß, den wir uns einander in der Ehe verursachen werden, gern zu erdulden; damit nur die Leute nicht sagen können, ich hätte eine, meinem alten Adel unanständige, Heirath gethan.

Die Anwerbung klingt ohne Zweifel sehr wunderlich; indessen kann die Antwort der Braut gleichfalls nicht anders, als folgender maßen lauten:

Ich

Ich höre zwar, daß der Herr von N. mich gar nicht lieb hat, auch gewiß in ſeinem Eheſtande verbothene Ausſchweifungen genug vornehmen, und mir dadurch tauſendfachen Verdruß erwecken wird; den ich auch mit einem gleichmäßigen Bezeigen zu erwiedern geſonnen bin. Indeſſen aber, weil er an den dreyen Buchſtaben V.O.N. die ich vor meinen Namen ſchreibe, mehr Belieben gefunden, als an aller Schönheit, und an allem Reichthume bürgerlicher Weibsperſonen: ſo gebe ich ihm hiermit die Hand, und verſpreche ihm, mich inskünftige, ungeachtet aller Feindſeligkeit, die unter uns herrſchen wird, ſtets ſeine Gemahlinn nennen zu laſſen.

Fürwahr ein herrliches Eheverbündniß! oder deutſch zu ſagen, ein ſolches, darüber einem billig die Haare zu Berge ſtehen ſollten.

Iris.

****

Das XXVIII Stück.

Den 12 Julius, 1726.

Canitz.

Warum verlangen wir in ſtetem Glück zu weiden,
Und wünſchen, was vorhin kein Sterblicher gethan?
Entfällt uns denn ſogar, daß wir viel beſſer dran,
Als tauſend neben uns, die unſern Stand beneiden?

Ich halte keine Art von Leuten für unſeliger, als die ohn Unterlaß etwas zu wünſchen haben. Ach hätte ich doch nur dieſes! Ach hätte ich doch nur jenes! Oder, wenn ich es ſo weit gebracht hätte, als dieſer oder der, ſo wollte ich mich glücklich ſchätzen! das iſt die gemeine Sprache aller derer, die zu dieſer Gattung gehören. Ihr täglicher Seufzer iſt, reicher und vornehmer zu ſeyn, als ſie ſind, oder doch nur in anderen Umſtänden zu leben, als darinnen ſie ſich wirklich befinden. Sie ſuchen auch ihrem Misvergnügen einen guten Schein zu geben. Wenn ich das Geld dieſes Geizhalſes hatte, heißt es; o wie herrlich wollte ichs anwenden! Wenn ich dieſes jungen Verſchwenders Erbſchaft in Händen hätte; o wie fleißig wollte ich ſtudieren! Wenn ich dieſes vornehmen Mannes Ehrenamt und Stelle hätte; o wie viel Gutes wollte ich darinnen dem gemeinen Weſen ſtiften!

Herr Nimmerſatt iſt ein ſolcher ewiger Wünſcher, wenn ich ſo reden darf. Nichts von demjenigen gefällt ihm, was er ſelbſt hat und beſitzet: nur was anderen zu Theil wird, das, das möchte er ſo gerne haben, als er das Leben hat. Die Vorſehung

ſehung hat ihm nichts recht gemacht. Er wünſchet ſich immer andere Gaben der Seelen, andere Gliedmaßen des Leibes, ein andres Glück, andere Freunde, eine andre Vaterſtadt; ja, was das Thörichtſte iſt, auch ſogar andere Aeltern. Man wundre ſich nicht, daß ich auch der Leibes- und der Seelenbeſchaffenheit erwähne: da doch die Selbſtliebe iedermann zu überreden ſcheint, ſeine Seele ſey die klügſte, und ſein Leib der geſchickteſte von der ganzen Welt. Es iſt in der That nicht anders. Er klagt über ſein Gedächtniß, weil er ſo leicht was vergißt; er klagt über ſein Geſichte, über ſeinen Magen und über ſeinen kränklichen Leib. Und es iſt faſt kein Menſch in der Stadt, mit welchem Herr Nimmerſatt nicht ſehr gerne tauſchen möchte; wenn es ſich nur thun ließe.

Fraget ihr, ob er denn ſo gar von allem Glücke und von allen guten Eigenſchaften entblößet ſey? ſo muß ich mit Nein antworten. Er iſt ein Menſch, dem Gott weit mehr Gutes verliehen hat, als vielen tauſend anderen. Er erkennet es aber nicht. Er vergleicht ſich immer mit anderen, die, ſeiner Einbildung nach, glücklicher ſind, als er. Hier ſieht er ihre geringſte Vortheile durch eine Brille, und ihre dabey befindliche Beſchwerden durch ein verkehrtes Fernglas an. Daher kömmts, daß ihm jene ſehr groß; dieſe aber ganz klein vorkommen, oder wohl gar unſichtbar werden. Er glaubt immer, andere Leute ſeyn glücklicher als er; ob ſie es gleich, ſeiner Meynung nach, nicht werth ſind. Das Glück iſt, ſeiner Redensart nach, blind: es geht die Würdigſten ganz unvermuthet vorbey, und überhäuft hingegen die größten Thoren mit den größeſten Gütern. Hierüber murret ſein unvergnügtes Herz. Mit dieſen Gedanken martert ſich Nimmerſatt Tag und Nacht. Wenn er des Morgens aufſteht, ſo wünſchet er ſich ein Paar Kammerdiener, die ihn ankleiden ſollen; wenn

er

er ausgehet, eine Schwimmerkutſche; wenn es Mittag iſt, eine herrliche Fürſtentafel; Nachmittage einen angenehmen Zeitvertreib; und des Abends eine prächtige Schlafkammer. Kurz, alle ſeine Gedanken, die er den Tag über hat, ſind nichts anders, als eine Kette von unzähligen Wünſchen.

Es beſuchte ihn letztlich ein guter Freund, den ich, ſeiner tugendhaften Gemüthsbeſchaffenheit halber, Gutherz nennen will. Sie redeten anfänglich von verſchiedenen Dingen, bis ſie ſchlüßig wurden, einen kleinen Spaziergang anzuſtellen. Kaum traten ſie zum Hauſe hinaus, als ihnen ein gewiſſer reicher Mann begegnete. Er ſaß in einer Kutſche, und die davor geſpanneten Hengſte hatten ſo viel Feuer und Muth, daß ihnen der Herr im Wagen, nebſt denen hinten aufſtehenden Dienern, faſt gar keine empfindliche Schwere zu verurſachen ſchien. Sie trabeten ſo ſchnell über die Straße, daß die Funken unter den Rädern aus den Steinen fuhren; und ehe man dem Wagen recht nachſehen konnte, ſo war er ſchon etliche Gaſſen lang vorbey. Seht doch! Herr Gutherz, ſprach Nimmerſatt, ſeht doch, ich bitte euch um Gottes willen, dieſen Menſchen an! Wie ſo? verſetzte jener, es iſt einer unſerer vornehmſten Kaufleute; kennet ihr ihn nicht? Was werde ich ihn nicht kennen, erwiederte dieſer. Aber was meynt ihr? iſt er eines ſolchen Glückes wohl würdig, als er vor ſo vielen tauſenden beſitzet? Der Müßiggänger weiß von keiner Arbeit. Von Jugend auf iſt er in aller Zärtlichkeit erzogen. Hernach iſt er mit vollen Beuteln und offenen Wechſelbriefen durch alle polite Provinzen von Europa gereiſet. Jetzo iſt er zurück gekommen. Sogleich hat er einen großen Staat zu führen angefangen, und nunmehr heirathet er auch eines der artigſten Frauenzimmer, die wir bey uns haben. Was dünket euch wohl davon?

Herr

Herr Gutherz hörte dieſe Rede mit Gelaſſenheit aus: doch als er aufhörete, und ihm ſteif ins Geſichte ſah, um ſeine Meynung darüber zu vernehmen; ſo wußte er nicht, was er ihm antworten ſollte. Ich weiß nicht, mein Freund, ſagte er deswegen, was ihr eigentlich haben wollet. Erkläret alſo eure Gedanken etwas beſſer. Nimmerſatt ward faſt ungeduldig über dieſe vermeynte Einfalt ſeines Gefährten; darum fieng er mit einer etwas ungeſtümern Sprache an: Begreifet ihr denn nicht, daß andere ehrliche Leute dieſer überaus glückſeligen Umſtände weit würdiger wären, als dieſer Mann? Womit hat er ſich denn in der Welt hervorgethan? Womit verdienet ers, daß ihm alles Reverenze macht? Was hat er für ein Recht, in vergüldeten Kutſchen zu fahren, da andere ſeines gleichen zu Fuße gehen? Ja daß ich es rund heraus ſage, warum hättet ihr, oder ich ſelbſt, nicht eben die Geſchicklichkeit, ein ſolches Anſehen zu machen? Genug, genug, gab Herr Gutherz zur Antwort: nun verſtehe ich ſchon, was ihr meynet. Ihr ſeyd misvergnügt, daß ihr nicht an ſeiner Stelle ſitzt: denn was mich anbetrifft, ſo glaube ich nicht, daß es euer Ernſt iſt, mir dieſe Umſtände anzuwünſchen. Ihr ſelber wünſchet euch ſein Glück, und hierinnen ſeyd ihr ſehr von mir unterſchieden. Ja ich glaube auch, daß ihr etwas unbedachtſam geredet habt, wenn ihr auf ihn ſo ſehr losgezogen.

Geſetzt, er wäre nichts beſſer, als wir; geſetzt, er hätte nichts gelernet, womit er ſein Brod verdienen könnte, wenn er an unſrer Stelle wäre: genug, daß ihn die Vorſehung in alle dieſe Umſtände geſetzet hat, die für ihn ſo vortheilhaftig ſind. Ihr werdet ja wiſſen und glauben, daß die Schickung eines vollkommen weiſen Weſens dieſe Welt regieret. Iſt dieſes gewiß, wie es denn wahrhaftig iſt; ſo kömmt ja nichts von ohngefähr. Alles, was ihr und ein ieder beſitzet; alles, was

euch, mir, und allen übrigen Menſchen, begegnet, das iſt uns ſo zugedacht. Wollt ihr nun wider den allerhöchſten Geiſt murren, der dieſes ſo, und nicht anders, für gut befunden hat? Glaubet nicht, daß es euch nützlich ſeyn würde, wenn ihr ſelbſt in den Umſtänden dieſes reichen Menſchen wäret. Wäre dieſes; gewiß, derjenige, der allezeit das Gute gern austheilet, und ſeine Geſchöpfe ſo glücklich macht, als es ihm möglich iſt, der würde euch dieſes eingebildete Glück nicht verſaget haben. Könnt ihr es gleich nicht zuvor ſehen, was euch bey einer ſolchen Lebensart für Beſchwerden würden getroffen haben, die eure gewünſchte Glückſeligkeit gänzlich gehindert hätten: was iſt es Wunder? Wie viel Dinge ſind nicht ſchon geſchehen, die ihr nicht zuvor geſehen? Gott ſieht viel weiter, als ein Menſch. Euer Zuſtand iſt ſo bequem für euch; als der Zuſtand dieſes reichen Junkers für ihn iſt. Gebet nur auf das Gute Acht, was ihr wirklich beſitzet. O wie vieles werdet ihr antreffen, welches auch euch, ohn euer Verdienſt, wiederfahren iſt. Genießt deſſelben mit einer ruhigen Zufriedenheit; und quälet euch nicht mit vergeblichen Wünſchen. Erkennet die Güte deſſen, der euch ſo viel Gutes ertheilet hat; laſſet aber ſeiner weiſen Vorſehung die Freyheit, einem ieden zu geben, ſoviel ſie will.

Wenn ich ſelber ein ſo misvergnügtes Herz durch gute Vorſtellungen zurechte bringen ſollte, ſo wüßte ich mich keiner beſſern Gründe zu bedienen, als derjenigen, die Herr Gutherz ſeinem Freunde vorgetragen. In der That wiſſen diejenigen, die ſo, wie Nimmerſatt, geſinnet ſind, nicht, was ihnen zuträglich oder gut iſt. Sie wünſchen ſich, wie Midas, daß alles, was ſie anrühren, zu Golde werden möge. Wenn es nun geſchieht, was ſie wünſchen; ſo ſehen ſie allererſt, daß ſie Hungers ſterben müſſen, wo nicht ihr thörichter Wunſch bald wider-

rufen

rufen wird. Durch dieſe Fabel haben die klugen Alten das unbeſonnene Verfahren der Misvergnügten abgeſchildert; und in der That vollkommen getroffen. Alle diejenigen, die ſich das wünſchen, was ſie nicht haben, auch nach ihren Umſtänden nicht erlangen können, die wollen klüger ſeyn, als der Herr über alles. Zum wenigſten meynen ſie, er ſey nicht gütig genug gegen ſie geweſen: da doch der allerunglücklichſte Menſch unter der Sonnen, noch weit mehr Gutes aus ſeiner Hand empfängt, als er verdienet.

Epiktetus, der bekannte griechiſche Weltweiſe, ſchreibet in ſeinem güldenen Handbuche, im dreyzehnten Capitel: " Verlange nicht, daß alles, was geſchieht, nach deinem Wun- " ſche geſchehen ſolle; ſondern wenn du klug biſt, ſo wolle " vielmehr, daß alles ſo geſchehe, wie es wirklich geſchieht." Konnte nun ein weiſer Mann, durch die bloße Vernunft, eine ſo herrliche Vorſchrift geben; da er doch gewiß lange nicht ſo gut, von der weiſen Regierung Gottes über die Welt, unterrichtet war, als wir Chriſten: was ſollten denn wir nicht thun, die wir ein größeres Licht haben? Ich enthalte mich hier der Gründe, die eigentlich für die Gottesgelehrten gehören. Ich will nur noch mit dreyen Worten zeigen, wie unvernünftig diejenigen an ſich ſelbſt handeln, die ſich faſt ieden Augenblick Dinge wünſchen, die ſie doch, ihrem eigenen Begriffe und Geſtändniſſe nach, niemals erlangen werden.

Niemand iſt glücklicher, als wer ein beſtändiges Vergnügen empfindet. Niemand empfindet ein beſtändiges Vergnügen, als wer an ſich wahrnimmt, daß er täglich an Seelen- Leibes- und Glücksgütern mehr und mehr zunimmt, und alſo von einer Vollkommenheit zur andern ungehindert fortſchreitet. Daß dieſes die wahre Quelle eines rechtſchaffenen Vergnügens ſey, das iſt ſehr leicht zu begreifen. Denn weil

wir uns ſelbſt natürlicher Weiſe alles Gute gönnen; ſo erfreuen wir uns über nichts ſo ſehr, als wenn uns daſſelbe wirklich zu Theil wird. Wie kann nun derjenige dieſe Freude und dieſes beſtändige Vergnügen empfinden, der auf diejenigen Güter, deren er täglich theilhaftig wird, nicht Acht hat; der es nicht mit Aufmerkſamkeit erwäget, was ihm nach den Umſtänden, darinnen er ſich befindet, nach und nach für Erkenntniß, Klugheit, Vernunft, Tugend, Geſundheit, Schönheit, Stärke, Ehre und Vermögen zu Theil geworden. Dieſes thut aber ein ſolcher Nimmerſatt nicht. Auf das Gute, was er beſitzet, ſieht er nicht; folglich empfindet er auch das Vergnügen nicht, was ihm daraus entſtehen könnte. Er ſieht nur auf das Glück anderer Leute, welches er nicht erlangen kann; weil es ſich, nach dem Zuſammenhange aller Dinge, für ihn nicht geſchicket hat. Darüber quälet er ſich nun, und macht ſich ſein Leben ohne Noth verdrießlich: denn ieder vergebliche Wunſch, den er thut, iſt eine neue Marter für ihn; und iedes fremde Gut, was er ſelbſt nicht haben kann, geht ihm als ein zweyſchneidig Schwerdt durch die Seele. O wenn ſich doch dieſe Midas Brüder nicht ſelbſt ins Unglück ſtürzen möchten!

Calliſte.

Das XXIX Stück.

Den 19 Julius, 1726.

Vogel.

Deutſchland hat zwar einen Lutherum;
Aber noch keinen Homerum:
Einen rechtſchaffnen Propheten;
Aber noch keinen rechtſchaffnen Poeten.
Doch nun thut Gott erwecken frey,
Einen Vogel, der ohne Scheu
Zum deutſchen Poeten gekrönet iſt,
Von großen Leuten dieſer Friſt.

Unſre heutige Welt iſt ganz unerträglich, wenn man diejenigen Poeten, die einmal das Glück gehabt, ihr zu gefallen, ein wenig auf die Probe ſtellt, und alsdann befindet, daß ſie in ihren beſten Meiſterſtücken ſehr wenige, oder wohl gar keine taugliche Zeilen geſchrieben. Der Pöbel ſowohl, als die Halbgelehrten, bewundern ein iedes kahles Blatt, das, außer den Reimen und der flüßigen Schreibart, weder Verſtand noch Geiſt in ſich hat. Und es iſt unmöglich, ihnen dieſe Hochachtung, gegen ſolche nichtswürdige Dinge, aus dem Kopfe zu bringen; man mag das abgeſchmackte Weſen derſelben noch ſo handgreiflich vor Augen ſtellen.

Vor etlichen Tagen war ich in einer zahlreichen Geſellſchaft von mancherley Perſonen, männliches und weibliches Geſchlechts, darunter ſich auch ſehr viele Liebhaber der Poeſie befanden. Etliche neue Gedichte, die auf eine nunmehr welt-

kündige traurige Begebenheit verfertiget worden, gaben Gelegenheit, daß auch sehr vielerley andere poetische Sachen zum Vorscheine gebracht, und verschiedentlich beurtheilet wurden. Ein ieder lobte seinen Poeten, und erboth sich fast, aus Eifer für dessen Ehre, ieden Fehler desselben mit einem Gulden zu bezahlen. Unter dieser Gesellschaft erhub sich endlich ein junger Gelehrter, der sich auf die Weltweisheit und freyen Künste, wie ich hernach hörte, mit Fleiß geleget, und alles, was die Alten und Neueren Sinnreiches geschrieben, mit Verstand und Nachsinnen gelesen hatte. Er erhub sich, sage ich, unter dieser Menge eingebildeter Kenner von Witz und guten Einfällen, und warf sich zum Richter aller von ihnen so sehr gerühmten Versmacher auf. Wie ist es möglich? sprach er, daß so viel verständige Leute, als ich in dieser Gesellschaft beysammen sehe, an den meisten dieser Gedichte einen Geschmack finden können? Wie elend sind doch die meisten dieser Helden- Leichen- Hochzeit- und Scherzgedichte nicht eingerichtet? Wie unachtsam schreiben doch diese berufne Poeten in ihren Werken? Wie sorglos sind sie nicht, im Absehen auf die Richtigkeit, sowohl der Gedanken als der Sprache? Ist auch wohl eine Strophe zu finden, darinnen nicht entweder grammatikalische Schnitzer; oder unerhörte neugebackene Redensarten; oder falsche und schwülstige Gedanken; oder kindische Wortspiele; oder ganz sinnlose Geschwätze zu finden wären? Und indem er dieses sagte, nahm er einen Bogen, und ein poetisches Tractätchen nach dem andern, und zeigte der ganzen Versammlung, daß er nicht aus Uebereilung oder Haß; sondern mit wohlgegründeter Ueberlegung, also geurtheilet hätte.

Man sah sich unter einander halb zornig und halb beschämt an; und niemand wußte etwas rechtes hervorzubringen, womit er seinen poetischen Helden hätte vertheidigen können.

nen. Endlich fieng der Gelehrteſte unter ihnen an: Ey, man müſſe gleichwohl die Poeten ſo ſcharf nicht beurtheilen; wer würde ſonſt einen Vers zu machen fähig ſeyn, wenn man iede Sylbe, ja alle Buchſtaben auf der Goldwage abwegen ſollte? Wir Deutſchen wären ja ohnedem an ſolche ſtrenge Geſetze nicht gebunden, als die alten Griechen und Römer, oder die heutigen Franzoſen. Wir wären von Alters her ein freyes Volk geweſen, und unſere Dichter thäten ſehr wohl daran, daß ſie ſich von keinem Critiko ein ſolch ſklaviſches Joch auflegen ließen. Meinetwegen, antwortete ihm Herr Witzlieb: wenn es den freyen Deutſchen ſo beliebt; ſo kann ihnen niemand dieſes Recht ſtreitig machen. Ohne Zweifel ſind ſie Herren in ihrem Lande. Aber es fragt ſich hier gar nicht: Wie weit ſich unſer Anſehen, im Abſehen auf diejenigen Scribenten, erſtrecket, die ſich ein ieder zu ſeinem Vergnügen erwählet? Ein ieder mag ſich einen nach ſeiner Phantaſie ausſuchen, und ſich ſo lange daran ergetzen, als es ihm beliebt. Es fragt ſich aber: Ob wir mit allem unſerm Belieben, was wir daran finden, mit allem Beyfalle, den wir ſolchen Versmachern geben, es wohl zuwege bringen können, daß dasjenige, was ſonſt ein Wortſpiel, Schwulſt oder ein Unſinn ſeyn würde, ein ſinnreicher Einfall oder ein ſchöner Gedanke werde? Einen Schwulſt nenne ich, ſprach er, was ſonſt die Franzoſen Phöbus, und die Engelländer Bombaſt nennen: ein Unſinn aber heißet bey erwähnten Nationen Galimatias und Nonſenſe. Was dünkt ihnen, meine Herren, von dieſem neuen Gedichte? Laßt uns doch iede Zeile unterſuchen, die ſie für ſcharfſinnig, für witzig und ſinnreich halten; iede unrichtige Redensart, die ſie neu nennen; ieden Miſchmaſch von Gleichniſſen, den ſie als eine ſchöne Metaphore loben; und endlich alle die ſchwülſtigen Ausdrückungen ganz gemeiner Sachen, welche ſie für eine

hohe Schreibart ausgeben. Laßt uns dieſelbe unpartheyiſch prüfen, und mit einer geläuterten Vernunft in ihr Innerſtes dringen. Wie? meine Herren, ſind ſie ſo unwillig, ihr Gold an den Probierſtein kommen zu laſſen? Es muß gewiß mit unſeren Poeten ſehr ſchlecht beſtellet ſeyn, weil ſie ſich ſcheuen, ihre Gedichte einer gründlichen Unterſuchung zu überlaſſen!

Ich erfreuete mich herzlich, daß dieſer geſchickte Menſch die Patronen der gemeinen Reimenſchmiede ſo herzhaft angriff, und ihre Fehler ſo glücklich entdeckte, daß die ganze Geſellſchaft ſie erkennen mußte. Indeſſen fand ſich doch ein Frauenzimmer, welches ſich ſeinem Urtheile widerſetzte, indem es dafür hielte: Herr Witzlieb könnte zwar vielleicht eine gute Einſicht in dergleichen Art von Schriften haben; aber er müſſe ſich doch nicht ganz allein für klug halten. Es wären gleichwohl viel andere gelehrte Leute, die nichts an allen dieſen Poeſien auszuſetzen fänden. Unter andern könnte ſie den Herrn Doctor N. == nennen, einen Mann, der gewiß in der ganzen Stadt ſeiner Gelehrſamkeit halber bekannt wäre. Dieſer ließe ſich gleichwohl ein iedes Blatt von dieſem oder jenem Poeten, ſobald es nur unter der Preſſe hervor käme, bringen, und läſe es mit dem größeſten Vergnügen wohl etlichemal durch. Ein Doctor, NB. ein Doctor müßte es doch in Wahrheit auch wohl verſtehen! Herr Witzlieb that, als wenn er dieſen Einwurf nicht hörete, weil er aus Beſcheidenheit einen ſo berühmten Mann, auch in dieſer Gattung der Gelehrſamkeit, keiner Unwiſſenheit beſchuldigen wollte; ſonderlich in einer ſo großen Geſellſchaft. Darum nahm derjenige, der dem erwähnten Frauenzimmer am nächſten ſaß, das Wort, und verſicherte ſie: daß iemand gar wohl ein guter Gottesgelehrter, Juriſt und Arzt ſeyn könne, ohne von den freyen Künſten was gründliches zu verſtehen; ja daß in der That die meiſten Gelehrten noch keinen beſſern

bessern Geschmack in dergleichen Dingen hätten, als die Ungelehrten, welche ihre Ohren nur an dem Klange der Reime kützelten, aber ganz unfähig wären, den Inhalt zu prüfen.

Ich frolockte nunmehr gegen einige aus dieser Versammlung, mit welchen ich sonst von dergleichen Dingen gesprochen hatte, daß sie doch endlich einmal gehöret hätten, wie auch andere gelehrte Leute, wider den verderbten Geschmack des Pöbels eiferten; und zwar solche, welche mehr Fähigkeit hätten, den eingebildeten Poeten ihre Schwäche zu zeigen, als ich. Indessen brachte man noch immer mehr poetische Werke zusammen, um des Herrn Witzliebs Gutachten darüber zu vernehmen. Es waren auch die drey neuesten mit darunter, welche nicht längst zum Vorschein gekommen sind: nämlich das Heldengedicht auf ein gewisses fürstliches hohes Haupt in Niedersachsen.; die Gedichte der Frauen Anna Rupert Fuchsinn, und der dritte Theil von der Poesie der Niedersachsen. Kaum hatte er das erste ergriffen, als er es aufmachte und uns den Titel vorlas: Ein fürtreffliches und wohl ausgearbeitetes Heldengedicht ꝛc. Hier konnte er sich unmöglich des Lachens mehr enthalten: O, rief er endlich, sein Diener, Herr Marktschreyer!

Ich muß ja ein Poet, bey allem Henker seyn,
Und sänge gleich Hans Sachs durch mich ein Liedelein!

Welche Worte, wo ich nicht irre, irgendwo in Günthers Gedichten stehen. Er setzt gleich hinzu, warum er gleichsam diese Ueberschrift über dieses fürtreffliche und wohl ausgearbeitete Heldengedicht gesetzet: weil nämlich der Titel selbst schon so viel Aehnlichkeit mit Hans Sachsens Büchertiteln hätte. So heißt es auf dem ersten Theile seiner Werke: " Sehr " herrliche, schöne und wahrhaftige Gedichte, geistlich und " weltlich, allerley Art, als ernstliche Tragödien, liebliche Co-

" mödien, seltsame Spiele, kurzweilige Gespräche, sehnliche " Klagreden, wunderliche Fabeln, sammt anderen lächerlichen " Schwänken und Possen, ꝛc." Was fehlt unserm neuen deutschen Virgil, fragte er, an Pralerey, als daß er nicht auch nach dem Muster seines nürnbergischen Anherrn darunter gesetzet: Durch den sinnreichen und weitberühmten N. N. Man wollte Herrn Witzlieb einer Uebereilung beschuldigen, weil er aus der bloßen Ueberschrift von dem Buche selbst ein Urtheil abfassete. Allein er rechtfertigte sich bald, als er die ersten zwanzig Verse desselben laut vorlas, darinnen kein einziger von den Anwesenden weder etwas Fürtreffliches noch etwas Wohlausgearbeitetes finden konnte. Er forderte derowegen Feder und Tinte, und schrieb auf das Titelblatt dieses Buches mit Erlaubniß des Besitzers:

Muß diesen auch der Geist der Meistersänger rühren,
Der keine Griffe weiß, und mit dem Hübner spielt,
Und keinen Funken Trieb in seinem Busen fühlt?

Günther.

Es wäre Schade, setzte er hinzu, wenn der Herausgeber der Poesie der Niedersachsen auch diesem seinem Landsmanne die Ehre gethan hätte, sein fürtreffliches und wohl ausgearbeitetes Heldengedicht mit einzurücken. Er ergriff derowegen dieses Buch und blätterte es eifrigst durch, um zu sehen, ob er es auch darinnen finden würde. Er war vergnügt, als er es nicht antraf, und die berühmten Namen, welche über den meisten Gedichten in diesem Buche stunden, konnten ihm freylich nicht zu schlechten Sachen Hoffnung machen. Eins wunderte ihn nur. Warum man nämlich Herrn Pietschen unter die Niedersachsen gezählet hätte: da es doch sattsam bekannt wäre, daß er ein gebohrner Preuße sey, und auch noch iezt in seinem Vaterlande lebe. Auf solche Weise, sprach er, kann man auch inskünftige alle

Cur-

Cur- und Liefländer, ja ſelbſt die Poeten aus Holland und aus allen vereinigten Provinzen, zu Niederſachſen machen. Als man aber eine Beurtheilung etlicher Gedichte von ihm forderte, ſchlug er das Buch von ohngefähr auf, und traf S. 334 ein franzöſiſches Gedicht auf den Taback an, darauf gar viele deutſche Ueberſetzungen deſſelben folgeten.

Ich nehme mir die Freyheit, ſein Urtheil davon hierher zu ſetzen, theils, weil er es ſehr beſcheiden vortrug; theils, weil der großen Anzahl untadelicher Gedichte, ſo in dieſer Samnlung vorkommen, nichts von ihrem Ruhme entgehet, wenn gleich dieſe Ueberſetzungen nicht glücklich gerathen wären. Das Gedicht iſt auf den Taback gemacht, und fängt ſich an: Doux charme de ma ſolitude, etc. Ueberhaupt, meynte Herr Witzlieb, wäre an den ſechs erſten Ueberſetzungen auszuſetzen, daß ſie ſich in einer ſo ſcherzhaften Sache, als der Innhalt dieſes Tabacksliedchens iſt, der langen und majeſtätiſchen alexandriniſchen Gattung; oder doch einer ungewiſſen Art von Verſen bedienet hätten. Die ſiebente Ueberſetzung hätte alſo hierinnen einen Vorzug, weil ſie keine längere Art von Verſen hätte, als das Original. In der erſten ſchien ihm das Wort, Zeitvertreiben, anſtatt Zeitvertreib, eine Neuerung zu ſeyn. Der Seelen Schwermuthsdampf im Nu zerſtäuben, war ihm eine Ausdrückung, die ganz wider den guten Geſchmack liefe: angeſehen ſolche Zwitterwörter, die aus Sachen und Gleichniſſen zuſammen geſetzt ſind, bey keinem reinen und natürlichen Dichter, zum Exempel Canitzen, Beſſern, viel weniger bey den Alten, angetroffen würden. Du kannſt mir Freude geben, war, ſeiner Meynung nach, undeutſch; Freude erwecken, Freude machen, ſage man wohl; aber nicht, Freude geben. Ein Spötter würde gewiß ſagen, dieſen Vers hätte der Reim, und nicht der Dichter gemacht. Der Satz, daß der

Rauch den Taback in die Lüfte führe, und ſich, als ein Bliz, aus ſeinen Augen verliere; ſchien ihm, zweyerley Fehler in ſich zu halten. Das erſte ſtünde im Franzöſiſchen nicht; wäre auch, entweder ganz falſch gedacht, oder doch unrichtig ausgedrücket. Der Rauch ſteigt zwar von dem Taback in die Lüfte; aber daß er den Taback mit ſich in die Luft führe, das glaubt und ſagt auch kein Menſch. Daß der Rauch ſich als ein Bliz aus den Augen verliere, ſtünde zwar im Grundtexte; aber es wäre nicht wahr. Es verlöhre ſich ja nichts plözlicher aus dem Geſichte, als ein Bliz; allein im Gegentheile faſt nichts langſamer, als der Tabacksrauch, welcher ſich ganz wölkicht in dem Zimmer herum zieht, immer bläſſer und bläſſer wird, bis er endlich unvermerkt unſichtbar wird. Hätte ſich alſo ja der Ueberſezer einige Freyheit nehmen wollen, etwas zu ändern; wie er es denn wirklich gethan: ſo hätte ers hier thun ſollen, wo ein unähnliches Gleichniß einen falſchen Gedanken verurſachte.

Tu remets dans mon ſouvenir,
Ce qu'un jour je dois devenir,

war, ſeiner Meynung nach, ſehr ſchlecht gegeben:

Du läſſeſt mir mein End' in deinem Weſen ſehen.

Der Franzoſe ſagt: Du bringſt mir in den Sinn, was ich dermaleinſt werden muß, nämlich Staub und Aſche. Heißt denn das, ſein Ende in dem Weſen des Tabacks ſehen? Aber das hat wiederum der Reim gethan. Nun kömmt der Schluß, darinnen das Beſte ſtecken ſollte, welcher aber ſo, wie in dem übrigen, ganz unrecht überſezt iſt. Das Original heißt:

Et viſiblement j'aperçois,
Quand des yeux je ſuis ta fumée,
Qu'il me faut finir, comme toi.

Das

Das ist: Und wenn ich deinen Rauch mit den Augen verfolge; so sehe ich ganz augenscheinlich, daß ich, wie du, vergänglich bin. Der Uebersetzer aber sagt ganz was anders:

Daß ich, als Asche, die nur Feuer mit sich führt,
Wenn ich noch eine Zeit den Dünsten nachgespürt,
Werd eben so, wie du, im Augenblick zergehen.

Wobey auch noch ein Fehler wider die reine Poesie, und einer wider die Sprache mit untergelaufen; daß nämlich das Wörtchen die vor dem Abschnitte steht, da es doch zum Folgenden gehört; die Redensart aber, noch eine Zeit, ist verstümmelt, indem es, auf gut deutsch, eine zeitlang heißen sollte.

Die Anmerkungen über die erste Uebersetzung sind mir so weitläuftig gerathen, daß ich abbrechen muß. Aus dieser Probe können indessen meine Leser sehen, mit was für einer Schärfe Herr Witzlieb alle übrigen geprüfet habe. Endlich muß ich auf das dritte Buch noch kommen, dessen ich vorhin gedacht habe. Es war die Poesie eines Frauenzimmers, davon ich um so viel begieriger war, sein Urtheil zu vernehmen, ie mehr ich mich gefreuet hatte, daß sich wiederum ein neues Exempel eines gelehrten Frauenzimmers gefunden. Er bekümmerte sich erstlich um ihre Person, und fand, daß sie zu Elbing, in Preußen, gebohren, hernach an einen Priester verheirathet worden, und vor wenig Jahren im Frankenlande gestorben wäre. Bey dieser Gelegenheit verwies er es der Tadlerinn Phyllis, daß sie in ihrem letzten Stücke, da sie den Lebenslauf einer andern preußischen Poetinn erzählet, dieser Frau Fuchsinn mit keinem Worte gedacht: er wußte es aber nicht, daß ich selber mit in der Gesellschaft zugegen wäre. Er blätterte fast das ganze Buch mit vielem Vergnügen durch, und bemerkte es allemal, wenn er eine schöne Stelle darinnen wahrnahm, welches denn fast auf allen Seiten geschah. Wir

reizten

reizten ihn alle, er möchte doch seine scharfe Beurtheilungskraft auch hier blicken lassen: allein er schlug solches beständig ab; vorgebend, die Gefälligkeit gegen das weibliche Geschlecht erlaube ihm solches nicht; zudem so könne man von einem Frauenzimmer bey weitem so viel nicht fordern, als von Männern, die sich für Meister in der Kunst ausgeben. Alsdann, setzte er hinzu, wollen wir anfangen, die Werke der Poetinnen eben so scharf auf die Probe zu stellen, als die Schriften der Poeten; wenn wir eben so eine große Anzahl von jenen haben werden, als wir von diesen haben.

Phyllis.

Das XXX Stück.

Den 26 Julius, 1726.

Günther.

Ich lieb und lobe das, was Lieb und Lob verdient,
Und lob es, wenn mir gleich dadurch kein Glücke grünt.

Vor einiger Zeit lief ein Schreiben des Herrn von Z** bey uns ein; worinnen er uns eröffnete, daß ein gewiſſes Frauenzimmer, welchem das XLVIII Blatt des vorigen Jahres von unbekannter Hand zugeſchicket worden, ihn für den Urheber deſſelben gehalten, oder ihn doch beſchuldiget habe, daß er daſſelbe ihr zum Poſſen gekauft, und ihr überſchicket hätte. Ohne Zweifel muß ſie darinnen die Abbildung ihrer Gemüthsart ſo deutlich angetroffen haben, daß es ihr unmöglich geweſen, ihre eigene Geſtalt nicht zu kennen. Ihr Nachſinnen aber iſt ſo ſchwach geweſen, daß ſie es für eine Schmähſchrift auf ſich ſelbſt gehalten; ohne in Erwägung zu ziehen, daß es an einem ſo entlegenen Orte, wo man weder ihren Namen, noch ihre Perſon, kennet, verfertiget und gedruckt worden. Ich beklage den guten Herrn von Z**, daß er dabey ſo unſchuldig leiden müſſen; würde aber vielleicht ſeinen Brief gar nicht beantwortet haben, wenn nicht bald darauf auch ein ander Schreiben von Climenen an uns ergangen wäre, darinnen dieſelbe offenherzig geſtund, daß ſie eben diejenige wäre, welche unſer gedachtes XLVIII Blatt an jenes Frauenzimmer überſchickt hätte; anietzt aber nichts mehr beklagte, als daß viel andere

dere unschuldige Leute deshalber bey derselben in Verdacht gekommen, und ihren Zorn hätten empfinden müssen. Weil uns nun diese Correspondenten beyderseits, wiewohl nur verstellter Weise, ersuchen, nicht mehr dergleichen Pasquillen zu machen: so halte ichs für rathsam, einmal von der Natur solcher ehrenrührigen Schriften zu handeln, und ihren Unterscheid von einer satirischen Morale zu zeigen.

Ein Pasquill ist, meiner Einsicht nach, eine Schrift, dadurch sich ein boshafter Mensch, aus Feindschaft, Rachgier oder Neid, bemühet, den guten Namen rechtschaffener Leute zu kränken: indem er ihnen entweder Fehler darinnen vorrücket, die sie gar nicht an sich haben; oder doch die kleinen Mängel, denen sie als Menschen unterworfen sind, zu großen Verbrechen macht; oder sie auch sonst, durch grobe Schimpfworte und anzügliche Redensarten, lästert.

Eine Satire hingegen ist, nach meinem Begriffe, eine Schrift, darinnen ein wohlgesitteter Moralist aus innerlichem Unwillen über alles, was thöricht, lasterhaft und abgeschmackt ist, und, aus eifrigem Verlangen, alles unanständige Wesen abgeschaffet, und die allgemeine Glückseligkeit befördert zu sehen, sich bemühet, die irrigen Meynungen, bösen Sitten und niederträchtigen Gebräuche seiner Zeit zu entdecken, und so abscheulich, oder auch wohl lächerlich, abzumalen, daß selbst die Freunde derselben anfangen müssen, sich darüber inskünftige zu schämen.

Laßt uns nun diese beyde Beschreibungen auch Stückweise gegen einander halten. Ein Pasquillant steckt voller feindseliger Affecten. Ein satirischer Moralist empfindet einen Schmerz über alles unanständige und verwerfliche Wesen. Ein Pasquillant sucht durch die Beschimpfung anderer Leute sein Müthchen zu kühlen. Ein satirischer Moralist suchet nur die Thorheit, das Laster und den übeln Geschmack auszurotten.

Ein

Ein Pasquillant beſchreibt und nennet einzelne Perſonen. Ein Moraliſt aber macht allgemeine Vorſtellungen, welche ſich auf alle unvernünftige, laſterhafte und übelgeartete Leute zugleich ſchicken. Kurz zu ſagen, der vornehmſte Unterſcheid eines Läſterers und Satirenſchreibers kömmt auf die Beſchaffenheit ihrer Gemüther an. Jener hat ein neidiſches, feindſeliges und rachgieriges, das iſt, ein böſes Gemüth: dieſer aber hat ein ehrliches, aufrichtiges und wohlgeſinnetes Herz; mit einem Worte: ein recht gutes Gemüth.

Es wird freylich vielen ſehr fremde vorkommen, daß ich einem Satirenſchreiber ein gutes Gemüth beylege. Insgemein ſteht man in den Gedanken, daß ein ſolcher Tadler ein verdrüßlicher, eigenſinniger und wunderlicher Kopf ſeyn müſſe. Man hält ihn für einen Splitterrichter, Klügling und Grillenfänger, ja wohl gar für einen Menſchenfeind. Aber weit gefehlt! Ein rechter Satiricus iſt ein ſo häßliches Thier nicht, als man ſich einbildet: er iſt gerade das Gegentheil von dieſem allen. Ich zweifle, ob man mir in einer ſo unwahrſcheinlichen Sache Glauben beymeſſen wird: darum will ich mich, wider meine Gewohnheit, auf Zeugniſſe berufen. Wer hält nicht den in ganz Europa berühmten Engelländer, Richard Steele, für einen der tiefſinnigſten, gelehrteſten, galanteſten und ſinnreicheſten Männer, die iemals gelebet haben. Und man hat Recht, wenn man ihn dafür hält; denn er iſt es werth. Man leſe aber nur, was dieſer grundgelehrte Scribent in dem CCXLII Stücke ſeines Engliſchen Tatlers oder Schwätzers, im vierten Bande, auf der 231ſten Seite, hievon geurtheilet hat.

" Ein gutes Gemüth," ſchreibt er, " iſt eine nothwendige Eigenſchaft eines Satirici, und alle ſinnreiche Sprüche, die in dieſer Schreibart ſchön lauten, müſſen aus dieſer Eigenſchaft

" genschaft ihres Verfassers herfließen. Ein ehrliches und red-
" liches Gemüth empfindet einen Ekel über alle Niederträch-
" tigkeit, Laster und Thorheit: und eben dieser Ekel reizet es
" an, sich mit einem eifrigen Schmerze wider die Irrthümer
" der Menschen auszulassen; doch ohne Bitterkeit gegen die
" Personen. Diese Eigenschaft macht ihre Seelen gleichmü-
" thig, und verursachet, daß sie sich niemals von der Sanft-
" muth und Billigkeit entfernen, wenn sie gleich die gröbsten
" Laster tadeln. Die gewöhnlichen Dinge, darüber Satiren
" geschrieben werden, erwecken in den allerbesten Gemüthern
" einen heftigen Verdruß; und eben darum sind Leute von
" dieser Gattung am geschicktesten, wider die Fehler der Men-
" schen zu eifern. Sie sehen die Laster und Thorheiten, da-
" durch ihnen kein Leid geschieht, mit eben dem Widerwillen
" an, womit andere das Uebel, was ihnen selbst widerfähret,
" ansehen. Ein solcher gutherziger Mensch kann es unmöglich
" ertragen, daß ein unverschämter Kerl eines wackern Man-
" nes Bescheidenheit misbrauchet; oder ihm in der Bemü-
" hung nach einigen Vortheilen zuwider ist: sondern er bren-
" net vor Eifer, dem Beleidigten zu Hülfe zu kommen, die
" Verdienste desselben ans Licht zu bringen, und die Verwä-
" genheit des andern zu unterdrücken."

Dieß ist das Urtheil des gründlich gelehrten Richard Steele, welcher auch in dem nachfolgenden zeiget, daß unter den Alten Horaz und Juvenal rechte Muster solcher gutherzigen und ehrlich gesinnten Satirenschreiber gewesen. Er versichert auch, daß er sich aus allen ihren Schriften keiner einzigen übelgearteten Redensart erinnern könne, die aus einer andern Gemüthsbeschaffenheit hergeflossen wäre. Ich kann mich dabey nicht länger aufhalten, sondern will nur noch anmerken, daß auch der bekannte französische Satiricus, Boileau

Despreaux,

Deſpreaux, von einer ſo gutherzigen Art und Natur geweſen. Herr des Maizeaux, welcher deſſelben Lebensbeſchreibung verfertiget hat, giebt uns umſtändliche Nachricht davon, und verſichert, daß derſelbe in ſeinen Sitten ungekünſtelt und natürlich, ja voller Leutſeligkeit, Sanftmuth und rechtſchaffenen Weſens geweſen ſey. Er habe die Laſter ſcharf beurtheilet, und den verderbten Geſchmack mächtig angegriffen, ohne daß ihn der geringſte Neid, oder die Luſt zum Läſtern dazu angetrieben habe. Eben das verſichert Herr Valincourt in der Rede, welche er, bey Beſetzung der durch den Tod dieſes moraliſchen Poeten erledigten Stelle, in der franzöſiſchen Akademie öffentlich gehalten. Alles, was die geſunde Vernunft und die Wahrheit verletzte, ſpricht er, das erweckte in ihm einen Verdruß, den er nicht hemmen konnte, und welchem wir vielleicht ſeine ſinnreicheſten Schriften zu verdanken haben. Aber indem er die Scribenten angriff, hat er doch allezeit ihre Perſonen geſchonet. Endlich hat auch unſer Günther ganz Recht, wenn er alſo geſchrieben:

Was iſt es denn nun mehr, wenn meine Muſe ſpricht:
Bav iſt ein ehrlich Kerl; nur dichten kann er nicht?
Im Herzen war Deſpreaux dem Chapelain gewogen,
An dem er doch mit Recht das Reimen durchgezogen.

Soll ich nun auf unſere moraliſch-ſatiriſche Blätter die Deutung machen: ſo getraue ich mir, getroſt zu ſagen, daß ein jeder Unparteyiſcher unſer ehrliches und aufrichtiges Herz daraus ſattſam abnehmen werde. Dieſes iſt das einzige, deſſen ich und meine Gehülfinnen uns rühmen. Wir wollen es gern zugeben, daß alles übrige, was wir an uns haben, nichts ſonderliches ſey. Man halte uns für einfältig und ungelehrt. Man mache unſeren Vernunftſchlüſſen und dem Ausdrucke derſelben, denen von uns abgehandelten Sachen und der Schreib-

art ſelbſt, alle gute Eigenſchaften ſtreitig: wir werden kein Wort deswegen verlieren, vielweniger dieſen Urtheilen widerſprechen. Aber redliche Abſichten und ein ehrliches Gemüth, muß man an uns nicht in Zweifel ziehen; denn darinnen ſuchen wir unſere ganze Ehre. Ich bin auch feſt verſichert, daß alle unſere Blätter davon Zeugniſſe ablegen können. Weſſen das Herz voll iſt, deſſen gehet der Mund über: und die Gemüthsart eines Schreibers giebt ſich allezeit durch ſeine Schriften zu verſtehen. In dieſer ruhigen Empfindung eines guten Gewiſſens kann ich alſo gar wohl behaupten, daß alle unſere Blätter bisher keine Pasquille, ſondern moraliſche, und zuweilen auch ſatiriſche Blätter geweſen. Man unterſuche von denſelben, welches man will. Man prüfe das erſte, oder das letzte: man forſche nach, ob wir Fehler, oder Menſchen angegriffen: man beurtheile, ob wir die Thorheit, oder die Thoren, das Laſter, oder die Laſterhaften, den übeln Geſchmack, oder die Liebhaber deſſelben, ſchwarz und verhaßt zu machen geſuchet haben? Findet man nun das letztere, und kann man es deutlich erweiſen, daß wir, nicht aus Liebe zum Guten, und aus Haß gegen das Böſe geſchrieben; ſondern daß Feindſchaft, Neid und Rachgier unſere Feder geführet: ſo will ich ſelbſt alle meine Blätter, als ehrenrührige und gottloſe Schriften, zerreißen, verbrennen, und auch den ſchwarzen Ueberreſt davon, als was Verfluchtes, in die Lüfte zerſtäuben.

Ich will zum Beweiſe deſſen, was ich geſagt habe, eben dasjenige XLVIII Blatt vornehmen, welches, wie oben gedacht worden, einigen als eine Paſquille vorgekommen. Wer nach den Regeln der Auslegungskunſt den Zweck erforſchet, den ich in Ausarbeitung deſſelben vor Augen gehabt, der wird finden, daß ich die Läſterung als ein abſcheuliches Laſter darinnen vorzuſtellen geſuchet. Ich habe die meiſten Eigenſchaften

und

und Wirkungen deſſelben unter gewiſſen ſinnlichen Bildern entworfen. Ich habe die ſchädlichen Grundregeln der Läſterer in ihrer natürlichen Blöße gewieſen. Ich habe den Urſprung dieſes Laſters unterſuchet, und gefunden, daß es ſeine Quelle in einem liebloſen Herzen habe. Ich habe endlich auf eine begreifliche Art gewieſen, welch ein großes Misfallen das allerliebreichſte Weſen im Himmel über dieſes Laſter hege, und durch ſeine Strafen deutlich an den Tag lege. Nun fordere ich alle Feinde unſerer Blätter auf, und bitte ſie, mir zu zeigen, in welcher Pasquille dergleichen Dinge ſtehen? Ich beſchwere ſie, mir zu erweiſen, daß ich darinnen nicht wider ein Laſter, ſondern wider gewiſſe Perſonen geeifert; und bin feſt verſichert, daß ihnen beydes ganz und gar unmöglich fallen wird.

Zum Ueberfluſſe will ich noch ein andres Blatt von meiner Arbeit zergliedern, und dadurch meine Unſchuld erweiſen. Und dieſes ſoll mein letztes ſeyn, nämlich das XXVIII dieſes Jahres, welches vor vierzehn Tagen ausgegeben worden. Die Ueberſchrift deſſelben zeiget gleich zum Voraus, daß meine Abſicht darinnen geweſen, wider die thörichten Wünſche der Misvergnügten zu ſchreiben. Ich ſtelle alſo die Unart dieſer Leute überhaupt vor, indem ich ihre Wunſchformeln anführe, derer ſie ſich insgemein zu bedienen pflegen; ja ich gedenke auch ihrer Ausflüchte, dadurch ſie ihre Laſter zu beſchönigen ſuchen. Hierauf mache ich unter dem erdichteten Namen, Nimmerſatt, welcher die allgemeine Gemüthsart dieſer Gattung von Leuten ausdrücket, eine beſondere und etwas genauere Abbildung eines misvergnügten Wünſchers. Ich erzähle, was er ſich für Dinge wünſchet, ich entdecke die Unbilligkeit ſeiner Wünſche, da er ja Güter genug beſitzet, deren unzählige andere entbehren müſſen: ja ich zeige auch die Quelle ſeiner Unerſättlichkeit, nämlich die unrichtige Beurtheilung ſeiner und fremder Güter.

Nun wird wohl ein ieder ſelbſt begreifen, daß dieſes beſtändige Misvergnügen mehrentheils mit einem heftigen Neide verknüpfet ſey; einem Laſter, dawider man niemals genug eifern kann. Dieſem Uebel nun zugleich zu begegnen, ſtelle ich eine Perſon vor, die, ihrer glücklichen Umſtände halber, die Misgunſt eines niederträchtigen Gemüthes zu erwecken vermögend war. Dazu ſchickte ſich ein Mann von großem Vermögen, der die Welt geſehen, und eine erwünſchte Heirath gethan hat. Nimmerſatt wird denſelben kaum gewahr, als ihn ſeine innerliche Bosheit zwinget, ſein neidiſches Herz gegen ſeinen Gefährten, den ich Gutherz nenne, zu offenbaren. Sein verblendter Verſtand findet an dieſem rechtſchaffenen Manne nichts lobwürdiges. Sein ſcheeles Auge kann nichts wahrnehmen, weswegen er ſolches Reichthums, ſolcher Ehre, und ſolcher Bequemlichkeiten dieſes Lebens, würdig wäre. Endlich verräth ſich ſein neidiſches Herz ganz deutlich; indem er hinzu ſetzet: Warum er ſelber nicht eben ſowohl eines ſolchen Glückes werth ſey, als dieſer; angeſehen er ſich ja eben ſowohl in dieſe erwünſchte Lebensart zu ſchicken gewußt hätte?

Allen dieſen unbilligen Reden füge ich die Antwort des wohlgearteten Gutherz hinzu, der ihm die Thorheit ſeiner Wünſche und die Bosheit ſeines Neides verweiſen muß. Er führet ihn aber hauptſächlich auf die Vorſehung Gottes, und zeiget, daß ein Menſch, der dieſelbige glaubet, über die ungleiche Austheilung der irdiſchen Güter nicht murren müſſe. Ich beſtätige hernach dieſe Antwort ſelbſt, und rechne den neidiſchen Nimmerſatt unter die langöhrichten Midasbrüder. Ich führe die güldene Vorſchrift eines Weltweiſen hievon an, wodurch er unzählige Chriſten beſchämet, und zeige endlich, wie ſich die Misvergnügten in ihrer eigenen Glückſeligkeit hinderlich fallen.

Hier

Hier ſehe ich nun abermal nicht, was man in einer ſolchen Abhandlung eines Laſters für ein Pasquill ausrufen könne: es wäre denn, daß man die Abbildung eines Nimmerſatts, und eines glücklichen Mannes, der von ihm beneidet würde, für Schildereyen wahrhafter Perſonen halten wollte. Ich weiß es auch gar wohl, daß unſere Charactere ſchon oftmals dem Unheile falſcher Auslegungen unterworfen geweſen. Allein die Schuld liegt nicht an uns; ſondern an derjenigen ſchlimmen Gattung unſerer Leſer, welche ein iedes Blatt mit jener Brille anſehen, davon ich das XCII Stück des fürtrefflichen hamburgiſchen Patrioten mit Fleiß nachzuleſen bitte. Es fragt ſich nur, ob ein Moraliſt das Recht habe, ſich zu deſto beſſerer Vorſtellung der Laſter gewiſſe Charactere und Abbildungen zu erdichten? Und daß dieſes allerdings frey ſtehe, das will ich auf eine ganz ausnehmende Art erweiſen.

Zum allerwenigſten wird doch wohl der weiſe König Salomo kein Pasquillant geweſen ſeyn, auch in ſeinen Sittenlehren keine Schmähſchriften mit eingemiſchet haben. Nichts deſtoweniger hat er, im ſiebenten Capitel ſeiner Sprüchwörter, eine Ehebrecherinn mit ſolchen Farben beſchrieben, daß man gewiß denken ſollte, er hätte eine Abbildung eines damaligen Frauenzimmers gemacht. " Am Fenſter meines Hauſes," ſchreibet er, " guckete ich durchs Gegitter, und ſahe unter " die Albern, und ward eines närriſchen Jünglinges gewahr, " der gieng auf der Gaſſen an der Ecken, und trat daher, auf " dem Wege an ihrem Hauſe, in der Demmerung, am Abende " des Tages, da es Nacht war und dunkel ward. Und ſiehe, " da begegnete ihm ein Weib im Hurenſchmucke: liſtig, wilde " und unbändig, daß ihre Füße im Hauſe nicht bleiben konn- " ten = = die erwiſchte ihn, und küſſete ihn unverſchämt, und " ſprach zu ihm: = = Ich bin heraus gegangen, dir zu begeg-

„ nen, und habe dich gefunden. Ich habe mein Bette schön
„ geschmücket mit bunten Teppigten aus Aegypten. - - Komm,
„ laß uns genug buhlen, bis an den Morgen, und laß uns der
„ Liebe pflegen: denn mein Mann ist nicht daheim - - Sie
„ überredet ihn mit vielen Worten, und gewann ihn mit ihrem
„ glatten Munde. Er folgete ihr bald nach, wie ein Ochse zur
„ Schlachtbank geführet wird, - - wie ein Vogel zum Stricke
„ eilet, und nicht weiß, daß es ihm das Leben gilt."

Nun frage ich alle, die dieses lesen, ob dieses nicht ein unvergleichlicher Character einer Ehebrecherinn überhaupt ist; ungeachtet der große Sittenlehrer viel besondere Umstände hat einfließen lassen? Was würden aber die scharfsichtigen Ausleger unserer Blätter gesagt haben, wenn sie zu Salomons Zeiten gelebet hätten? Würden sie nicht leicht in Jerusalem ein Frauenzimmer gefunden haben, auf welche sich diese Historie, nach ihrer Meynung, ganz unvergleichlich geschicket hätte! Auf diese würden sie alle mit Fingern gewiesen haben, und wehe! dem aufrichtigen Moralisten, der diese Abbildung gemacht hätte. Er würde ohne alle Widerrede in die Zahl der Pasquillanten gekommen seyn. Allein, dem sey wie ihm wolle, alle Verständige sehen gar leicht, daß es auch heute zu Tage einem moralischen Scribenten eine Ehre sey, wenn er sich bemühet, der unverbesserlichen Lehrart eines heiligen Sittenlehrers nachzufolgen.

Calliste.

****

Das XXXI Stück.

Den 2 Auguſt, 1726.

Canitz.

* * * Die Sache ſchwebt im Rechte,
Wer weiß, wer noch verliert? * * *

Die Streitfragen vermehren ſich täglich, die man an unſere kleine Geſellſchaft zu entſcheiden einſchicket: nachdem wir nämlich einmal unſere Gerichtsſtube eröffnet haben. Dergeſtalt fängt dasjenige an, zu unſerer Ehre wahr zu werden, was einige, in der Abſicht, uns zu verſpotten, in die Welt geſchrieben: daß wir nämlich einen weiblichen Schöppenſtuhl aufgerichtet hätten. Es ſey ſo: denn wie die männlichen Schöppenſtühle in ſtreitigen Sachen Urtheile abfaſſen, welche ſie ſelber nicht vollziehen können; alſo geht es mit uns auch. Wir können bloß eröffnen, was uns recht und gut zu ſeyn dünket; und andere mögen ſich dieſes unſers Gutachtens nach Belieben bedienen. Dießmal will ich meinen wertheſten Leſern abermal ein Paar Bittſchreiben an uns vor Augen legen, von welchen ich, um gewiſſer Merkmaale willen, gewiß verſichern kann, daß ſie von wahrhaftigem Frauenzimmer geſchrieben worden. Unſere geehrteſte Freundinnen werden es auch nicht übel nehmen, daß ich ihre Schreibart ein wenig nach unſerer bisherigen Weiſe eingerichtet habe:

Rechtsprechende Tadlerinnen!

Wenn bereits an irgend einem Orte die so nöthige als nützliche Veranstaltung, zu einem aus Personen von unserm Geschlechte bestehenden Rathe, gemacht wäre: so würde ich mich anietzt nicht genöthiget sehen, meine Zuflucht zu euch zu nehmen, und euch um die gründliche Entscheidung einer schweren Streitfrage zu ersuchen. Da ich aber versichert bin, daß die Ausführung eures dießfalls mit Klugheit abgefasseten Vorschlages mehr zu wünschen, als zu hoffen, vielweniger allbereit in einem Volke oder Lande unternommen ist: so muß ich mir die Freyheit nehmen, die Beurtheilung des nachfolgenden merkwürdigen Gewissenszweifels, mit geziemender Ergebenheit von euch zu erbitten.

Eine ziemlich bejahrte Wittwe hatte bey uns eine sehr wohlgezogene Tochter, welche um so viel mehr von iedermann in Betrachtung gezogen wurde, ie vermögender ihre Mutter, und ie ansehnlicher, ihres seligen Vaters wegen, ihr Stand und Herkommen war. Tugendlieb, eine geschickte Mannsperson, war der angenehmen Beatrix, an Glücksgütern und Stande, ganz gleich: und wie ihm die guten Eigenschaften dieses Frauenzimmers nicht verborgen bleiben konnten; also hatten sie bey ihm eine besondere Hochachtung und Zuneigung gegen dieselbe gewirket. Er suchte hierauf Gelegenheit, in dem Hause ihrer Mutter bekannt zu werden; und alle seine Umstände waren so vortheilhaft für ihn, daß er seines Wunsches, ohne viele Bemühung, theilhaftig ward. Je öfter er in dem Umgange dieses wohlgearteten Frauenzimmers war, desto mehr lernte er ihre Annehmlichkeiten kennen, bis sich endlich seine vorige Hochachtung in eine wahrhaftige Liebe verwandelte. Er gab dieselbe, nicht nur seiner Geliebten, sondern auch ihrer Frau Mutter, auf eine so geziemende Art zu verstehen, daß er bey beyden sehr wenigen Widerstand antraf. Die betagte Mutter insonderheit sah wohl, daß sie weder an seiner vernünftigen und tugendhaften Aufführung, noch an seiner wohlbedächtigen und aufrichtigen Liebe, das Geringste auszusetzen hätte: und es konnte ihr nicht anders als wohl gefallen, daß Tugendlieb, auf eine besondere wohlanständige Art, bemühet war, ihrer Tochter, zur

Verbesserung

Verbeſſerung ihres Verſtandes und Willens, Anleitung zu geben. Er pries nämlich ſeiner Geliebten nicht nur eyre ſinnreichen Schriften, ſondern auch andere nützliche Bücher an: ja er ließ ſich ſelbſt angelegen ſeyn, durch ſeine eigene Aufführung, ihr das abſcheuliche Weſen der Laſter, und den unſchätzbaren Nutzen der Tugend, mit lebendigen Farben abzumalen, und tief in ihr Gedächtniß zu prägen. Er that dieſes zu keinem andern Ende, als daß er die Vollkommenheiten ſeiner geliebten Beatrix mehr und mehr befördern, und dereinſt eine deſto vergnügtere Ehe mit ihr führen möchte. Er hatte auch um ſo viel mehr Urſache, ſich darauf Rechnung zu machen; da ſeine Zuneigung zu derſelben ihren erſten Urſprung, aus der genauen Uebereinſtimmung ihres Gemüths mit dem ſeinigen, genommen hatte. Ja ſeine vorſichtige Klugheit hatte ein volles Jahr in ihrem Umgange, zu der gehörigen Unterſuchung ihrer Fähigkeit, angewandt; ehe er eine einzige Sylbe von ſeiner Hochachtung oder Liebe gegen ſie erwähnet hatte.

Bis hieher hatte den guten Tugendlieb ſein Glück recht nach Wunſche angelachet: und kein Augenblick war ihm vergnügter geweſen, als wenn er ſeiner Geliebten neue Verſicherungen ſeiner Treue geben; von ihr aber, mit Vorwiſſen ihrer Frau Mutter, die zärtlichſten Zeichen ihrer Gegenliebe empfangen können. Allein, auf einmal wendete ſich das Blatt, als eine unvermuthete Begebenheit die Frau Empfindlich, ſo nenne ich die Mutter der ſchönen Beatrix, gegen den jungen Tugendlieb ganz kaltſinnig, ja gar rachgierig machte. Denket nicht, geehrte Tadlerinnen, daß er ſelber Gelegenheit dazu gegeben: nein, Superbia, ſeine ſtolze Mutter, hatte Schuld daran. Dieſe zwo Mütter hatten einander, ich weiß nicht wo, angetroffen, und da war es geſchehen, daß Superbia die Begrüßung der Frau Empfindlich mit einem verächtlichen Naſerümpfen erwiedert hatte. Dieſe Beleidigung war nun ſchon wichtig und unverantwortlich genug für dieſe letztere, um ſie zu dem allerempfindlichſtem Zorne zu bewegen. Etliche Tücher waren kaum zulänglich, alle die Thränen abzuwiſchen, welche ſie, dieſer Beſchimpfung halber, vergoß. Sie ward nicht allein der hochmüthigen Superbia, ſondern ihrem ganzen Geſchlechte, auf einmal gehäſſig; ja ſo gar Tugendlieb, der unſchul-

dige Tugendlieb, mußte den Stolz seiner Mutter entgelten. Sie widerrief nämlich das bisherige Verlöbniß ihrer Tochter mit demselben, wozu sie doch vorhin ihren Beyfall gegeben hatte. Beatrix mußte ihrem unglückseligen Liebsten keinen Besuch mehr erlauben: und wenn sie noch die geringste Neigung gegen denselben an ihr vermerkte; so suchte sie dieselbe, durch die härteste Drohungen, davon abzuschrecken.

Das verliebte Paar fand indessen doch zuweilen Gelegenheit, auch in währender Feindschaft ihrer Mütter, mit einander zu sprechen, und sich die zärtlichsten Versicherungen von ihrer unverbrüchlichen Treue zu geben. Die Krankheit, in welche Frau Empfindlich, vor heftigem Aergernisse, gefallen war, schien ihnen bey solchen Umständen etwas Tröstliches zu seyn: indem sie sich die Hoffnung machten, daß Beatrix, bey dem vermutheten Tode ihrer betagten Mama, ihre völlige Freyheit bekommen würde. Allein was geschah? Die abnehmenden Leibeskräfte der Patientinn vermehrten nur ihre Rachgier gegen das superbische Haus. Denn kurz vor ihrem Ende forderte sie ihre Tochter vor ihr Siechbette, und nöthigte dieselbe, einen theuren Eid zu thun, daß sie den Herrn Tugendlieb niemals ehlichen wollte. So ungern diese getreue Liebhaberinn daran wollte; so lieb war ihr doch der letzte mütterliche Segen, den ihr die Sterbende zu entziehen, ja in einen grausamen Fluch zu verwandeln drohete, im Fall sie sich, des geforderten Eides halber, lange weigern würde. Sie schwur also, was ihre Mutter verlangte, aber mit der größten Unruhe ihrer Seelen; angesehen sie nur noch vor weniger Zeit ihrem Geliebten ebenfalls eine ewige Treue zugeschworen hatte. Ihre Frau Mutter aber starb bald darauf, in dem elenden Vergnügen, daß sie zum wenigsten auf diese Weise ihr rachgieriges Herz befriediget, und ihr Müthlein an der Superbia gekühlet hätte.

Ich will hier nicht untersuchen, wertheste Tadlerinnen, ob Frau Empfindlich, welche ihr Lebenlang für eine andächtige Kirchengängerinn gehalten worden, auch an ihrem Ende gewiesen habe, daß sie eine wahre Christinn gewesen? Denn ein solches Urtheil ist zu hoch für mich, und ich überlasse diese Verstorbene dem gnädigen Richter aller Todten und Lebendigen. Ich will auch

nicht fragen: Ob nicht Superbia, vielleicht mit gutem Bedachte, eine so höhnische Gesichtsstellung gemachet; um nämlich die Heirath ihres Sohnes auf solche Art zu hindern? Wiewohl ich, als eine nahe Verwandtinn ihrer Familie, nicht geringe Muthmaßungen dazu habe. Denn Superbia hatte ihren Eheherrn noch am Leben, und dachte also vielleicht, daß das Vermögen der Beatrix, als einer vaterlosen Wayse, dem noch täglich wachsenden Reichthume ihres Sohnes nicht vollkommen die Wage halten würde; insonderheit, dafern etwa ihre Capitalien nicht an sichern Orten stehen sollten. Ich ziehe vielmehr, aus der bisherigen Erzählung, diese Gewissensfrage: Ob nämlich die nunmehro verwaysete und höchstbekümmerte Beatrix, den ihrer sterbenden Mutter geleisteten Eid, zu halten verbunden sey? Oder, ob sie vielmehr, ihren oftmaligen gegen den jungen Tugendlieb geschehenen eidlichen Verheißungen nachkommen, und ihn also mit gutem Gewissen heirathen könne?

Einmal ist es gewiß, daß die Frau Empfindlich, vor der vermeynten großen Beleidigung von Superbien, an der Person des Herrn Tugendliebs nichts auszusetzen gefunden; und also seiner Liebe nicht zuwider gewesen. Ferner hat sie sich, aus einer bloßen Rachgier, durch eine kleine Beleidigung, bewegen lassen, ihre vorige Einwilligung zu widerrufen. Endlich so steht auch dieses fest, daß Beatrix, schon vor diesem letztern Eide, ihrem Geliebten mehr als einmal ihre Treue zugeschworen. Seyd nun so gütig, werthesste Tadlerinnen, und rücket diese Geschichte in eines eurer Blätter; gebet aber auch eure Entscheidung darüber, als welche zu dem Entschlusse der verwirrten, und über ihren ietzigen Zustand sehr unruhigen Beatrix, sehr viel beytragen wird. Wollet ihr zugleich eigensinnigen Müttern eine gute Warnung geben, weil sie oft durch Kleinigkeiten die Wohlfahrt ihrer Kinder verscherzen, und sich ihrer sonst rechtmäßigen Gewalt misbrauchen, dieselbe zu unbilligen Dingen zu nöthigen; so werdet ihr um so viel mehr dadurch verbindlich machen

Wartenburg, 1726, den 10 Jul.

Eure aufmerksame Leserinn, Propitia von Zweifelshausen.

Nach

Nach reifer Ueberlegung der Sache, dünket uns, in dieſer ſchweren Frage, folgendes den göttlichen und natürlichen Rechten gemäß zu ſeyn. Weil nämlich die ehliche Verlobung der jungen Beatrix, in Anſehung des mütterlichen Beyfalls, eine ganz erlaubte Sache geweſen: ſo hat die Geliebte allerdings das Recht gehabt, ihrem Liebhaber eidliche Verſicherungen ihrer beſtändigen Treue zu geben; und dieſe ihre Eide ſind alſo für rechtmäßige Eidſchwüre zu halten. Ob wohl nun ſonſt die Aeltern ihren Kindern auferlegen können, dieſe oder jene Perſon nicht zu heirathen; auch dieſe verbunden ſind, ſolchen Befehlen zu gehorſamen, inſonderheit wenn ſie ſich gar mit einem Eide dazu verpflichtet hätten: ſo kann doch ſolches in gegenwärtigem Falle nicht ſtatt finden; theils, weil das, zwiſchen Beatrix und Tugendlieb, mit Vorwiſſen ihrer Mutter, geſchehene Verlöbniß, bereits als eine wirkliche Ehe anzuſehen geweſen, welche durch keine Privatperſon getrennet werden kann; theils, weil die, zu Bekräftigung dieſer Verheißung, geleiſteten Eide rechtmäßige Eide geweſen, und alſo durchaus nicht gebrochen werden müſſen; theils endlich, weil der letzte Eidſchwur für einen unrechtmäßigen, und ohne erhebliche Urſachen abgedrungenen Eid, anzuſehen iſt, den Beatrix mit gutem Gewiſſen nicht hat ſchwören können. Hätte ſie nun denſelben nicht einmal ſchwören ſollen: ſo muß ſie ihn auch, nachdem ſie ihn geſchworen, nicht halten; ſondern vielmehr ihren vorigen Verpflichtungen ein Genügen thun. Sie wird ſolches, nach dem bereits erfolgten Tode ihrer Mama, um ſo viel ungehinderter thun können: maßen ſie alſo nicht zu beſorgen hat, daß dieſer vermeynte Ungehorſam ihr den geringſten Unwillen bey derſelben zuwege bringen werde. Ihr Gewiſſen aber kann ſie damit zufrieden ſtellen, daß man zwar ſeinen Aeltern gehorchen müſſe; aber nicht in ſolchen Fällen, wo ſie etwas Unbilliges von uns

fordern,

fordern, dergleichen es ſeyn würde, wenn ſie uns die Verletzung eines rechtmäßigen Eides anbefehlen ſollten. Das übrige müſſen wir bis auf ein andermal ausſetzen.

Berühmte Tugendlehrerinnen!

Wie weit hat ſich nicht ſchon euer faſt richterliches Anſehen ausgebreitet, indem auch dieſer Orten das Frauenzimmer, wegen der ihnen zugefügten Beleidigungen, Schutz und Hülfe bey euch ſucht, und in der Meynung ſteht, daß es ſeine gerechte Klagen nirgends beſſer, als in euren Schooß, ausſchütten könne? Ihr werdet ſolches aus beyliegendem Schreiben der ſpirituellen (verzeihet mir dieſes franzöſiſche Wort, welches ich auf deutſch nicht recht auszudrücken weiß) N. N., unſchwer erſehen können. Ich überſchicke euch ſolches auf ihr Begehren; doch, die Wahrheit zu geſtehen, weder unerbrochen noch ungeleſen: denn wer wollte mir dergleichen Neugierigkeit wohl verargen? Ich weiß zwar, daß ihr, in euren bisherigen Blättern, das Frauenzimmer gegen die unbilligen Auflagen der Mannsperſonen ſchon genugſam gerechtfertiget habt; ſo, daß dieſe artige Erzürnte, auch in ihrem Anliegen, ſchon ſattſamen Troſt darinnen antreffen könnte: allein deſſen ungeachtet ſteht es doch eurer Gütigkeit frey, ob ihr nicht noch insbeſondere derſelbigen einen gütigen Beyſtand wollet angedeihen laſſen. Ich für meine Perſon erkläre mich, mit dem größeſten Vergnügen,

Berühmte Tugendlehrerinnen,

Darmſtadt, 1726, den 15 Jul.

für Euren beſtändigen Verehrer,

N.

Liebſte Tadlerinn, Iris!

Euren bisherigen Ermahnungen zu folgen, daß wir Frauenzimmer nämlich auch einige Stunden des Tages zur Leſung allerley guter, inſonderheit moraliſcher Bücher, anwenden ſollen; befand ich mich, vor ungefähr drey Tagen, in meinem neuerbauten Sommerhauſe,

merhause, des Vorhabens, mich durch die Schriften des Spectateurs zu erbauen. Weil es aber selbigen Tages sehr warm war, und die Aussicht des Lusthauses nicht nach der Straße; sondern in den Hof eines unserer Nachbarn gieng: so begab ich mich mit meinem Buche ins Fenster. Kaum hatte ich den ersten Blick in dasselbe gethan, als, wider alles Vermuthen, ein vornehmer gelehrter Mann solches wahrnahm und mir alsobald mit lauter Stimme zurief: " Wie so ämsig im Lesen, mein werthes Frauenzimmer? " Das wird ohne Zweifel ein lustiger Roman seyn, der sie so an- " dächtig macht?" Diese von mir gefaßte Meynung widerlegte ich nicht nur mit Worten, sondern zeigte ihm auch das Kupfer und Titelblatt des Buches; mit der beygefügten Versicherung: Daß dergleichen Fratzen, als Romanen sind, mir niemals in die Hände kämen. Hierauf bath er mich zwar um Verzeihung, und ich mußte ihm dieselbe freylich mit vielen Worten versprechen: allein erwäget selbsten, liebste Tadlerinnen, wie sehr mich dieser Vorwurf heimlich geschmerzet hat, und erlaubet mirs, euch durch diese Zeilen meinen Verdruß zu klagen. Habt doch auch ferner die Gewogenheit gegen eure Mitschwestern, und verweiset in einem eurer Blätter den Mannspersonen ihr Vorurtheil, als wenn nichts, als ein eitler Roman, unsern Sinn vergnügen könnte. Lehret sie doch auch, durch die Exempel, die euer Halle durch euch selbst vor Augen leget, bessere Gedanken von uns zu schöpfen: denn dafür wird euch den größesten Dank wissen

Eure

Sommershausen, den
13 Jul. 1726.

ganz ergebenste Freundinn
N. N.

Iris.

Das

Das XXXII Stück.

Den 9 Auguſt, 1726.

Philander.

Da überwerfen ſich die Wörter auf der Zungen,
Doch endlich reißt der Damm, die Fluthen treten aus.

Unter den ſchönen Beyträgen, die mir von unterſchiedenen Orten zugeſchickt worden, iſt derjenige der älteſte, den mir Herr Franciſci von ſeiner ſchon mehrmals gerühmten Feder zukommen laſſen. Dieſen will ich heute meinen geehrten Leſern vorlegen: weil ich weiß, daß ſie eben ſowohl damit zufrieden ſeyn werden, als wenn ich ihnen etwas von meinen eigenen Gedanken mitgetheilet hätte. Enthalten ja meine beygefügten Anmerkungen etwas Nützliches in ſich, ſo geſtehe ich doch, daß er mir Gelegenheit dazu gegeben; und alſo wird man dieſelben gleichfals ihm zuzuſchreiben haben.

Verſtändige Phyllis!

Ich gerieth neulich über den andern Theil des neuen franzöſiſchen Spectateurs, und fand auf dem ſiebenten Blatte eine beſondre Anmerkung, welche er über die Schreibart ſeiner Landesleute gemachet hat. Daraus erſahe ich, daß die Art, kurz und ſcharfſinnig zu ſchreiben, keinesweges nach ſeinem Geſchmacke ſey. Denn er fürchtet ſich, man möchte vielleicht anfangen, ganz Frankreich für lungenſüchtig zu halten: weil man wahrſcheinlich vermuthen könnte, dergleichen Scribenten hätten durch eine kurze Schreibart, wo nicht ihrer eigenen Bruſtbeſchwerung, doch gewiß dem

dem kurzen Athem ihrer Leſer zu Hülfe zu kommen geſucht. Der Herr N. N. welchem er im übrigen das Lob eines der geſchickteſten Männer nicht entziehet, iſt, nach der Meynung dieſes neuen Spectateurs, der erſte geweſen, dem andere Franzoſen in der kurzen Schreibart nachgefolget ſind. Er ſtellet ihn deswegen dem alten Seneca an die Seite, welchem er Schuld giebt, daß er die männliche Sprache der Lateiner, die zu den Zeiten Kaiſers Auguſts im Brauche geweſen, gänzlich vergeſſen gehabt. Zwar vergleichet er die kurze und ſcharfſinnige Art zu ſchreiben mit koſtbaren Edelgeſteinen, welche einer Kleidung kein geringes Anſehen geben. Dieſes muß aber ſein rechter Ernſt nicht ſeyn; denn in dem Nachfolgenden giebt er ſie für einen Putz von falſchen Cryſtallen oder böhmiſchen Diamanten aus, welche man nur in der Ferne ſehen müſſe, wenn ſie ihr falſches und unächtes Weſen nicht verrathen ſollen. Nun glaube ich gar gern, daß man unter ſeinen Landesleuten eben ſo viel unglückliche Nachfolger dieſes Scribenten antrifft, als Leute bey uns gefunden werden, welche weiter nichts, als den guten Willen haben, etwa dem berühmten Müller, Laſſenius und Cober nachzuahmen? Aber darinnen bin ich mit ihm nicht eins, daß er alle kurzgefaßte Schreibart ſo gar zu verwerfen ſcheinet. Seinen Franzoſen will ich nicht das Wort reden; wiewohl mich immer dünkt, gedachte Schreibart ſchicke ſich für ihre Sprache am beſten, weil ſie ſo gar viel Männliches eben nicht an ſich hat. Ich überlaſſe es vielmehr ihnen, wertheſte Phyllis, den Herrn N. N. und ſeine Nachfolger zu vertheidigen, weil ſie vor einem Jahre eins von ſeinen allerbeſten Büchern, ihrem Geſchlechte zu leſen angeprieſen. Ich will dießmal nur von unſrer deutſchen Sprache reden.

Es fragt ſich nämlich, ob auch unter uns diejenigen Scribenten für lungenſüchtig zu halten ſeyn, welche ſich im Reden und Schreiben einer kurzen und ſcharfſinnigen Schreibart bedienen? Ich meines Theils ſollte meynen, man könnte dieſer unnöthigen Furcht gar leicht überhoben ſeyn. Man ſteht ja ohne Zweifel weit mehr in Gefahr, ſeiner Lunge Schaden zu thun, wenn man alle Abſätze (Periodos) einer Schrift oder Rede nach der brabandter Elle ausmiſſet, und ihr alſo Gewalt anthun muß, wenn man

ſie

ſie in einem Athem herſagen will. Es iſt wahr, unſere deutſche Sprache hat, in Anſehung des männlichen Ausdruckes, vor der franzöſiſchen einen gewaltigen Vorzug, und dazu ſcheinet dem Spectateur die weite Ausdehnung unſrer Sätze nicht wenig beyzutragen. Ich könnte aber hierbey fragen: Ob man denn in dem weitläuftigen und oftmals unnützem Geſchwätze eines plauderhaften Weibes mehr Männliches antreffe, als in dem kurzgefaßten und geſetzten Ausſpruche eines weiſen Mannes? Den kürzeſten Weg halte ich immer für den beſten. Wozu dienet ein weiter Umſchweif, wenn man gerade zu eben ſo gut, oder noch wohl beſſer gehen kann? So bekannt der Spruch iſt: Quod fieri poteſt per pauca, non fieri debet per plura; ſo wahr iſt er auch. Ja ich wollte faſt behaupten, es leuchte weit mehr männliches Weſen aus einer kurzen, als aus einer weitausgedehnten Art des Ausdruckes hervor. Denn wenn in jener nicht mehr Scharfſinnigkeit ſtecken ſollte, als in dieſer: warum würden wohl zwey oder drey kluge Worte, aus dem Munde eines großen Mannes, einen größeren Eindruck in unſer Gemüth machen, als das lange Geſchwätze eines gemeinen Plauderers?

Eben dieſe Betrachtung führet mich auf den Nutzen, welchen ſowohl Leſer als Zuhörer von einer kurzgefaßten Schreibart und Rede haben können. Ich berufe mich hier auf alle diejenigen, welche Bücher leſen, und frage ſie: Ob ſie nicht ſehr verdrießlich gemacht und recht gemartert werden, wenn ſie über einen Satz kommen, der manchmal ſo weit ausgedehnet iſt, daß die ganze Seite des Buches ihn nicht faſſen kann? Ich ſchreibe hiermit nicht zu viel, und könnte zur Noth Beweisthümer genug anführen. Wie ſehr muß man da nicht das Nachdenken anſtrengen? Und wie heftig muß nicht das Gedächtniß alle Kräfte hervorſuchen, um den Anfang einer ſo weitläuftigen Rede, bis zum Schluſſe derſelben, zu behalten? Und doch geht ſolches, aller Bemühungen ungeachtet, bisweilen nicht an. Wenn nämlich der Satz zum Ende iſt, ſo muß man ihn gewiß, entweder in der Mitte, oder gar von vornen wieder zu leſen anfangen, und ſolches öfters mehr als einmal thun; ehe man recht wiſſen kann, was der Scribent uns habe ſagen wollen. Dieſe Wiederholung iſt nun noch endlich ein Vortheil der Leſenden,

dem kurzen Athem ihrer Leſer zu Hülfe zu kommen geſucht. Der Herr N. N. welchem er im übrigen das Lob eines der geſchickteſten Männer nicht entziehet, iſt, nach der Meynung dieſes neuen Spectateurs, der erſte geweſen, dem andere Franzoſen in der kurzen Schreibart nachgefolget ſind. Er ſtellet ihn deswegen dem alten Seneca an die Seite, welchem er Schuld giebt, daß er die männliche Sprache der Lateiner, die zu den Zeiten Kaiſers Auguſts im Brauche geweſen, gänzlich vergeſſen gehabt. Zwar vergleichet er die kurze und ſcharfſinnige Art zu ſchreiben mit koſtbaren Edelgeſteinen, welche einer Kleidung kein geringes Anſehen geben. Dieſes muß aber ſein rechter Ernſt nicht ſeyn; denn in dem Nachfolgenden giebt er ſie für einen Putz von falſchen Cryſtallen oder böhmiſchen Diamanten aus, welche man nur in der Ferne ſehen müſſe, wenn ſie ihr falſches und unächtes Weſen nicht verrathen ſollen. Nun glaube ich gar gern, daß man unter ſeinen Landesleuten eben ſo viel unglückliche Nachfolger dieſes Scribenten antrifft, als Leute bey uns gefunden werden, welche weiter nichts, als den guten Willen haben, etwa dem berühmten Müller, Laſſenius und Cober nachzuahmen? Aber darinnen bin ich mit ihm nicht eins, daß er alle kurzgefaßte Schreibart ſo gar zu verwerfen ſcheinet. Seinen Franzoſen will ich nicht das Wort reden; wiewohl mich immer dünkt, gedachte Schreibart ſchicke ſich für ihre Sprache am beſten, weil ſie ſo gar viel Männliches eben nicht an ſich hat. Ich überlaſſe es vielmehr ihnen, wertheſte Phyllis, den Herrn N. N. und ſeine Nachfolger zu vertheidigen, weil ſie vor einem Jahre eins von ſeinen allerbeſten Büchern, ihrem Geſchlechte zu leſen angeprieſen. Ich will dießmal nur von unſrer deutſchen Sprache reden.

Es fragt ſich nämlich, ob auch unter uns diejenigen Scribenten für lungenſüchtig zu halten ſeyn, welche ſich im Reden und Schreiben einer kurzen und ſcharfſinnigen Schreibart bedienen? Ich meines Theils ſollte meynen, man könnte dieſer unnöthigen Furcht gar leicht überhoben ſeyn. Man ſteht ja ohne Zweifel weit mehr in Gefahr, ſeiner Lunge Schaden zu thun, wenn man alle Abſätze (Periodos) einer Schrift oder Rede nach der brabandter Elle ausmiſſet, und ihr alſo Gewalt anthun muß, wenn man

ſie

ſie in einem Athem herſagen will. Es iſt wahr, unſere deutſche Sprache hat, in Anſehung des männlichen Ausdruckes, vor der franzöſiſchen einen gewaltigen Vorzug, und dazu ſcheinet dem Spectateur die weite Ausdehnung unſrer Sätze nicht wenig beyzutragen. Ich könnte aber hierbey fragen: Ob man denn in dem weitläuftigen und oftmals unnützem Geſchwätze eines plauderhaften Weibes mehr Männliches antreffe, als in dem kurzgefaßten und geſetzten Ausſpruche eines weiſen Mannes? Den kürzeſten Weg halte ich immer für den beſten. Wozu dienet ein weiter Umſchweif, wenn man gerade zu eben ſo gut, oder noch wohl beſſer gehen kann? So bekannt der Spruch iſt: Quod fieri poteſt per pauca, non fieri debet per plura; ſo wahr iſt er auch. Ja ich wollte faſt behaupten, es leuchte weit mehr männliches Weſen aus einer kurzen, als aus einer weitausgedehnten Art des Ausdruckes hervor. Denn wenn in jener nicht mehr Scharfſinnigkeit ſtecken ſollte, als in dieſer: warum würden wohl zwey oder drey kluge Worte, aus dem Munde eines großen Mannes, einen größeren Eindruck in unſer Gemüth machen, als das lange Geſchwätze eines gemeinen Plauderers?

Eben dieſe Betrachtung führet mich auf den Nutzen, welchen ſowohl Leſer als Zuhörer von einer kurzgefaßten Schreibart und Rede haben können. Ich berufe mich hier auf alle diejenigen, welche Bücher leſen, und frage ſie: Ob ſie nicht ſehr verdrießlich gemacht und recht gemartert werden, wenn ſie über einen Satz kommen, der manchmal ſo weit ausgedehnet iſt, daß die ganze Seite des Buches ihn nicht faſſen kann? Ich ſchreibe hiermit nicht zu viel, und könnte zur Noth Beweisthümer genug anführen. Wie ſehr muß man da nicht das Nachdenken anſtrengen? Und wie heftig muß nicht das Gedächtniß alle Kräfte hervorſuchen, um den Anfang einer ſo weitläuftigen Rede, bis zum Schluſſe derſelben, zu behalten? Und doch geht ſolches, aller Bemühungen ungeachtet, bisweilen nicht an. Wenn nämlich der Satz zum Ende iſt, ſo muß man ihn gewiß, entweder in der Mitte, oder gar von vornen wieder zu leſen anfangen, und ſolches öfters mehr als einmal thun; ehe man recht wiſſen kann, was der Scribent uns habe ſagen wollen. Dieſe Wiederholung iſt nun noch endlich ein Vortheil der Leſenden,

die das Buch vor sich haben, und darinnen aufhören und fortfahren können, wenn sie wollen. Wie kömmt aber ein armer Zuhörer zurechte, der einen so großmäuligten Redner anhören muß? Es schickt sich ja nicht, daß ein Redner auf eines ieden Zuhörers Verlangen seinen unermäßlichen Satz etlichemal wiederholet. Gleichwohl aber hat man den ersten Theil desselben bereits wieder vergessen, ehe man noch die Hoffnung hat, daß das Ende davon so bald nachkommen werde. Fürwahr, ich dächte, dieses wäre eine Sache, welche wohl verdienete, in Betrachtung gezogen zu werden; sonderlich von denen, die vor ganzen Gemeinen zu reden haben, darunter die Einfältigen allezeit den größten Haufen ausmachen. Ich habe mich oft gewundert, warum meine Hausgenossen manche schöne Predigt für gar zu hoch und gelehrt gehalten, die doch in der That nichts so hohes oder gelehrtes in sich gehabt, welches ihrem Verstande nicht gemäß gewesen wäre. Ich fand aber, nach genauer Ueberlegung, daß die Art des Ausdruckes diese vermeynte Hoheit verursachet hätte. Gemeine Leute nennen alles hoch, was sie nicht verstehen können: die Weitläuftigkeit der Sätze aber macht ihrem schwachen Verstande die ganze Rede unverständlich. Sollte man daher nicht bemühet seyn, durch eine etwas kürzere Einrichtung seiner Sätze, der Einfalt zu statten zu kommen? auf welche sonder Zweifel in öffentlichen Reden die meiste Absicht gerichtet werden muß.

Ist es nun für einen Leser und Zuhörer weit zuträglicher, kurzgefaßte Sätze zu lesen und zu hören: so ist es auch für einen Redner weit besser, dieselben auszusprechen. Wie unbequem ist es nicht, wenn er oft, wegen der langen Ausdehnung eines Ausspruches, mitten darinnen inne halten, oder wohl gar etlichemal Athem holen muß; ehe er endlich seinen ganzen Gedanken hervorbringen kann? Und wie viel verlieret nicht seine Rede von der Annehmlichkeit, welche sie widrigenfalls haben würde? Der Vortrag hat wahrlich einen weit größern Wohlklang, wenn ein ieder Satz unzerrissen und unzerstümmelt ausgesprochen wird. Denn die Zunge ruhet nicht eher, als am Ende desselben, und die Brust schöpfet indessen frische Luft, um das Folgende mit desto besserer Kraft und Munterkeit an den Tag zu geben. Glauben sie indessen nicht, geehrteste

Phyllis,

Phyllis, als ob ich durch dieſe meine Anmerkungen geſonnen ſey, zu erweiſen, daß man durch lauter Sprüchwörter reden ſolle. Nein, auch dieſe Art zu reden würde ſehr verdrießlich werden. Ein geſcheidter Kopf weiß ſchon durch eine angenehme Abwechſelung dieſer Schwierigkeit abzuhelfen. Ich habe nur den Vorzug einer kurzen und ſcharfſinnigen Schreibart, vor einer allzulangen und verdrießlichen, anzeigen, und gegen obgedachten franzöſiſchen Spectateur vertheidigen wollen: Daß diejenigen noch keine mangelhafte Lunge haben, die ſich entweder in Schriften und Reden eines kurzen, deutlichen und nachdrücklichen Vortrages bedienen; oder von einem guten Redner und wohlgeſchriebenen Buche dergleichen Schreibart erwarten. Ich benehme auch hiemit niemanden die Freyheit, mit vielen Worten und überaus weitläuftigen Sätzen wenig oder nichts zu ſagen. Vielweniger aber will ich denen ihr Vergnügen beneiden, die ein Belieben tragen, dergleichen leeren Schellenklang anzuhören.

Nur ein einziges fällt mir noch bey, welches mit dem, was ich bisher geſchrieben, eine ziemliche Verwandtniß hat. Ich meyne die ſogenannten Parentheſes, oder Einſchiebſel, welches ganze Sätze ſind, die man mitten in den Hauptſatz einſchließt, ohne ſie mit dieſem durch einen ordentlichen Zuſammenhang zu verbinden: weswegen ſie denn auch von demſelben durch beſondre Zeichen abgeſondert werden. Dieſe Gewohnheit gewiſſer Scribenten und Redner will mir nicht ſonderlich anſtehen. Sollte es denn nicht möglich ſeyn, wertheſte Phyllis, derſelben gar zu entrathen? Die Gedanken der Leſer und Zuhörer werden dadurch ſehr zerriſſen, oder doch merklich aufgehalten: zumal wenn der fremde Satz, den man einſchaltet, gar zu lang iſt, oder wenn dieſe Einſchaltung gar zu oft angebracht wird. Sollte man dieſer Verdrießlichkeit nicht durch eine Verſetzung, oder geſchickte Verbindung mit der Hauptſache abhelfen können? Auf einer ebenen Straße kömmt man zum wenigſten viel beſſer fort; als wenn man genöthiget wird, über viele Zäune zu ſpringen, und hernach doch wieder zurücke ſehen muß, wo man den Weg gelaſſen hat.

Ich weiß nicht, ob ich mir die Hoffnung machen darf, daß meine bisherige Anmerkungen mit ihren Gedanken, geehrteſte

Phyllis, übereinſtimmen werden. Einigermaßen kann ich ſolches vermuthen, wenn ich nämlich das fünfte Blatt dieſes Jahres leſe, darinnen ſie dero Gedanken von der geiſtlichen Redekunſt entworfen haben. Dem ſey aber wie ihm wolle: ich überlaſſe dieſes Schreiben ihrer Beurtheilung, und bin

L. den 22 Junius, 1726.

Dero beſtändiger Verehrer Franciſci.

Alles, was der gründliche Herr Franciſci in dieſem wohlgeſetzten Briefe vorgetragen, kömmt mir ſo wahr und vernunftmäßig vor, daß ich nicht das Geringſte darwider zu erinnern habe. Er hat die ganze Materie von dem Vorzuge der kurzen Schreibart vor der weitläuftigen ſo erſchöpfet, daß ich faſt nichts hinzu ſetzen kann; wenn ich nicht dasjenige wiederholen will, was er ſchon davon geſchrieben hat. Das einzige will ich nur erinnern, daß es bey der kurzen und nachdrücklichen Schreibart mehr auf den Verſtand, als auf den Mund und auf die Feder ankomme. Die Rede iſt ein Ausdruck unſerer Gedanken, und Schriften ſind getreue Dollmetſcher deſſen, was in der Seele eines Scribenten vorgeht. Man kann alſo, von der Beſchaffenheit des einen, ganz ſicher auf die Eigenſchaften des andern ſchließen. Wie ein Menſch redet und ſchreibt; ſo denket er auch. Hat er lauter undeutliche, verwirrte und übelzuſammenhangende Bildungen im Kopfe: ſo wird er auch eine dunkle unordentliche und weitgedehnte Art des Ausdruckes haben. Er weiß ſelber nicht recht, was er ſagen will: wie will er es denn anderen gehöriger Weiſe zu verſtehen geben? Hat aber iemand deutliche, richtige und ordentliche Vorſtellungen im Verſtande: ſo werden auch ſeine Reden ein merkliches Licht und ſeine Schriften eine gewiſſe Schönheit haben; die zwar einem ieden Zuhörer und Leſer empfind-

lich

lich ist, ob gleich nicht ein ieder weiß, woher sie entsteht. Dergestalt redet und schreibet nun niemand schön, sinnreich und nachdrücklich, als wer die Geschicklichkeit wohl zu denken besitzet. Das ist die allergeringste Eigenschaft derer, die eine schöne Schreibart haben, daß sie die Sprache wohl verstehen, darinnen sie schreiben; ungeachtet man insgemein ihren ganzen Ruhm in diese enge Schranken schließt. Es gehört eine gewisse Vollkommenheit des Verstandes zu einer schönen Schreibart, die von weit höherm Werthe ist, als die Kenntniß und Wissenschaft aller Sprachen zusammen genommen. Diese Vollkommenheit nun ist keinem angebohren: man erlanget sie auch nicht auf einmal; sondern es gehört sehr viel dazu. Ein von Natur fähiger Kopf, eine vernünftige Auferziehung, ein gründlicher Unterricht in mancherley Wissenschaften, sonderlich in denjenigen, wo man mehr die Vernunft als das Gedächtniß brauchet, das Lesen wohlgeschriebener Bücher, die gute Einsicht in die Sachen, wovon man redet oder schreibt, und ein fleißiges Nachsinnen, was, und wie man reden und schreiben wolle; das sind lauter nothwendige Stücke, ohne welche niemand eine gute, geschweige denn eine schöne, sinnreiche und nachdrückliche Schreibart erlangen wird: wenn er gleich seine Sprache noch so wohl inne hätte.

Den Herrn N. N. auf dessen kurze Schreibart der neue Spectateur so übel zu sprechen ist, haben wir zwar niemals wegen der schönen Schreibart angepriesen; sondern bloß der Materie halber, davon er geschrieben, zu lesen vorgeschlagen: aber er kann auch hierinnen vollkommen zum Muster dienen. Meines Erachtens ist er in allen vorhin erwähnten Eigenschaften eines guten Scribenten fast vollkommen. Er denket schön, darum schreibt er auch schön, und es ist kein Wunder, daß er so viele Nachfolger gefunden, da das Schöne allezeit

eine verborgene Kraft hat, ſich beliebt zu machen. Dieſer franzöſiſche Spectateur kömmt alſo ſeinem Vorgänger, dem engliſchen, am guten Geſchmacke gar nicht gleich: als welcher ſelbſt in keiner weitgedehnten, ſondern kurzen und ſinnreichen Art geſchrieben. Da nun das Weſen der ſchönen Schreibart mehr in Gedanken, als in Worten beſteht; Gedanken aber in allen Sprachen ausgedrückt werden können: ſo wird man die Schönheit eines Buches auch wohl aus einer Ueberſetzung wahrnehmen können. Allein man muß gewiß verſichert ſeyn, daß der Ueberſetzer nicht nur beyde Sprachen; ſondern auch die Sache ſelbſt wohl verſtanden habe. Hieran aber kann man bey allen Ueberſetzungen zweifeln. Wer alſo eine ſchöne Schreibart liebet, der muß lauter Originale und keine Ueberſetzungen leſen. Gar ſelten erlanget iemand den Ruhm, den der berühmte Vaugelas durch ſeinen franzöſiſchen Curtius, oder die Frau Dacier durch ihren überſetzten Homer, erlanget hat.

Doch ich entferne mich gar zu ſehr von der kurzen Schreibart. Es iſt beſſer kurz, als weitläuftig ſchreiben; das iſt gewiß: aber man muß auch die Kürze nicht erzwingen, und viele Wörter, Sylben und Buchſtaben in einem Satze auslaſſen, die entweder zum Verſtande deſſelben unentbehrlich, oder doch zur Deutlichkeit behülflich ſind. Bey vielen unſrer Scribenten reißet die Gewohnheit ein, die Hülfswörter: bin, biſt, iſt, ſind, ſeyd, war, geweſen, worden, habe, haſt, hat, hatte, gehabt, haben, u. d. g. inſonderheit auch das Vorwort ich, und dieſes zwar aus einer eingebildeten Demuth, zu verſchlucken. Ich kann dieſes nicht anders als einen Geiz auf Papier, Dinte und Federn anſehen, welche ſie durch dieſe gewaltſame Verkürzung ihrer Sätze zu ſchonen denken. Denn ich will doch nimmermehr glauben, daß ſie auf dieſe unſchuldige Wörter einen Haß geworfen haben, ſo daß ſie dieſelben in ihren

Schriften

Schriften durchaus nicht leiden könnten. Es ist vor einigen Jahren ein gewisser Poet gestorben, der in seinem Leben sehr viele Schriften herausgegeben hat. Und einige, die bey ihm bekannt gewesen, wollen mich versichern, daß man in seiner Verlassenschaft etliche Rieß Papier gefunden habe, die mit unendlich vielen solchen einzelnen Wörtern, hat, ist, haben, werden, sind, worden, seyn, ꝛc. und vielen untermischten Zahlen beschrieben gewesen wären. Als man nun gar nicht begreifen können, was der selige Mann immermehr mit diesem seltsamen Manuscripte im Sinne gehabt haben müsse: so habe man endlich, unter seinen übrigen Zetteln, eine in Form eines Codicills abgefaßte Schrift gefunden, darinnen er bezeuget, wie schmerzlich es ihn in seinem letzten gereuet hätte, daß er in seinen gebundnen und ungebundnen Schriften alle diese Wörter seinen Lesern vorenthalten habe. Weswegen er in Kraft dieser seiner letzten Willensmeynung allen Verlegern seiner Bücher beföhle, an ein iedes derselben das von ihm verfertigte Verzeichniß dieser ausgelassenen Wörter so lange absonderlich beyzudrucken, bis sie bey der neuen Auflage alles an Ort und Stelle einrücken könnten. Er hat auch endlich die Uebertreter dieses Befehles mit diesem schweren Fluche bedrohet, daß widrigenfalls alle diese seine Bücher innerhalb weniger Zeit zu Maculatur werden sollten. Hat diese Erzählung ihre Richtigkeit, so mögen die Herren Buchhändler sehen, wie sie diesem schrecklichen Fluche entgehen wollen.

Phyllis.

****

Das XXXIII Stück.

Den 16 August, 1726.

Günther.

Doch nirgends kommen wohl mehr Kappen an das Licht,
Als da, wo Cipripor den süßen Maulkorb flicht.

Es ist zwar keine Sünde, an Frauenzimmer Briefe zu schreiben: allein dasselbe muß mit vieler Artigkeit, Klugheit und Bescheidenheit geschehen. Von Geschäfftsschreiben ist hier gar nicht die Rede: denn in solchen Fällen ist eine Weibsperson nicht anders, als ein Mann zu betrachten. Nur bloß die galanten Briefe, die man aus Höflichkeit, Scherz, Hochachtung oder Zuneigung an unser Geschlecht ergehen läßt, gehören dießmal für mich, und diese müssen unter anderen Eigenschaften auch etwas Artiges, Kluges und Bescheidenes in sich fassen. Daß nun von dem guten männlichen Geschlechte sehr oft darwider verstoßen werde, das habe ich zwar schon vorlängst gewußt: ietzund aber werde ich veranlaßet, ein Wort davon zu gedenken, da Gervasia aus Tugendheim, wie sie sich unterschreibet; oder vielmehr aus Turnau, wie ich sichere Nachricht habe, deshalben eine Klage bey uns eingeschicket. Sie beschweret sich nämlich, daß ein junger Liebhaber zwoen Schwestern zugleich nachfolgendes Schreiben habe einhändigen lassen. Sie beschweret sich darüber, sage ich, und mich dünkt doch, es sey überaus wohl gerathen; doch will ich meine Leser selbst davon urtheilen lassen:

Made-

Mademoiſelles!

Euer Herz erſchrecke nicht; daß mit dieſen Worten meine Gratulation zu dero beyderſeitigen Namenstage anfahe, und ihnen gleichſam im erſten Anblick dieſer Zeilen eine Furcht einjage; werden dieſelben meinem ſchlechten Kiel nicht ſowohl, als vielmehr dem heutigen Evangelio zuſchreiben. Kurz aber von der Sache zu kommen, und zu zeigen, warum meine Fauſt ſolch kühnes Unternehmen erlaube, wohl wiſſende, daß beyde ſchon mit geiſtreichern Bewillkommungs-Carminibus zu dieſem hohen Feſtin werden verſehen ſeyn. So habe doch nicht umhin gekunnt, Ihnen ein Evangelienbuch anzuwünſchen, daß ſie fürderhin fein als Kinder des Lichts, und nicht der Lügen wandeln mögen. Der ich mich anbey in dero Gunſt beſſer empfehle und verharre,

Mademoiſelles,

Datum, den 1 May, 1726.

Votre obeiſſant Serviteur,
Belderinus.
æt. XX.

Meine Leſer werden ohne Zweifel vermuthen, zwo Schweſtern, welchen man in einem einzigen Briefe zum Namenstage Glück wünſchet, müßten gewiß einerley Namen haben. Allein, wie mich Gervaſia berichtet, ſo hat nur die eine Philippine geheißen; und dem ungeachtet hat der galante Herr Belderin zum Ueberfluſſe auch die andere mit ſeiner beſondern Höflichkeit bedacht. Der Titel, womit er ſie anredet, iſt fürtrefflich ſchön franzöſiſch: zum wenigſten muß er einen beſondern Sprachmeiſter gehabt haben, der ihm gewieſen, daß es nicht recht ſey, wenn man insgemein zu vielem Frauenzimmer Mesdemoiſelles ſagt. Doch das iſt eine Kleinigkeit. Ich wundre mich weit mehr über den ſchriftmäßigen Briefſteller, nach deſſen Anleitung Herr Belderin ſeinen Glückwunſch abgefaſſet

gefaſſet hat. Iſt es aber ſeine eigene Erfindung? Wohl was für ein ſinnreicher Kopf gehöret nicht zu einem ſolchen Einfalle, der aus dem letzten Sonntagsevangelio genommen wird. Nur Schade, daß es für einen Misbrauch der heiligen Schrift ausgeleget wird, welche man ſolchen galanten Stiliſten nicht gern zur oratoriſchen Schatzkammer anzuweiſen pflegt. Wie herrlich klappt nicht die Verbindungsformel: Kurz aber von der Sache zu kommen? Was klingt ſchöner als das edle, Kurz aber? Die Franzoſen ſind unglücklich, daß ſie dieſe Worte in ihrer Sprache nicht haben: denn was für neue Schönheiten hätten nicht Voiture, Pais und Bourſault ihren galanten Briefen dadurch ertheilen können? Ueberhaupt muß unſer Gratulant den Gürtel der Venus in ſeine Gewalt bekommen haben, in welchem alle Reizungen und Annehmlichkeiten verborgen ſteckten. Man erwäge es doch! wie künſtlich iſt ſeine Fauſt nicht, wenn ſie ein ſolch kühnes Unternehmen erlaubet, wohlwiſſende, ꝛc. Wie neu iſt der Ausdruck, da er zum Namenstage Bewillkommungscarmina vermuthet? Wie ſinnreich iſt der Anwunſch eines Evangelienbuchs? Wie richtig iſt der Gegenſatz der Kinder des Lichts und der Lügen? wenn ich gleich des höflichen Verweiſes nicht gedenke, der darinnen ſtecket. Wie vortrefflich iſt nicht die Rechtſchreibung und Punctirung ſeines Briefes? und damit ich das gröſte Wunder zuletzt bemerke: wie unglaublich iſt es nicht, ſchon im zwanzigſten Jahre ſeines Alters, dergleichen Proben einer galanten Schreibart ablegen zu können? Fürwahr, meine gehorſamſte Bitte ergeht hiermit an den unvergleichlichen Herrn Belderin, daß er doch ſeine Fauſt dahin bereden wolle, mehr dergleichen kühne Unternehmungen zu erlauben. Denn es wäre ewig Schade, wenn er ſein herrliches Pfund, das er zu ſinnreichen Schriften und guten Einfällen hat, neidiſcher Weiſe vergraben wollte.

Dieſes

Dieſes bisherige habe ich zur wohlmeynenden Aufmunterung aller galanten Cancelliſten, einer unbekannten Mitſchweſter zu gefallen, hier einzurücken für gut befunden. Das Hauptwerk dieſes meines Papiers geht indeſſen auf das folgende Schreiben, welches uns, ich weiß nicht woher, zugeſchicket worden. Ich laſſe es aber die Verfaſſerinn deſſelben verantworten, wenn einige Redensarten deſſelben ein wenig gar zu verliebt klingen:

Tugendliebende Iris!

Ihr habt in euren bisherigen lehrreichen Blättern die Auslachenswürdigkeiten der ſogenannten Galanterie auf eine ſo lebhafte und überzeugende Art vorgeſtellet, daß wir die Früchte eurer geſunden Vernunftſchlüſſe bereits an verſchiedenen unſerer jungen Herren wahrnehmen. Niemals ſind unſere Buchläden mit einer größern Anzahl von Käufern der vernünftigen Tadlerinnen angefüllet, als wenn die Ordnung euch trifft, uns ein Blatt von eurer Sittenlehre mitzutheilen. Glaubet nicht, daß die bloße Neugierigkeit unſere Herren Studenten antreibet, lieber eure, als eurer Mitſchweſtern Schriften zu kaufen: viele empfinden bey ſich ſchon einigen Trieb zur wahren Tugend, und daher ſind ſie begierig, die Fehler der ſtudierenden Jugend in euren lebhaften Schriften abgeſchildert zu ſehen; um ſich dieſelben deſto leichter abzugewöhnen. Allein ſaget mir doch, geſchickte Iris, warum habt ihr uns bisher noch niemals einen ausführlichen Unterricht von der ſo nothwendigen Erkenntlichkeit eines Liebhabers gegen ſeine Geliebte mitgetheilet? Gewiß dieſe Abhandlung wäre, inſonderheit auf hohen Schulen, ſo nöthig, als irgend eine andre. Zwar weiß ich ſehr wohl, daß ihr die ſogenannte Studentenliebe gänzlich misbilliget, und ich ſelbſt habe an meinen Mitſchweſtern die betrübten Folgerungen derſelben nicht ohne Empfindung bemerket. Allein was iſt zu thun? So wenig man einen Mohren weiß machen würde, wenn man gleich ganze Centner Seifen an ihm verſchwenden wollte: eben ſo wenig wird auch das Uebel dieſer rauſchenden Liebe

und

und flatterhaften Zuneigung auf unſeren Univerſitäten vertilget werden. Wie aber ein kluger Arzt ſeinem Kranken zuförderſt eine gute Diät vorſchreibet, und ihn dadurch zur baldigen Geneſung vorzubereiten ſuchet: alſo könnte vielleicht manches Frauenzimmer überzeuget werden, wie gefährlich es ſey, ſeinen guten Namen der Willkühr eines ſchwatzhaften Liebhabers anzuvertrauen; wenn ihr nur einmal die Misbräuche vorſtellen wolltet, die ſich in dieſem Stücke auf den hohen Schulen äußern.

Herr von Plauderheim iſt ein Menſch, gegen den ſich die Natur in Austheilung ihrer Gaben ſehr freygebig erwieſen hat. Er iſt überaus wohl gewachſen, von angenehmer Geſichtsbildung, und von ziemlicher Artigkeit im Umgange; aber zugleich ein geſchworner Unterthan im Reiche der Liebe. Er bezog dieſe Akademie vor einem Paar Jahren; und wie jener große Kaiſer nur kam, ſah und ſiegte: alſo war auch der Herr von Plauderheim kaum hieher gekommen; als er die ſchöne Celinde ſogleich bey dem erſten Anblicke ſeiner Liebe würdig ſchätzte. Er hat mehr als ein Paar Schuhe auf dem Steinpflaſter vor ihrem Hauſe zerriſſen. Wie manchen Gulden hat er der dienſtbaren Dorilis in die Hand gedruckt, ehe er die ſittſame Celinde zu ſprechen bekommen? Endlich gelung es ihm, durch Vermittelung der ſchwarzhaarigten Jungfer Mitleiderinn, daß er ſeiner engliſchen Schönen mündlich ſeine Leidenſchaft entdecken konnte. Die gefällige und ſittſame Art, mit welcher er ſie das erſtemal unterhielt, bahnte ihm den Weg zu einer fernern Bekanntſchaft. Sie willigte auch nach und nach, doch unter der Bedingung einer tugendhaften Aufführung, in ſeine Liebe: und die hülfreiche Jungfer Mitleiderinn wußte ihn auf eine ſo künſtliche Art bey Celinden einzuſchmeicheln, daß ſie ihn bald einer beſondern Hochachtung würdig ſchätzte. Der Beſuch ward ihm, entweder in ihres Vaters Hauſe, oder in dem Zimmer der verführeriſchen Mitleiderinn, verſtattet: und dieſes geſchah ohne alle Schwierigkeit; ja ſo oft er es wünſchte, und ſo lange er ſich auf dieſer Univerſität aufhielt.

Endlich rückte die Zeit heran, da er, auf Befehl ſeiner Aeltern, dieſe Akademie verlaſſen und nach Hauſe kommen mußte. Er gieng mit traurigem Geſichte zu ſeiner engliſchen Celinde: und

nachdem

nachdem er ihr mit tauſend Eidſchwüren die falſchen Verſicherungen einer beſtändigen Liebe gegeben; ſo ſagte er ihr zu guter letzt eine ſchmerzhafte gute Nacht. Die großmüthige Celinde war weit gelaſſener als er, und wünſchte ihm mit einer ſtandhaften Mine viel Glück zu ſeiner bevorſtehenden Reiſe: ja vielleicht gab ſie ihm auch etliche Küſſe, als den letzten Zehrpfenning, mit auf den Weg. Kaum hatte unſer Herr Plauderheim dieſe Stadt verlaſſen, als die artige und unſchuldige Celinde durch glaubwürdige Perſonen, von der Unerkänntlichkeit ihres geweſenen Liebhabers, benachrichtiget wurde. Sie vernahm, zu ihrer gröſten Beſtürzung, daß er Leute von ganz geringem Stande zu ſeinen Vertrauten gemacht, und Dinge von ihr geſprochen hätte, die ihr wohl nimmer in den Sinn gekommen waren. Hatte ſie ihm etwa einen Handkuß erlaubet; ſo hatte er ſich ſchon gerühmet, daß er ihren Mund ſo oft mit ſeinen ſchwatzhaften Lippen berühren können, als er ſelber gewollt. Ja noch mehr, er verſicherte gar, daß der Garten ihrer lilienreichen Bruſt ihm niemals verſchloſſen geweſen, wenn es mir erlaubt iſt, mit ſeinen eigenen Worten zu reden.

Ich würde die Grenzen eines Briefes weit überſchreiten, wenn ich alle Großſprechereyen unſers undankbaren Liebhabers erzählen ſollte. Doch dieſes kann ich nicht unberühret laſſen, daß er ſich gegen einen ſeiner Vertrauten verlauten laſſen: Seine ſchöne Celinde hätte ihn einsmals des Abends, bey der unvermutheten Nachhauſekunft ihres Vaters, an einen geheimen Ort verſtecket, und ihn alſo dem Haſſe und Zorne dieſes ehrliebenden Alten entzogen. Hatte er ſonſt ſeiner Celinde vorgeſchworen, daß die allerkeuſcheſte Seele in ſeinem Körper wohne; ſo erfuhr ſie nunmehr, daß er ſich nicht geſcheuet, einem gewiſſen Bürgermädchen durch dieſe verführreiſche Worte Fallſtricke zu legen; "Mein engliſches L.. ich wollte meinen "ganzen Wechſel an dich wenden, wenn du mich lieb haben wollteſt:" wiewohl dieſelben ganz vergeblich geweſen. Nunmehro muß die troſtloſe Celinde, für das freye Maul ihres unerkenntlichen Liebhabers, allerhand ungegründete Verläumdungen, ſonderlich von dem ungehirnten Pöbel, erdulden: ja ſie erfährt mit großer Reue, wie gefährlich es ſey, einem ſchwatzhaften Liebhaber auch nur die geringſten Merkmaale einer Gegenliebe ſpüren zu laſſen.

Nehmet

Nehmt es nicht ungütig, wertheſte Iris, daß ich euch mit einem ſo langen Briefe beſchwerlich bin. Der herzliche Eifer wider die ungezähmte Zunge des Herrn von Plauderheims, und die Hochachtung gegen die tugendhafte Celinde, haben mich genöthiget, euch die Sache mit allen Umſtänden zu erzählen; in der Hoffnung, daß ihr euch eheſtens die Mühe geben werdet, von der nöthigen Erkenntlichkeit eines Liebhabers gegen ſeine Geliebte, ausführlich zu handeln. Ihr werdet euch durch dieſe Gütigkeit nicht allein den größeſten Theil meiner Mitſchweſtern, ſondern auch inſonderheit diejenige, verbindlich machen, welche allezeit ſeyn wird

Von Hauſe, den 26 Jun. 1726.

Eure ergebenſte Dienerinn Flavia.

Meines Erachtens ſind es ſehr alte Klagen, die das galante Frauenzimmer über die Schwatzhaftigkeit ihrer Liebhaber führet. Die Erkenntlichkeit iſt freylich eine ſehr edle Gemüthsbeſchaffenheit: und es ſcheint allerdings, daß auch die treuen Schäfer, in ihren Buhlereyen, gegen ihre Schäferinnen dieſelbe bezeigen ſollten. Allein wer kann dieſen undankbaren Leuten ihre Unart abgewöhnen? Es iſt ſchon in dem vorigen Jahre, bald von Anfang, von uns wider die Ruhmredigkeit in Liebesſachen geeifert worden. Ich müßte alſo daſſelbe wiederholen, wenn ichs itzund abermal thun ſollte, und würde doch wohl nichts damit ausrichten. Es iſt derowegen am beſten, daß ich mich zu meinem Geſchlechte wende, bey welchem ich weit mehr auszurichten hoffe.

Bedenket alſo nur, ihr liebſten Kinder, mit was für unartigen Leuten ihr zu thun habt. Sie betteln, ſie weinen, ſie ächzen nach eurer Gewogenheit. Sie ſchwören euch tauſendmal Verſchwiegenheit und Treue zu. Sie verfluchen und vermaledeyen ſich darüber: wenn ihr ihnen aber das geringſte Zeichen eurer Liebe gebt; ſeht, ſo muß es erſtlich ein guter

Freund,

Freund, hernach eine ganze Saufgesellschaft, und endlich die ganze Stadt wissen. Und das ist noch das allerwenigste. Sie lügen noch zehnmal mehr dazu; und wie schlecht ist es alsdann um euren guten Namen bestellt? Die Welt ist ietzo sehr schlimm: sie glaubt lieber was Böses, als was Gutes von euch. Wie wollt ihr nun diesem großen Uebel immermehr entgehen?

Ich weiß indessen noch einen guten Rath für euch, liebe Schwestern, wenn ihr mir nur folgen wollet. Um eurem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, welches in diesen Fällen sehr schwach zu seyn pflegt; so will ich meine Regeln in einen dreyfachen Reim bringen:

Ihr müßt keinen Buhlern glauben,
Was sie suchen, nie erlauben,
Und die Hasen wacker schrauben.

Schreibt euch diese wohlgemeynten Regeln mit güldenen Buchstaben vor die Augen, und nehmet sie fleißig in Acht. Sobald euch iemand etwas zumuthet, so unschuldig es auch zu seyn scheint, so denket gleich: Wie, wenn er dieses hernach anderen erzählte? Wie, wenn es etwa in der ganzen Stadt auskäme? Weil ich nun das veste Vertrauen habe, daß alle, die ihren guten Namen lieben, meiner wohlgemeynten Ermahnung nachkommen werden: so erlaube ichs hinführo, sowohl dem Herrn von Plauderheim, als allen seinen Cameraden, öffentlich zu erzählen, was sie von ihren Schönen iemals für Gefälligkeiten genossen haben. Aber ich verbiethe es ihnen hingegen, bey Verlust aller Gewogenheit bey unserm Geschlechte, nicht das Geringste dazu zu lügen. Auf solche Weise wollen wir künftig bald erfahren, welches Frauenzimmer wirklich tugendhaft sey, oder nicht?

Iris.

****

Das XXXIV Stück.

Den 23 August, 1726.

Canitz.

Greif erst die Fehler an, die du selbst an dir siehst,
Eh du der andern Thun durch deine Hechel ziehst.

An dem Tempel Apollons soll vorzeiten, über dem Eingange, diese Schrift mit goldenen Buchstaben gestanden haben: Kenne dich selbst! So thöricht auch sonst die meisten Stücke und Ceremonien des alten heidnischen Gottesdienstes gewesen: so voller Weisheit ist gleichwohl diese Regel; und so eine gute Vorstellung mußte man sich von derjenigen Gottheit daraus machen, über deren Tempel man diese güldene Worte antraf. Apollo ist für einen Gott der Weisheit und Dichtkunst gehalten worden: und welche Regel hätte er denn wohl allen seinen Anbethern mit besserm Rechte einschärfen können, um sie zur wahren Weisheit dadurch vorzubereiten; als eben diese: Kenne dich selbst!

Ich will dießmal nur einen einzigen Nutzen einer so heilsamen Erinnerung anführen. Wer sich selbst kennet, der wird sich seiner Fehler und Schwachheiten bewußt seyn; und folglich mit den Gebrechen und Mängeln, die er an andern wahrnimmt, desto besser Geduld und Mitleiden haben können. Ist aber dieses, so wird das Laster des Splitterrichtens und Afterredens von sich selber wegfallen. Was ist aber gemeiner, als dieses Laster? Und wie wird ihm anders abzuhelfen

helfen seyn, als wenn man allen Menschen die so nöthige Erkenntniß ihrer selbst anpreiset, und zu erleichtern suchet. Auf diese Betrachtung hat uns folgendes Schreiben einer unsrer Mitschwestern und Leserinnen gebracht, die sich, über das Splitterrichten der Mannspersonen über unser Geschlecht, bey uns beschweret hat. Wir haben ihre Klagen so gerecht und billig befunden, daß wir ihrem Briefe hier einen Platz gönnen wollen:

Auserlesene Tadlerinnen!

Unter allen meinen sowohl ernsthaften, als erlustigenden Geschäfften, ist mir keines so angenehm, als die Durchlesung euerer wöchentlichen Gedanken. Ich mache mir mit der größten Aemsigkeit einen Auszug von allen Sachen, worüber ihr euer vernünftiges Urtheil eröffnet, und mein Register über eure kleine Schriften könnte nach diesem eines der vollständigsten abgeben. Vielleicht wird euch auch dieses an mir nicht misfallen, daß ich zuweilen meine eigene Gedanken am Rande hinzuschreibe. Ich erkühne mich in solcher Hoffnung, euch zur Probe eine Anmerkung über das XVIII Stück des vorigen Jahres mitzutheilen, und bitte, meinen Einfällen, nach eurer beywohnenden Geschicklichkeit, bey Gelegenheit ein größeres Licht zu geben. Ihr habt auf gedachtem Blatte euren gerechten Eifer hauptsächlich wider die Gassenfama, und wider diejenigen, die unter unseren Mitschwestern dieser verführerischen Vorläuferinn folgen, nachdrücklich an den Tag geleget. Und ob ihr wohl der Schwatzhaftigkeit des männlichen Geschlechts auch einen Wink gegeben: so deucht mich doch, es verdiene ihre Plauderey, und vor andern ihr unzeitiges Splitterrichten über unser Geschlecht ja so sehr, daß ihnen insbesondere der Text gelesen, und noch ein viel bitterer Kelch eingeschenket werde.

Es fehlet unter ihnen nicht an unartigen und unbändigen Leuten, die nur gar zu glücklich in Erfindungen sind, uns alle insgesammt, und eine iede insonderheit, zu verkleinern. Es giebt Gemüther unter ihnen, die nie offenherziger ihre Gedanken entdecken, als wenn sie von unserer Zunft ein nachtheiliges Urtheil fällen

können. Sie rechnen nie genauer, als wenn sie unsere Fehler erzählen dörfen, darunter doch dieser der gröſte ist, daß eine oder die andere in Gesellschaft nicht schön genug gegen sie gethan. Sie tadeln an uns bis auf das Mark in den Knochen, und bis auf unser Athemholen: so gar nichts bleibt von ihnen unangefochten! Von solcher Gattung ist Gallmund. Er steckt fünf Tage in seiner Pastete, und studieret sich den Krampf ins Gehirn, damit er am sechsten und siebenten von allen vernünftigen Gedanken ruhen möge. Doch scheint er nicht aus Lehrbegierde so fleiſsig zu seyn; sondern andere Leute haben mehr zu thun als er, und können seinen Klätschereyen nicht alle Tage Gehör geben. Wie er die Woche mit Plaudern und Schimpfen endiget, so fängt er sie auch mit Verläumden wieder an: kein Ort ist ihm zu heilig zu solchem abscheulichen Handwerke; auch die Stäte nicht, wo Gott selbsten sein Feuer und seinen Herd hat. Er stehet, wie der Zöllner, von ferne, nicht daß er bethe; sondern daß er desto sicherer klatschen, und von seinem liebsten Gespan, der Garrula, als einer recht ausgelernten Gassenfama, zu der er sich wohlbedächtig in den Stand gestellet, die Neuigkeiten der ganzen vergangenen Woche desto bequemer einerndten könne. Er lechzet nach den reichen Ausflüssen ihrer bittern Beredsamkeit, und sie hat eine geheime Freude über die hungerige Begierde ihres Lehrlinges. Ich weiß fast nicht, ob er eher fragt, was neues vorgegangen; oder ob sie hurtiger antwortet; so ämsig sind sie alle beyde, so sehr kommen sie in Vorwitz und Plauderey überein. Kaum hat Garrula ihren neidischen Balg ausgeschüttet; so nimmt Gallmund das Wort, und fängt an, aus eben dem Tone zu erzählen und zu schänden.

Er hat noch einige Umstände mehr, als jene, erfahren. Er thut hinzu, was ihm sein Diener vor einigen Tagen nach Hause gebracht, und was die Wäscherinn ihm im Vertrauen entdecket. Er weiset, durch seine Erfindungen, wie die ganze Historie vermehret und verbessert werden könnte: und Garrula horcht indessen, und ist halb entzückt zu den Füßen ihres Gamaliels. So bald sie sich nun beyderseits dessen, was ihnen auf dem Herzen gelegen, entlästiget, und groſ und klein tapfer durch die Hechel gezogen: so gehen sie mit vollem Kropfe in alle vier Weltgegenden, und wiederkäuen

derkäuen ihre Läſterreden an allen Ecken der Stadt; damit man ſie nicht etwa unter die unreinen Thiere zählen möge, die da nicht wiederkäuen und keine geſpaltene Klauen haben. Das Lächerlichſte iſt, daß ſich dieſes ſaubere Paar ſelber unter einander nicht getreu und hold iſt. Garrula weiß zwar den Miswachs ihrer Schulter künſtlich zu verbergen: allein Gallmund hat es dennoch gemerket, und ſo bald er ihr den Rücken kehrt; ſo trinkt er ſchon in öffentlicher Geſellſchaft ihres geheimen Buckels Geſundheit, und wünſchet ihr einen Fingers breit längern Hals. Was dörfen nun wir anderen von dieſem Stadtläſterer gewärtig ſeyn: da er ſeiner eigenen Schweſter, der Gaſſenfama, und des Fehlers, den ihr die Natur aufgebürdet hat, nicht verſchonet? So iſt es, werthgeſchätzte Tadlerinnen, er leeret ſein ungewaſchenes Maul in allen Zuſammenkünften über unſer Geſchlecht aus. Eva iſt von dem, was Adam übrig gehabt, zuſammen geſtücket: die Natur hat uns vieles verſaget, was ſie dem männlichen Geſchlechte mitgetheilet: wir ſind von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen; und dazu muß wohl, ſeiner Meynung nach, unſere Schuld nicht wenig beygetragen haben. Hier beſchreibt er, nach den Regeln der Vernunftlehre, was Vorzug und was Vergeringerung ſey. Er zeiget den Unterſcheid zwiſchen Schuld und Verbrechen. Er theilet die Seelen ein in männliche und weibliche, und was dergleichen pedantiſches Aufhebens mehr iſt. Dieß alles will er in ſeinem erſten Programma weitläuftiger ausführen. Eine ganze Diſputation von dem Nichtgebrauch der weiblichen Freyheiten lieget ohnedieß ſchon fertig: es fehlt ihm nur noch an iemanden, der den Bettel, den er in Eile zuſammen geſchmieret hat, mit vertheidigen hilft. Morgen iſt er bey N. N. zu Gaſte geladen. Er wird aber nicht hingehen: Urſache, weil man ihm gar zu viel von Heirathsſachen vorſchwatzet. Er wünſchte, daß das gute Mädchen ſich nur keine Hoffnung auf ihn machte, indem er ſchon beſſere Parteyen ausgeſchlagen. Er trummelt in der ganzen Stadt aus, was er der Aretinen für eine pohlniſche Zote zum neuen Jahre ſagen laſſen. Fraget ihr, ob er denn ſo ſchön und wohlgebildet ſey, daß ſich alles um ihn reißen muß? So ſchwöre ich ihm ins Angeſicht, daß er es wahrhaftig nicht iſt. Sein ganzes Anſehen beſtehet in einer großen Perücke in Folio. Er

trägt aber die Naſe ſehr hoch, in der eiteln Hoffnung, man werde ſein Verdienſt bald mit einem Profeſſorate belohnen: und eben die große Naſe iſt dasjenige, was ihn hindert, ſeine übrige Geſtalt recht zu bemerken; wie oft er ſich auch des Tages im Spiegel betrachtet. Es iſt alſo kein Zweifel, daß die Eigenliebe ihn ſo beherrſchet; daß der Wurm, ſo ihm im Herzen ſitzt und beißt, vieles zu ſeinem lüderlichen Gewäſche beyträgt: wiewohl ein tölpiſcher Haß wider unſer Geſchlecht noch größern Theil daran zu haben ſcheint. Ein ſolcher nun iſt Gallmund: Gallmund iſt ein ſolcher, ihr Töchter des Landes! Ihr, die ihr euch ſchon vorlängſt erbarmet habt, ihm in einer großen Geſellſchaft das Fell weidlich zu zergerben, ihr verdienet von einer ieden unter uns beſonderen Dank: und dieweil es eine gemeinſchaftliche Sache iſt, ſo hat auch meine Muſe, nach eurem Exempel, ſich verbunden gehalten, ihm in nachfolgendem Sonnet vollends die Ruthe zu geben:

Verläumde tapfer fort, du Jsmael der Welt,
Laß deinem Spöttergeiſt den freyen Zügel ſchießen;
Laß Ströme voller Gall aus deinem Munde fließen,
Dieweil dein ſchäumend Herz von Gift ſich aufgeſchwellt.
Sprich, daß ein großer Zahn die Dorilis verſtellt,
Daß Myrthens Umgang dient, für böſe Luſt zu büßen,
Daß du die Chlora nicht zur Strafe möchteſt küßen,
Daß dir die Flavia nur bis am Hals gefällt.
Ja iſt es eine Kunſt, verwägen läſtern können,
Und wenn die Schmähſucht ſelbſt gewiſſe Regeln hat:
So ließ uns die Doctrin, laß dich Erfinder nennen,
Denk ein Syſtema aus und neu Profeſſorat.
So ſchmähſt du doch ums Geld, und kannſt dich darauf gründen:
Dem Ochſen, der da driſcht, ſoll man das Maul nicht binden.

Euch würden inſonderheit die mehreſten der Unſrigen verpflichteſten Dank wiſſen, liebſte Tadlerinnen, wenn ihr dieſer ſchwarzen Seele, die auch euren guten Leumuth anzugreifen beginnet, in euren Blättern einen ſcharfen Laugenguß zu geben euch bemühen wolltet. Sokrates, als er gefragt ward, welches Thier dem Menſchen am

ſchädlichſten

ſchädlichſten ſey? gab zur Antwort: Unter den Zahmen, der Schmeichler; unter den Wilden aber, der Verläumder. So leget denn dieſem wilden Viehe einen Ring an ſeine Naſe, und ein Gebiß ins Maul, und verbindet euch dadurch noch höher,

Auserleſene Tadlerinnen,

Jena, den 2 May, 1726.

Eure ergebenſte
Philanta.

Bey dieſer Gelegenheit will ich auch folgendes Schreiben meinen Leſern mittheilen:

Vernünftige Tadlerinnen!

Die gütige Aufnahme der an euch überſchickten Schreiben hat diejenigen Einwürfe gänzlich gehoben und überwunden, welche mich von dem Vorſatze, an euch zu ſchreiben, abziehen wollten. Es ſey ferne, daß ich mir mit der verwägenen und ſtrafbaren Einbildung ſchmeicheln ſollte, als wäre meine ungeübte Feder ſo geſchickt, ſich bey euch eben dergleichen Beyfall zu erwerben, welchen bisher ein und der andre durch ſeine Zuſchrift bey euch gefunden! Nein, ſondern eines von euren wöchentlichen Blättern hat mich zu dieſem Unternehmen angefriſcht. Wollet ihr euch die Mühe nicht verdrießen laſſen, das XII Stück dieſes Jahres von euren Schriften durchzuſehen: ſo werdet ihr in demſelben eines Briefes gewahr werden, deſſen Unterſchrift zu erkennen giebt, daß ihr ſolchen von der Hand eines Frauenzimmers erhalten. Sie bemühet ſich darinnen, euch durch eine artige Vorſtellung zu überreden, wie heftig das Verlangen ſey, welches ſie bey ſich ſpürte, die Entſcheidung eines in ihrem Gemüthe entſtandenen Streits zu vernehmen; und leget darauf eurem rechtlichen Ausſpruche folgende Frage zu entſcheiden vor: Welches wohl von beyden am ſicherſten ſey, ſich entweder mit Mannsvolk in Briefwechſel einzulaſſen, oder denſelbigen die perſönliche Aufwartung zu erlauben? Dieſes gab mir, nach geendigter Durchleſung dieſes Blattes, eine unverhoffte Anleitung, meinen Gedanken eine ziemliche Weile, von dem Um-

gange mit Frauenzimmer nachzuhängen. Ich frage euch selbst: Ob es nicht wahr ist, daß ein unschuldiger Umgang mit artigen und sittsamen Frauenzimmer vermögend sey, zur Verbesserung und Annehmung bescheidener und galanter Aufführung, nicht ein geringes beyzutragen? Herr Grobian, ein ungeschickter Mensch, über welchen die Einfalt lange den Meister gespielet, und den man durch einen Inbegriff lächerlicher Thorheiten am ähnlichsten, abschildern kann, ist nunmehr zu einem ganz andern Menschen geworden. Seine Stellung des Leibes läßt natürlicher, die Geberden fallen annehmlicher, die Reden freyer, das Gemüth ist munterer, der Verstand aufgeklärter; und damit ich es kurz fasse, er ist in eine ganz geschickte Form gebracht. Allein, woher kam dieser für ihn so vortheilhafte Wechsel anders, als daher, daß er öftere Gelegenheit gehabt, um und bey manierlichen Frauenzimmer zu seyn? Was hilft es einem Gelehrten, daß er durch ämsiges Bemühen auf den höchsten Gipfel der Wissenschaften gestiegen, den menschliche Kräfte zu erlangen fähig sind? Gesetzt, daß er die Bücher der alten und neuen Weltweisen bis auf die Clausuren im Kopfe hätte, und selbiger dadurch zu einem lebendigen Magazine vieler todten Künste gemacht wäre: so muß er sich doch nicht befremden lassen, von anderen den verdrießlichen Vorwurf zu verschmerzen, daß seiner Erfahrung noch ein wichtiger Theil mangele; wenn er die Art nicht gelernet hat, sich gegen iedermann geschickt und bescheiden aufzuführen. Gelehrsamkeit und Artigkeit können gar wohl beysammen stehen, und viele Exempel überzeugen uns, daß ihre Vereinigung keine unmögliche Sache sey. Jene ist ohne diese ein Schatz ohne Vergnügen; ein Licht ohne Schimmer; ein Leben ohne Seele. Es ist zu beklagen, daß sich bey vielen die irrige Meynung eingeschlichen, daß die Ehre des weiblichen Geschlechts schon in der größten Gefahr stünde, wenn solches dann und wann einen Wechsel in der Gesellschaft des männlichen suchte. Sie tragen wenig Bedenken, ihren falschen und unzeitigen Argwohn durch allerhand spitzige und freche Reden zu verrathen: ja sie bemühen sich, nach äußerstem Vermögen, bey anderen, durch einen gleißnerischen Schein der Wahrheit, eben dergleichen Verdacht zu erwecken. Hat eine wohlgebildete Amarillis einem jungen Menschen die Freyheit verstattet

(wo

(wo es anders eine zu nennen ist) mit ihr, in einem wohlgelegnen Garten, der angenehmen Sommerzeit zu genießen: so weiß gleich eine zum Verläumden fertige Zunge die schädlichsten Folgerungen daraus zu ziehen, welche mit dem Endzwecke der Unschuldigleidenden nicht die geringste Verwandschaft haben. Doch Spinnen können auch aus Rosen Gift ziehen, und die schönsten und unbefleckte-sten Früchte können ihre Unschuld, vor dem verderbenden Stiche der Würmer, nicht sicher erhalten. Es ist nicht zu leugnen, daß, bey dergleichen lockenden Gelegenheit, viele die Schranken der Tugend und eines erlaubten Umganges überschreiten: allein dieses sind, meines Erachtens, noch keine hinlängliche Ursachen, ohne vorher gegangene reife Ueberlegung, über alle ein so strenges Urtheil zu fällen. Ich könnte hiervon noch ein vieles einfließen lassen, wofern ich nicht Gefahr liefe, eurer Gütigkeit und Geduld zu misbrauchen. Ich überlasse euch dannenhero, geehrteste Tadlerinnen, die gründlichere Ausführung dieser Sache. Denn ihr vornehmlich habt durch mehr als eine Probe erwiesen, daß ihr so geschickt, als glücklich seyd, eurem Geschlechte nicht weniger, als dem unsrigen, durch eure sinnreiche Lehren den herrlichsten Nutzen zu verschaffen. Sollte ich etwann in diesen letzteren Zeilen wider euer höfliches Ersuchen angestoßen haben, so verzeiht mir solches. Denn so willig als ich mich eurem Begehren gemäß bezeigen wollte, so nachdrücklich widerspricht mir hierinnen die Billigkeit, daß dasjenige, aller vom Neide gemachten Einwürfe ungeachtet, euch zu bekennen sich verbunden erachtet, wovon, nebst anderen Unpartheyischen, völlig überzeuget ist

Leipzig, den 22 May, 1726.

Euer

Lehrbegieriger Leser

Ingenuus.

****

Das XXXV Stück.

Den 30 August, 1726.

Canitz.

Mein Gott! wie rasen nicht die Dichter = = =

Muß es nicht einen künstlichen Maler schmerzlich verdrießen, wenn er sieht, daß die Werke eines ieden Pfuschers, die weder Proportion noch Ordnung haben, weder in der Zeichnung noch Auszierung richtig sind, für Meisterstücke ausgegeben werden? Soll in ihm nicht ein Unwillen entstehen, wenn man die Schmierereyen eines ieden Lehrjungen mit des berühmten Dürers oder Kranachs Gemählden vergleichet, oder sie wohl gar denselben vorziehet? Und wer wird ihn bewegen können, daß er ein rechtschaffenes Stück auszuarbeiten übernimmt: wenn er sich keine Hoffnung machen kann, daß man seine Kunst mit dem gehörigen Lobe belohnen, und ihn allen Stümpern weit vorziehen werde. Fürwahr es ist kein Wunder, wenn er Pinsel und Farben in einen Winkel wirft, und die Leute ihrem verderbten Geschmacke überläßt, den sie bey iedem Bilderkrämer und Trödelmanne vergnügen können.

Maler und Poeten sind Brüder mit einander: was also von dem einen gesagt wird, das ist leicht auf den andern zu deuten. Ich selbst habe mich noch niemals für eine Poetinn ausgegeben; gebe mich auch ietzt nicht dafür aus: derowegen darf niemand denken, daß ich hier für meine eigene Ehre streiten wolle. Dem ohngeachtet habe ich die Sache rechtschaffener

Poeten

Poeten zu vertheidigen übernommen, und hin und wieder in unſeren Blättern etwas einfließen laſſen, daraus Leute, die in dieſem Stücke einer Anleitung bedürfen, ihren Geſchmack einigermaßen verbeſſern können. Zwar ſind wahrhafte Dichter eines fremden Beyſtandes eben ſo wenig benöthiget, als die Sonne eines Heroldes bedarf, der ihren Glanz bekannt mache. Wer nur geſunde Augen hat, der wird ihres Lichts ſchon von ſich ſelbſt inne werden. Allein wie wäre es, wenn ein Schielängigter ſich in ein Irrlicht verliebt hätte, und daſſelbe allein für ein Licht der Welt halten wollte; ohne einmal in die Höhe zu ſehen? Könnte man dieſem Verirrten nicht ein wenig helfen und ihm wohlmeynend zurufen, daß er doch ſeines Irrthums wahrnehmen ſolle? Dieſes iſt bisher meine Abſicht bey den Liebhabern der Poeſie geweſen. Ich habe mich bemühet, ſie beym Leſen der Poeten aufmerkſam zu machen. Ich habe ſie angeführet, wie ſie allerley Gedichte auf die Probe ſtellen ſollten. Ich habe ihnen dadurch zeigen wollen:

Es ſey hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sinnen über Hals und Kopf in Reime bringen,
Der Wörter Henker ſeyn. Wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht ſcharf und geiſtig iſt, nicht auf die Alten zielt,
Nicht alle Schriften kennt der Griechen und Lateiner,
Als ſeine Finger ſelbſt, und ſchaut, daß ihm kaum einer
Von allen außen bleibt; wer die gemeine Bahn
Nicht zu verlaſſen weiß, ſey zwar ein guter Mann,
Doch nicht auch ein Poet. Man habe zu beſorgen,
Dieweil uns allbereit, faſt alle neue Morgen,
Ein neuer Dichter wächſt, daß dieſe Schreibeſucht
Der Sprache Zierlichkeit werd wieder in die Flucht
Verjagen wie zuvor. ⁂ ⁂ ⁂ ⁂ ⁂ ⁂ Opitz.

So glücklich ich nun in Erreichung meiner Abſichten allbereit an manchem Orte geweſen bin; indem man hin und wieder

angefangen, die Spreu von dem Kerne, und das Flittergold von dem wahren und ächten Metalle zu unterscheiden: so viel lieber fahre ich in meinem Vorhaben fort, und will meinen Lesern dießmal ein critisches Schreiben mittheilen, welches ich vor einem Monate schon bekommen, und bisher noch habe zurücke halten müssen. Ich weiß, daß man schon ein paarmale mit dieser meiner Correspondentinn Briefen sehr wohl zufrieden gewesen ist: darum mache ich mir die gewisse Hoffnung, daß man auch diesen nicht ohne Vergnügen und Nutzen lesen werde:

Gelehrte Phyllis!

Es ist mir sehr angenehm gewesen, daß ihr mein letzteres Schreiben dem II Stücke eurer Blätter in diesem Jahre einverleibet habt. Denn obgleich dasselbe nicht so beschaffen ist, daß ich mir damit gefallen könnte: so wird es doch deswegen von euren Lesern wohl aufgenommen worden seyn; weil ihr es würdig geachtet habt, denselben mitgetheilet zu werden. Wie ich nun vor einiger Zeit euch und euren Mitschwestern, meine Gedanken von der Reinigkeit der deutschen Sprache und ihrer Verbesserung eröffnet habe: also wird es verhoffentlich mit eurer Erlaubniß anietzt geschehen können, daß ich von der deutschen Poesie etwas gedenke, auf welche ich so wohl aus eigener Neigung, als auf Veranlassung meines Vaters, einige Zeit gewendet habe. Die Liebe zu derselbigen hat sich bey mir vermehret, weil ich aus der fleißigen Uebung erkannt: daß die Poesie nicht allein das allergrößte Vergnügen, und einen recht unschuldigen Zeitvertreib bey Abwechselung der Arbeit giebt; sondern auch ein großes zur Zierde und Verbesserung derjenigen Sprache beyträgt, in welcher man dieselbe treibt.

Nachdem ich die Grundlehren der deutschen reinen Poesie aus Wahls Einleitung zu der rechten, reinen und galanten deutschen Poesie, welches Büchlein wohl zu gebrauchen und vielen anderen vorzuziehen ist, gefasset hatte; so fieng ich an, gute deutsche Poeten vor mich zu nehmen, welche mir von Verständigen waren angepriesen worden.

worden. Ich habe alſo aus dem Hoffmannswaldau, den beyden Gryphiern, Beſſern, Canitzen, Philandern von der Linde, Wenzeln, Neukirchen, Neumeiſtern, Brockſen, Richeyen und Günthern vieles erlernet, welches mir wohl zu ſtatten gekommen iſt. Alle dieſe nur benannten Dichter habe ich geleſen; zu den übrigen, welche jenen entweder an die Seite, oder doch nicht weit nachzuſetzen ſind, hat meine Zeit nicht zureichen wollen. Und ich glaube, daß die angeführten zum wenigſten für mich ſchon genug ſeyn können. Nachdem ich einige Zeit dieſe Poeten geleſen, und meine Erfindungskraft daraus geſtärkt hatte; fieng ich an, noch beſſer Achtung zu geben, und alle Ausdrückungen, ſowohl die eigentlichen als verblümten und figürlichen, genauer zu betrachten, und meine Schreibart in gebundener Rede darnach einzurichten. Dieſes gieng mir deſto mehr von ſtatten, weil ich aus der alten Oratorie, in welcher mich mein Vater von Jugend auf unterwieſen hatte, die wahre und natürliche Schönheit der Rede von einem gekünſtelten, geſchminkten und ſchwülſtigen Weſen derſelben wohl hatte unterſcheiden lernen. Durch dieſen Fleiß und dieſe Bemühung bin ich endlich ſo weit gebracht worden, daß ich es leicht finden kann, wenn ein Poet etwas nach ſeinem verdorbenen Geſchmack angebracht hat. Ich will voriętzt, gelehrte Phyllis, nur etwas von den Metaphoren und Allegorien erwähnen.

Daß dieſe Zierrathe, wenn ſie wohl und am rechten Orte angebracht werden, in einem Gedichte ſehr nett ſtehen, und demſelben ein ſchönes Anſehen geben, das wird wohl niemand leugnen, welcher weiß, worinnen die Schönheit und Nettigkeit der Ausdrückungen unſerer Gedanken beſtehet. So groß aber das Vergnügen iſt, welches der rechte Gebrauch metaphoriſcher Worte in dem Gemüthe des Leſers erwecken kan: wie ich ſolches gar leicht mit Exempeln aus den allervortrefflichſten Poeten alter und neuer Zeiten erweiſen könnte: deſto größern Verdruß muß es bey einem Leſer erwecken, der keinen verdorbenen Geſchmack hat, wenn ungeſchickte und alberne Metaphoren gebraucht werden. Ich kann mich nicht enthalten, einen Vers zum Exempel anzuführen, welchen ich einſt in einem Gedichte geleſen habe. Es lautet derſelbe alſo:

Wo mancher Diſtelſtock Confect fürs Viehe heckt.

Was dünkt euch wohl, gelehrte Phyllis, was ich bey Erblickung dieſer Reimzeile werde gedacht haben? Gewiß ich mußte darüber lachen, obgleich damals die Fähigkeit, von dergleichen Sachen zu urtheilen, bey mir ſo gar groß noch nicht war. Und ich glaube, ihr werdet euch ſelbſt über den Einfall dieſes Poeten noch mehr verwundern! wenn ich euch ſage, daß dieſer Vers in einem Leichengedichte ſtehet; und der Verfertiger ſich bedünken läßt, daß in ſeiner poetiſchen Ader ein geſundes, nicht aber ſcorbutiſches Blut walle. Wenn dieſer Vers in einer Comödie ſtünde und auf der Schaubühne wäre vorgebracht worden, allwo die luſtige Perſon durch ihre ſeltſame Einfälle und lächerliche Redensarten die Ohren der Zuſchauer ergetzet; ſo möchte er noch vielleicht einiges Lob verdienen: wie ich mich denn entſinne, daß der luſtige Complimentirrath Widewitz in Weiſens Complimentircomödie einmal alſo redet: Himmliſche Seele, der Zuckerkant dieſer Worte verjagt nunmehro die Bitterkeit aller furchtſamen Einbildungen. Aber in Leichengedichten fallen dergleichen poßirliche Redensarten gar nicht angenehm; als durch welche man die Leſer ehe zum Lachen, als zum Weinen bewegen möchte.

So viel iſt an dem Decoro (ſo nennen es die alten Redner, inſonderheit Cicero) oder wie man es im Deutſchen etwan geben möchte, an dem rhetoriſchen Wohlanſtändigen gelegen, daß man die Schreibart ſo einrichtet, wie ſie ſich zur Sache, zur Zeit und zum Orte, und für die Perſonen ſchicket. Wo dieſer Wohlſtand fehlet, da hat die Schreibart, ſie mag gebunden oder ungebunden ſeyn, weder die rechte Zierde, noch die gehörige Kraft oder einigen Nachdruck. Daher hat Cicero ſo ſehr darauf gedrungen: allein viel neue eingebildete Redner und Poeten beobachten denſelben nicht, weil ſie die Sache nicht verſtehen, und die Redekunſt und Poeſie nicht in der Kraft, durch eine natürliche und lebhafte Ausdruckung gründlicher und artiger Gedanken zu überreden, zu bewegen, und zu beluſtigen, ſondern in Wortſpielen, Tändeleyen und ſchwülſtigen Redensarten, ſuchen.

Jedoch

Jedoch ich kehre wieder zu dem angeführten Verſe, und je mehr ich denſelben betrachte; je mehr finde ich daran zu tadeln. Zu allererſt fiel mir das Wort heckt in die Augen, und ich ſah alſobald, daß es eine ungeſchickte Metaphore ſey, wenn man ſagt: Der Diſtelſtock heckt; weil ſich das Hecken zum Diſtelſtocke gar nicht ſchickt. Hecken denn, ſagte ich bey mir ſelbſt, die Bäume und Geſträuche auch? Doch das wird vielleicht in dem Lande derjenigen Poeten geſchehen, derer ihr Gehirne manche wunderliche Misgeburten ausheckt. Sonſt iſt bekannt, daß bey uns nur die Katzen und Mäuſe, Sperlinge und andere Thiere zu hecken pflegen. Nachdem ich nun euer XXXIV Stück vom vorigen Jahre las, fiel mir dieſer ſchöne Vers wieder ein: und da bekam ich erſt recht Luſt, denſelben zu zergliedern, und nach allen Worten zu betrachten. Ich fragte demnach aufs neue: Kann man denn wohl vom Diſtelſtocke Confect abnehmen? und wie ſchickt ſich denn das, daß man ſagt: Das Confect wird geheckt? Es muß ja ein ganz ander Wort von dem Confecte gebraucht werden: denn es wird gemacht, oder verfertiget, oder bereitet; nicht aber geheckt. Kömmt doch dieſe Redensart eben ſo heraus, als wenn ich ſagen wollte: Dieſer Vers iſt von dem Poeten nicht gut gepflaſtert, anſtatt verfertiget worden. Kurz: ich fand, daß dieſes eitel ungeſchickte Ausdruckungen wären, indem faſt ſo viel Fehler, als Worte in dieſem Verſe anzutreffen waren.

Zwar möchte vielleicht allhier das Wort heckt, um des Reims willen gebraucht worden ſeyn: allein ein guter und galanter Poet zermartert und zwinget die Rede keinesweges nach den Reimen, ſondern richtet die Reime, gleichwie alle ſeine Redensarten, nach der Sache ein; und wenn ſich ein Reim nicht ſchickt, ſo iſt er gleich im Stande, einen andern zu finden; wiewohl ich nicht leugnen will, daß bisweilen ein Reim einen guten Einfall, und eine Gelegenheit zu einer geſchickten und netten Ausdruckung geben kann, darauf man ſonſt nicht gefallen wäre. Hernach iſt der andre Vers, welcher ſich an den vorhergedachten reimt, dieſem Poeten eben ſo ſchlecht gerathen: indem er von eben dieſer Gegend bey Jena, welche man das Paradis nennet, nach ſeiner fruchtbaren Einbildungskraft alſo zu dichten fortfähret:

Wo

Wo man Orangerie zum Ziegenfutter steckt.

Hieraus erhellet, wie nöthig es sey, daß ein Poet seine Einbildungskraft in Ordnung halte; damit er nicht das Ansehen gewinne, als wenn es ihm an einer andern Kraft des Verstandes fehlete, so daß er zu haseliren anfange. Ich habe auch sonst, außer den pöbelhaften Redensarten, an dem bemeldeten Poeten dieses bemerkt, daß er in Leichengedichten sich zuweilen der lustigen Schreibart bedient; dergestalt, daß, wenn man den Anfang derselben liest, man meynen sollte, er wollte mit Fleiß dem Leser etwas zu lachen machen. Kömmt es aber weiter dahin, allwo die Traurigkeit und das Betrübniß über den Todten ausgedrückt wird, so fängt er zwar an aus einem andern Tone zu singen; iedoch öfters so, daß er den Verlust gar zu groß, zu schmerzlich und zu gefährlich vorstellet, worinnen es auch andere Poeten gemeiniglich versehen. Endlich muß ich auch noch dieses erinnern, daß in dem oft genannten Verse das Wort Viehe, wider die reine deutsche Mundart so gedehnet worden, daß es zwey Sylben bekommen, da es doch nur eine Sylbe hat, und Vieh heißen sollte. Aus diesem Exempel kann man sehen, wie nöthig es sey, daß man, nach dem Vorbilde der alten Redner in der Oratorie, von den tropis und Figuren handle, und derselben rechten Gebrauch anweise.

So weit gehen meine Gedanken, die ich euch für dieses mal habe bekannt machen wollen. Sollten euch, gelehrte Phyllis, dieselben nicht ganz unangenehm seyn, so werde ich ehestens eine kleine Probe von meiner Poesie übersenden, und dieselbe eurer Beurtheilung unterwerfen. Ich kann euch auch bey dieser Gelegenheit nicht verhalten, daß ich die alte Beredsamkeit liebe, und dafür halte, daß man aus einem Blatte im Cicero und Quintilian mehr lernen könne, als aus allen deutschen Oratorien. Daher werde ich in Zukunft mit eurer Erlaubniß etwas von dieser Materie ohne critische Tücke an euch schreiben. Indessen verharre ich mit dem allergrößten Vergnügen,

Saalathen, 1726, den 26 Jul.

Eure verbundenste und ergebenste Marilis.

Diese

Diese Beurtheilung von einem Paare unnatürlicher Verse ist meines Erachtens sehr wohl gegründet. Ich entsinne mich, daß Opitz, in einem Gedichte auf den Weingott, die Poeten die Schüler der Natur genennet:

> Denn diese Freyheit ist Poeten nur gegeben,
> Als Schülern der Natur. * * * * * * *

Dieser Ausdruck kann allen denen eine Lection geben, die Poeten seyn wollen. Denn wessen poetische Einfälle mit der Natur der Dinge keine Aehnlichkeit haben, der kann gewiß versichert seyn, daß sie nichts taugen. Und was hätte Opitz seinen Brüdern, den Poeten, wohl für eine fürtrefflichere Lehrmeisterinn aupreisen können, als eben die Natur? Sie ist ja die Urheberinn alles dessen, was schön ist. Sie ist eine fruchtbare Mutter alles dessen, was uns ergetzet. Was fällt angenehmer ins Auge, als das silberweiße Licht des zunehmenden Mondes an einem hellbestirnten pechschwarzen Firmamente? Was ist angenehmer zu sehen, als ein schön gewölkter Himmel, dessen Farben so tausendfältig, hoch, lebhaft und abwechselnd sind; daß man oft, bey Betrachtung derselben, vor Entzückung seiner selbst vergißt. Was soll ich von allen irdischen Schönheiten, als schönen Gegenden, Wäldern, Wiesen, Aeckern, Bergen, Strömen, Meeren, und anderen mehr, sagen? Was stecken nicht für Schönheiten in Blumen und Früchten, in Kräutern und Gewächsen, in Menschen und Thieren? Selbst diejenigen Dinge, die dem gemeinen Manne am wenigsten schön zu seyn dünken, zeigen einem fleißigen Naturforscher und Weltweisen eine ganz unaussprechliche Schönheit. Und wie glücklich ist ein Poet, wenn er dieser seiner Lehrmeisterinn Werke so genau

kennen

kennen lernet, daß er auch vermögend wird, dieſelben nachzuahmen. Dadurch wird er zum Poeten; dadurch unterſcheidet er ſich von Pritſchmeiſtern, die uns die Phantaſien ihres verrückten Gehirns, anſtatt der Natur, vormalen; weder Wahrheit noch Ordnung, noch Verſtand in ihren Werken zeigen; ſondern Chimären, Hirngeſpenſter und alberne Zoten in Reime zwingen.

Wenn ich alſo allen wahren Dichtern das Wort rede, ſo thue ichs nur um der ietzigen Zeit willen: denn was die Nachwelt anlanget; ſo ſind die guten Poeten ohne dem ſchon verſichert, daß ihre Werke allein die Gewalt der Zeit aushalten werden. Von des elenden Chörilus, und anderer griechiſchen Versmacher, Schriften hat man kein Blatt übrig: ohngeachtet jener das Glück hatte, daß der große Alexander ihn ſeines Beyfalles würdigte. Wo ſind des Bavius und Mevius herrliche Werke hingekommen? Wo ſind des Lucilius ſchöne Verſe geblieben, davon er auf einem Fuße ſtehend zweyhundert hat wegſchreiben können? Obgleich der ganze römiſche Pöbel, darunter doch überaus viel artige und kluge Leute waren, alle dieſe ſatiriſche Gedichte, ihrer luſtigen Art halber, ſehr begierig las, und ſie gar des Horaz zehnmal klügern Werken vorzog: ſo iſt doch keine Zeile mehr davon vorhanden; da dieſer hingegen, nebſt anderen guten Poeten ſeiner Zeit, nach ſiebenzehn hundert Jahren noch in unſeren Händen iſt. So wird es auch mit unſeren deutſchen Dichtern gehen. Das ſchlechte kann nur eine Zeitlang gefallen: und wenn es gleich mit dem Guten vermiſcht iſt; ſo wird doch die Nachwelt einen gründlichen Unterſcheid zu machen wiſſen. Dieß iſt der Gedanke, damit ſich Opitz gegen die Stümper ſeiner Zeit getröſtet hat:

. . . . . .

Mein

= = = = Mein rechter Eifer brennet
Nur wider dieſes Volk, das die Poeten nennet,
Bey dir und auch bey uns, an welchem um und an
Sonſt nichts poetiſch iſt, als daß es lügen kann.
Doch läßt uns dieſe Peſt der Sprachen unvertrieben;
Kein Vers vom Bavius und Mevius iſt blieben:
Der Venuſiner Schwan, der Preis von Mantua,
Und Naſo und Catull, die ſind noch alle da.
= = = = = = = = = = = =
Kriegt gleich ein Neſſelſtrauch bey Roſen ſeine Statt,
So blühen ſie gleichwohl. Wir wollens nicht bedenken,
Daß träge Hummeln ſich an dieſen Bienſtock henken.
Ein Körper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er. Die Zeit ſoll Richter ſeyn!

Phyllis.

Das XXXVI Stück.

Den 6 September, 1726.

Pietsch.
Es schien, du solltest gar ein eigen Kloster bauen.

Es sind wohl niemals mehr Hochzeiten auf einen Tag gehalten worden; als da die ehlosen Einwohner der neuerbaueten Stadt Rom das sabinische Frauenzimmer geraubet haben, welches dahingekommen war, die von Romulus angestellten Ritterspiele anzuschauen. So oft ich diese merkwürdige Geschichte gelesen habe, oder so oft mir dieselbe eingefallen ist, habe ich mich allezeit herzlich gefreuet: weil ich in den Gedanken gestanden, daß damals sehr viele von meinen Mitschwestern glücklich geworden. Man kann sich leicht einbilden, daß, unter der großen Anzahl der geraubten Sabinerinnen, so manches ehrliche Kind gewesen seyn wird, welches sich seinem Räuber nicht sonderlich wird widersetzet haben. Wie manches liebe Mädchen wird nicht bey dieser Gelegenheit an einen Mann gekommen seyn, und also ein Glück erlanget haben, dessen es sich in seiner Heimat aus Verzweifelung schon begeben gehabt? Ich stelle mir nämlich die uralte Stadt der Sabiner eben so vor, als unsere Städte; wo es allezeit sehr viel verständige Jungfern giebt, die sich genöthiget sehen, den großmüthigen Entschluß zu fassen, vermöge dessen sie eine ewige Einsamkeit dem Ehestande vorziehen.

In der heiligen Historie finde ich auch einen so glücklichen Tag für das Frauenzimmer. Der ganze Stamm Benjamin

war

war in einem verderblichen Kriege bis auf sechshundert Mann ausgerottet worden; so daß auch nicht ein einziges Weibesbild aus diesem Stamme am Leben geblieben war. Die anderen Stämme hatten sich verschworen, denenselben ihre Töchter nicht zu Weibern zu geben: und doch wollte man den ganzen Stamm nicht zu Grunde gehen lassen. Zu allem Glücke hatten die Bürger zu Jabes sich an dem übrigen Volke so versündiget, daß man es für gut befand, alles, was in derselben männlich war, nebst den verheiratheten Weibern auszurotten, und nur das ledige Frauenzimmer jenen Benjamitern zum Besten zu erhalten. Man fand daselbst eine Anzahl von vierhundert Dirnen, und diese alle waren so glücklich, auf einmal mit Männern versorget zu werden. Da aber noch zweyhundert Mannspersonen übrig waren, denen es an Weibern fehlte; so erlaubte man es ihnen, noch eben so viel Jungfern, die zu Siloh an einem Jahresfeste versammlet waren, und zum Tanze hinaus giengen, zu rauben. Dieses geschah auch wirklich, indem die jungen Freyer aus den Weinbergen unvermuthet heraus fielen, wo sie sich zu dem Ende versteckt hatten, und sich so gut, als möglich war, mit Bräuten versorgten.

Fürwahr, unter sechshundert Jungfrauen werden wenigstens ein Paarhundert gewesen seyn, die sich eben nicht die gewisseste Hoffnung auf eine Heirath mehr haben machen können. Und wiewohl es nicht zu vermuthen ist, daß die galanten Herren Benjamiter eben zuerst nach denen ältesten gegriffen haben werden: so wird doch wohl mancher unverhofft eine in den Arm bekommen haben, die er gern wieder vertauscht hätte, wenn er eine andere dafür hätte bekommen können. Denn mich dünkt, ich sehe im Geiste, wie bey dem über diesem Raube entstandenen Schrecken diejenigen Dirnen immer am langsamsten geflohen, die, ihrer verständigen Jahre

halber, ſichs für eine Schande gehalten, wie die Kinder davon zu laufen: zumal da dieſe Gravität ihnen zu merklichen Vortheilen gereichen ſollte. Allem Anſehen nach würde wohl meine Correſpondentinn, von der ich folgendes Schreiben erhalten habe, eine von den langſamſten mit geweſen ſeyn, wenn ſie zu dieſer Zeit gelebet hätte. Meine Leſer werden ſelber ein Urtheil davon fällen können, wenn ſie ihren beweglichen Brief werden geleſen haben:

Wertheſte Tadlerinnen!

Ich habe mir die Zeit her noch immer mit der Hoffnung geſchmeichelt, daß ich aus euren Schriften auch in meiner Angelegenheit einen Troſt erlangen würde: allein vergebens! Wie mag es doch immer kommen, daß ihr noch nicht ein einzigmal der alten Jungfern, und der unbilligen Verachtung, darinnen ſie leben müſſen, gedacht habt? Schämet ihr euch etwa, dieſer Sache zu erwähnen, weil ihr, allem Anſehen nach, ſelbſt unter dieſe Zahl gehöret? Man redet freylich nicht gerne von Dingen, worüber die Welt ihr Geſpötte treibt; wenn uns dieſelben eben ſowohl als andere angehen.

Ach allerliebſte Mitſchweſtern! vor etwa vier und zwanzig Jahren, da ich mich ohngefähr im zwölften oder dreyzehnten Jahre meines Alters befand, habe ich unglücklicher Weiſe das Vorurtheil eingeſogen, daß es um eine alte Jungfer eine recht elende Creatur ſeyn müſſe. Ich bin ohne Zweifel durch die damalige gottloſe Gewohnheit, welche leider! noch ietzund herrſchet, überredet worden; daß ſich iedermann, nur die alten Jungfern ſelbſt ausgenommen, auf dieſer letzteren Unkoſten erluſtiget. Was ſind es nicht für vergällte Stachelreden, die man gegen dieſelbe ausſchüttet? Z. E. Daß ſie Flederwiſche verkaufen müſſen, daß ſie ... Doch ich kann, bey meinen ietzigen Umſtänden, an dergleichen ſehr abgeſchmackten Scherz nicht ohne Wehmuth gedenken. Dieſe Spottworte verurſachten indeſſen damals bey mir einen großen Abſcheu vor dem Namen und Zuſtande einer alten Jungfer. Ich bildete mir ein, daß alle, die damit geſtrafet würden, nothwendig große Sünderinnen geweſen

ſen

ſen ſeyn müßten. Eine Wittwe, von eben ſolchen Jahren, hatte, meinem Bedünken nach, weit mehr Ehre von ihrem Stande, als eine alte Jungfer; indem jene zum wenigſten eine Zeitlang das Glück in der Welt gehabt, eine Frau zu heißen. Dannenhero wünſchte ich mir tauſendmal lieber den Tod, als unverehlicht alt zu werden. Denn ich glaubte, daß ein ſolcher Stand wegen des Schimpfes, den ich dabey würde erdulden müſſen, mir ganz unerträglich ſeyn würde. Und ſeht, liebe Mitſchweſtern, nunmehro befinde ich mich wirklich darinnen. Ich bin leider! eine alte Jungfer. O Himmel! habe ich denn das Elend erleben müſſen!

Meine ſelige Aeltern haben mir zwar keine Tonnen Goldes; doch aber ein ſolches Vermögen hinterlaſſen, daß ich gemächlich davon leben kann. Eine Schönheit (ich ſcheue mich nicht, dieſes zu bekennen) eine Schönheit, ſage ich, bin ich nicht: doch wenn mich mein Spiegel nicht betrüget, ſo bin ich auch kein Scheuſal, vor deſſen Geſtalt ſich die Mannsperſonen fürchten müßten. So bin ich mir auch von meiner Jugend auf keiner begangenen Thorheit bewußt, dadurch ſo manches Frauenzimmer ſich einen böſen Namen verurſachet. Jedermann ſpricht Gutes von mir; jedermann hält mich für ein ernſthaftes und verſtändiges Frauenzimmer: und wenn die Leute, ſonderlich aber Mannsperſonen, mit mir reden, ſo geſchieht es iedesmal mit einer Ehrerbiethung, die mir faſt zur Laſt wird. Ja ich glaube ſchier, daß eben dieſe meine Ernſthaftigkeit, die ich von Jugend auf bezeiget habe, und die ſtrenge Beobachtung der Regeln, welche Tugend und Wohlſtand vorſchreiben, die Haupturſache ſey, warum ich mich iezt in dieſem verdrießlichen Zuſtande ſehen muß. Laſterhafte Mannsperſonen haben ſich niemals unterſtanden, meinen Umgang zu ſuchen: und diejenigen, an welchen unter ihrem Geſchlechte noch etwas Gutes iſt, ſchätzen zwar die Tugend und guten Sitten an dem unſrigen hoch; ſie laſſen ſich aber deswegen, wenn nicht andere ſinnliche Umſtände dazu kommen, nicht ſogleich Heirathsgedanken in den Sinn kommen. Inzwiſchen habe ich mich freylich meinestheils niemals männerſüchtig oder ehebegierig angeſtellet. Die Schamhaftigkeit, welche, der eingeführten Art nach, von einem Frauenzimmer, in dieſem Stücke, erfordert wird, verboth mir ein ſolches.

Soll ich aber allhier frey die Wahrheit bekennen: ſo iſt es niemals mein rechter Ernſt geweſen, ledig zu ſterben. Ich habe auch Fleiſch und Blut, wie andere Menſchen; ob ich ſchon bisher viel zu mächtig darüber geweſen bin, als daß ich mich desfalls im geringſten bloß gegeben hätte. Ich habe mirs gewünſchet, einmal in den Armen eines vernünftigen und tugendhaften Ehegatten zu ruhen. Ich habe gewünſchet, einmal eine Mutter wohlgearteter Kinder zu werden. Und ob ich gleich iederzeit den ledigen Stand dem ehelichen, mit einer angemaßten Freymüthigkeit, vorgezogen: ſo habe ich doch in der That mit Schmerzen auf eine anſtändige Heirath gewartet. Jetzt aber erfüllt das zornige Schickſal, zu meiner nicht geringen Beſtürzung, dasjenige, was mein Mund geſprochen; nicht aber dasjenige, was mein Herz dabey gedacht hat.

Wann ich mich, geehrteſte Tadlerinnen, nicht bemühen möchte, durch Leſung guter und erbaulicher Bücher, worunter ich auch inſonderheit eure Schriften rechne, meinen Verſtand aufzuklären, und die Dinge dieſer Welt nach ihrer wahren Beſchaffenheit einzuſehen: ſo würde mir mein dermaliger einſamer Zuſtand noch viel beſchwerlicher fallen. So aber kann ich mich endlich noch faſſen; denn ich habe gelernet, in Dingen, die man nicht ändern kann, geduldig zu ſeyn. Doch, ſo eine große Heldinn ich desfalls in meinem Cabinete bin; ſo wohlgegründete Vorſtellungen ich mir machen kann, daß alles, was man wider die alten Jungfern auszugeifern pflegt, nichts als lauter Thorheiten ſind; ſo gewiß ich mich endlich manchesmal verſichern kann, daß eine Jungfer um ſo viel edler und höher zu ſchätzen ſey, ie weiter ſie es in einem ſo vortrefflichen Stande, als der ihrige iſt, bringen kann, und ie länger ſie darinnen verharret: ſo wenig kann ich doch noch zur Zeit hindern, daß das vorerwähnte verdammte Vorurtheil nicht bey Gelegenheit wieder ausbrechen, und verdrießliche Wirkungen in meinem Gemüthe hervorbringen ſollte. Eine einzige ſpröde Mine, die mir eine Mannsperſon macht, wirft alle meine Klugheit über einen Haufen; indem ſie mich auf den Verdacht bringet, ſie ſey ein Vorwurf meines Alters. Ich kann mich nicht enthalten, feuerroth zu werden, wenn irgends in Geſellſchaften der alten Jungfern gedacht wird. Und was ſpüre ich nicht für Bangigkeit, wenn man ohngefähr von Heirathen

rathen junger Leute spricht? Ja überhaupt, iede wohlgerathene Ehe, die ich rühmen höre, erwecket mir eine Betrübniß: nicht daß ich solche dem neuen Paare misgönnen sollte; davor bewahre mich der Himmel! sondern weil dergleichen Vergnügen mir in dieser Zeitlichkeit nicht auch zu Theil geworden.

Gönnet mir derowegen einigen Trost, edelste Tadlerinnen; und wollt ihr euch etwa wegen meiner wenigen Umstände insbesondere keine Mühe machen: so beschwere ich euch doch im Namen aller alten Jungfern, daß ihr sie durch eine bündige Vorstellung, wie ich denn weiß, daß ihr dieselbe zu thun wohl vermögend seyd, von der unbilligen Verachtung, darinnen sie öfters ganz ohne ihr Verschulden leben müssen, befreyen möget. Was ist es nicht für eine wunderliche Sache! Der Jungfernstand wird von Gott und Menschen hoch gepriesen; und doch verachtet man die Personen, die darinnen alt werden. Warum verehret man uns nicht desto mehr; ie länger wir darinnen gelebet haben? Ja warum nennet man eine Wittwe von meinen Jahren eine junge Wittwe, da ich hingegen eine alte Jungfer heißen muß? Untersuchet demnach einmal die Ursache solcher Verachtung, und macht uns alten Jungfern unsern Stand durch lebhafte und überzeugende Gründe angenehm. Ich habe mir sagen lassen, ein gewisser Redner habe es vormals, durch seine liebliche Vorstellung des Todes, so weit zu bringen gewußt, daß sich das Frauenzimmer häufig um das Leben gebracht. Hat man es durch die Beredsamkeit zu einer so außerordentlichen Unternehmung bringen können: wozu sollte es wohl nicht zu bereden seyn? Ach könntet ihr es durch die eurige dahin bringen, daß es sich nicht mehr schämen möchte, in dem Jungfernstande alt und grau zu werden: was für Gutes würdet ihr nicht dadurch stiften! Ihr würdet wenigstens verursachen, daß, wo nicht alle, doch gewiß sehr viel alte Jungfern in ihrem Stande vergnügt lebten; die jungen aber tausend Schwachheiten unterlassen würden, welche sie bloß in der Meynung begehen, daß Heirathen und sein Glück machen einerley sey.

Verzeihet mirs, theuerste Tadlerinnen, daß ich diese Bitte an euch gewaget, und euch zugleich mein ganzes Herz ausgeschüttet habe. Zu jenem hat mich das gemeine Beste des Frauenzim-

Lesern eröffnen will. So viel will ich noch gedenken, daß das Ordenszeichen ein mit schwarzer Seide auf einen silbernen Grund gestickter Cupido seyn solle; welcher mit seinen eigenen Pfeilen ans Kreuz geschlagen ist.

Für die ersteren habe ich folgendes zu thun beschlossen. Weil es nämlich viel unglückliche Freyer giebt, welche auf keine Weise zu Weibern kommen können: so bin ich entschlossen, eine favorable (man verzeihe mir dieses Wort, welches in dergleichen Fällen dem Schlendrian gemäß ist) Jungfer-Lotterie anzustellen, darinnen aber lauter Gewinnste und keine Nieten seyn sollen. So vortheilhaft dieselbe also für Personen beyderley Geschlechts seyn wird: so viel eher hoffe ich dieselbe zum Stande zu bringen; weswegen ich ehestens den völligen Entwurf von ihrer Einrichtung mittheilen werde.

Calliste.

Das XXXVII Stück.

Den 13 September, 1726.

Rachel.

* * * * * * Ist irgendwo ein Mann,
Der einer Schurmanninn sich gleich erweisen kann?

Der artige Herr von Cypressenwald hat durch ein lustiges Schreiben das gelehrte Frauenzimmer vom Studieren abzuschrecken gesucht. Nun könnte man ihm zwar auf eben so eine scherzhafte Art antworten: wenn es nämlich zu vermuthen stünde, daß dieselbe nicht allein ihm seine Einwürfe auflösen; sondern auch unserm Geschlechte die Lust zum Studieren vermehren würde. Allein es hat mir rathsamer geschienen, demselben auf eine ernsthafte Weise zu begegnen. Ich bin also gesonnen, ihm dießmal ausführlich zu zeigen, wie es mit dem Studieren des Frauenzimmers eigentlich gemeynet sey, und aus was für Ursachen man dasselbe dazu aufmuntern könne. Diese beyde Stücke nun gebührend abzuhandeln, werde ich mich der Arbeit der berühmten Anna Maria Schurmanninn bedienen. Diese gelehrte Holländerinn, welche im vorigen Jahrhunderte gelebt, hat in einem weitläuftigen lateinischen Schreiben an den bekannten Schriftgelehrten, D. Andreas Rivetus, diese Materie so wohl ausgeführet, daß man nichts bessers und vollständigers davon verlangen kann. Ich werde also nur einen Auszug daraus machen dörfen; aus welchem genugsam wird zu ersehen seyn, wie sehr

der

der Herr von Cypreſſenwald uns und dem ſämmtlichen Frauenzimmer Unrecht gethan habe.

Es wirft unſre gelehrte Schurmanninn, gleich im Anfange ihres gründlichen Briefes, dieſe Frage auf: Ob ſich das Studieren für ein chriſtliches Frauenzimmer wohl ſchicke? Und verſpricht zu behaupten, daß es ſich allerdings für ſie ſchicke. Ehe ſie aber ſolches wirklich thut, erkläret ſie ſich erſtlich, daß ſie durch ein chriſtliches Frauenzimmer ein ſolches verſtehe, welches nicht nur dem Bekänntniſſe nach, ſondern auch in der That chriſtlich iſt. Sie ſagt ferner, ſtudieren hieße ihr ſo viel, als eine fleißige und hurtige Bemühung, nicht nur die Sprachen und die Hiſtorie; ſondern auch die Wiſſenſchaften, und zwar ſowohl die höhern Facultäten, als die Philoſophie, zu faſſen. Nur die einzige Schrifttheologie will ſie ausgenommen wiſſen; als welche ohne dieß ſchon von einem ieden Chriſten getrieben werden muß. Und von dieſem Studieren will ſie zeigen, daß es einem chriſtlichen Frauenzimmer vortheilhaft, bequem und wohlanſtändig ſey. Hierauf bemerket ſie die verſchiedenen Gattungen des Frauenvolkes. Es giebt nämlich witzige und einfältige; arme und begüterte; mit vielen Hausgeſchäfften beladene und müßige. Eben alſo unterſcheidet ſie das Studieren, in die Bemühung alles zu lernen; und in die Bemühung nur einen und andern Theil der Gelehrſamkeit zu faſſen. Im Abſehen auf jenes erklärt ſie ſich, ſie wolle, daß ein Frauenzimmer, welches ſtudieren will, 1) einen lehrhaften und zum wenigſten mittelmäßigen Kopf haben, und 2) mit nöthigen Mitteln verſehen ſeyn müſſe: weil nämlich ſehr wenige Töchter ſo glücklich ſind, von ihren Vätern unterrichtet zu werden; andere Lehrmeiſter aber nicht ohne Unkoſten gehalten werden können. 3) Daß ſie von ſolchem Stande ſeyn ſollte, daß ſie von

ihrem

ihrem Hauswesen und den Uebungen der Gottseligkeit einige Zeit übrig habe, der Gelehrsamkeit zu widmen. Dieses kann, ihrer Meynung nach, leicht geschehen, wenn man in seiner Kindheit noch von allen Geschäfften frey ist, und bey zunehmendem Alter entweder ehelos bleibet, oder das meiste durch Mägde verrichten lassen kann. 4) Daß sie keine eitle Ehre und Pralerey, oder eine unnütze Neugierigkeit zum Endzwecke habe, sondern zuförderst Gottes Ehre und ihrer Seelen Heil; hiernächst aber, daß sie desto klüger, tugendhafter, und glückseliger werde, ihr Haus wohl regiere, wenn sie in diese Umstände kömmt, und endlich ihrem ganzen Geschlechte, so viel an ihr ist, Nutzen schaffen könne.

Im Absehen auf das Studieren, will sie, daß sich ein Frauenzimmer alle gute Künste und Wissenschaften, als in einem kurzen Begriffe, soll bekannt machen; doch so, daß man auch auf den unterschiedenen Werth, den eine vor der andern hat, und auf die Fähigkeit und den Verstand der Schülerinn selbst Acht habe; ja, daß ihr alles auf gehörige Art, zu rechter Zeit, und mit guter Ordnung beygebracht werde. Darauf benennet sie sonderlich die Sprachkunst, Vernunftlehre und Redekunst, als die Schlüssel zu allen übrigen Wissenschaften. Worauf die Natur- und Geisterlehre und die Historie folgen sollen. Zum rechten Verstande der heiligen Schrift hält sie die griechische und lateinische Sprache für nöthig; zur Belustigung aber und zur Zierde preiset sie die Mathematik, Musik, Poesie und Malerkunst an. Endlich giebt sie zwar zu, daß ein Frauenzimmer die practische Rechtsgelehrsamkeit, das Soldatenwesen, oder das Lehramt in Kirchen und Schulen zu verwalten nicht nöthig habe: allein von allen diesen Dingen einige Wissenschaft zu haben, das müsse man sich deswegen nicht verbiethen lassen.

Letzlich

Letztlich erkläret sie auch ihre Meynung, in wie weit das Studieren einem Frauenzimmer gezieme: nämlich nicht als eine zur Seligkeit höchstnöthige, oder zur Glückseligkeit dieses Lebens unentbehrliche Sache; sondern als ein dienliches Hülfsmittel, welches zur Vollkommenheit derselben sehr viel beytragen, und durch die Betrachtung der herrlichsten Dinge in der Welt, zur Liebe Gottes anfeuren könne.

Nach diesem Eingange setzet unsre Schurmanninn diesen Satz fest:

Das Studieren schickt sich sehr wohl für ein christliches Frauenzimmer.

Welchen zu erweisen, sie folgende Gründe hinzusetzet, die insgesammt als richtige Schlußreden abgefasset sind:

Der erste Beweis.

Wer von Natur die Fähigkeit zu allen Künsten und Wissenschaften hat, für den schicken sich auch dieselben sehr wohl. Nun hat aber das Frauenzimmer von Natur die erwähnte Fähigkeit: derowegen schicken sich auch für dasselbe alle Künste und Wissenschaften.

Der erste Satz dieses Schlusses ist für sich klar genug: obwohl sie auch einen Beweis davon gegeben hat. Der andre aber erhellet daraus zur Gnüge, weil das Frauenzimmer wirklich in Wissenschaften und freyen Künsten Proben abgeleget hat; welches nimmermehr hätte geschehen können, wenn sie nicht die nöthige Fähigkeit dazu gehabt hätten.

Der

Der zweyte Beweisgrund.

Wer von Natur eine Begierde nach Künsten und Wissenschaften hat, für den schicket es sich sehr wohl, dieselben zu lernen. Nun hat aber das Frauenzimmer von Natur eine Begierde nach Künsten und Wissenschaften: derowegen schickt sichs sehr wohl, daß das Frauenzimmer dieselben lerne.

Der erste Satz wird daher erwiesen, weil die Natur nichts umsonst thut. Weswegen hätte sie also dem Frauenmer die Begierde nach der Gelehrsamkeit eingepflanzet, wenn es sich nicht schickte, dieselbige zu sättigen? Der andre Satz aber gründet sich auf den vernünftigen Ausspruch eines großen Weltweisen; der überhaupt von allen Menschen bemerkt hat, daß sie von Natur begierig sind, viel zu wissen.

Der dritte Beweisgrund.

Wen Gott mit einem erhabenen Angesichte, und gen Himmel gerichteten Augen erschaffen hat, für den schickt sich auch die Betrachtung und Erkenntniß hoher und himmlischer Dinge. Nun hat Gott das Frauenzimmer, eben sowohl als die Mannspersonen, also erschaffen: derowegen schicket sich die Betrachtung und Erkenntniß hoher und himmlischer Dinge auch für das Frauenzimmer.

Der vierte Beweis.

Wer einer ernstlichen und immerwährenden Beschäfftigung vor anderen benöthiget ist, für den schickt sich das Studieren

Studieren sehr wohl. Nun ist das Frauenzimmer einer solchen Beschäfftigung sehr benöthiget: derowegen ꝛc.

Der erste Satz wird klar, wenn man bedenket, daß das Studieren allen Gemüthskräften etwas zu thun giebt, und also einen ganzen Menschen erfordert. Der andre Satz aber erhellet theils, wenn man erwäget, daß ein Frauenzimmer, wegen der Flüchtigkeit seines Naturells und so vieler Reizungen der Welt, in großer Gefahr stehet, zur Eitelkeit verführet zu werden: theils auch, wenn man bedenket, daß es mehrentheils viel müßige Stunden übrig hat; sonderlich wenn es es von einem guten Stande und Vermögen ist. Da nun der Müßiggang nichts Gutes lehret; so ist leicht zu schließen, daß ihm das Studieren ein sehr edler Zeitvertreib werden könne.

Der fünfte Beweis.

Wem ein ruhiges und von Sorgen befreyetes Leben zu theile wird, für den schicket sich das Studieren überaus wohl. Nun wiederfähret aber dem Frauenzimmer sehr oft dergleichen glückselige Lebensart: also schickt sich das Studieren sehr wohl für dasselbe.

Der erste Satz ist offenbar; weil dem Studieren nichts so zuträglich ist, als Ruhe und Freyheit. Den andern aber bestätiget die Erfahrung; indem das Frauenzimmer von allen öffentlichen Aemtern und Geschäfften ausgeschlossen, und also sich selbst überlassen ist.

Der

Der sechste Beweis.

Wer die höhern und Hauptwissenschaften zu lernen verbunden ist; der muß auch diejenigen studieren, die als Hülfsmittel dazu dienen. Nun soll ja das Frauenzimmer die Hauptwissenschaft eines Christen, nämlich die Erkenntniß Gottes und seiner Werke, lernen: also muß es auch die freyen Künste und philosophischen Wissenschaften treiben; die ihm dazu behülflich sind.

Der siebente Beweis.

Wer seine Belustigung mehr zu Hause als anderwärts zu suchen hat, für den schicket sich das Studieren sonderlich. Das Frauenzimmer hat aber Ursache, seine Vergnügung mehr zu Hause, als anderwärts, zu suchen: derowegen schicket sich das Studieren sonderlich für dasselbe.

Der erste Satz ist deswegen gewiß, weil die Studierenden vor anderen den Vortheil haben, daß sie sich auch in der Einsamkeit vergnügen können, wenn sie gleich keine Gesellschaft um sich haben. Der andre Satz aber erhellet theils aus dem Befehle eines großen Apostels, der da will, daß die Weiber häuslich seyn sollen, Tit. 2, 5. Theils weil die Erfahrung lehret, daß diejenigen, die mit ihren Zungen, Ohren und Augen niemals zu Hause sind, und ihre Belustigung immer an fremden Orten suchen, mehrentheils in den Verdacht gerathen, als ob sie nicht ehrlich, fleißig und schamhaft genug wären.

Dieses ist erst die Hälfte derjenigen Beweisgründe, womit die gelehrte Schurmanninn ihren Satz erwiesen.

Ich muß die übrigen auf eine andre Gelegenheit verſparen; weil ich ſonſt keinen Platz behalten würde, ihre Widerlegung der gegenſeitigen Gründe, oder die Beantwortung der Einwürfe anzuführen. Ehe ſie ſich aber mit ihren Widerſachern einläßt, erinnert ſie: daß es Leute darunter gebe, die durch gewiſſe Vorurtheile ſo verblendet ſind, daß ſie ſich einbilden; man wolle, ohne Unterſcheid der Köpfe, des Standes und Vermögens, alles Frauenzimmer zum Studieren anhalten. Andere wollten von keinem andern Endzwecke des Studierens wiſſen, als von Gewinnſte oder eitler Ehre, wofern man nämlich nicht dem gemeinen Weſen damit diene. Dieſes ſey nun der Hauptirrthum dieſer Leute: gerade als ob es nichts hieße, wenn man deswegen ſtudieret, daß man ſich von einer ſchändlichen Unwiſſenheit befreyen möge. Endlich gebe es auch einige, die es zwar überhaupt nicht leugnen, daß ein Frauenzimmer nicht ſtudieren ſollte; wohl aber verbiethen, daß man ſie darinnen nicht gar zu weit kommen laſſe: vielleicht aus Furcht, ſie möchten hernach ſelber übertroffen und beſchämet werden. Alle dergleichen Leute behaupten den Satz:

Für ein chriſtliches Frauenzimmer ſchickt ſich das Studieren nicht.

und das zwar mit folgenden Scheingründen:

Der erſte Scheingrund.

Wer einen ſchwachen Kopf, oder geringen Verſtand hat, für den ſchickt ſich das Studieren nicht. Nun hat das weibliche Geſchlecht einen ſchwachen Kopf und geringen Verſtand; Derowegen ꝛc.

Hier

Hier antwortet man auf den ersten Satz, daß man sich schon vorhin erkläret habe: nur diejenigen sollten studieren, die zum wenigsten mittelmäßige Kräfte des Verstandes besitzen. Ferner sind zum Studieren auch nicht lauter außerordentliche Köpfe nöthig; angesehen die meisten Gelehrten nur mäßige Fähigkeiten des Verstandes haben. Auf den andern Satz erwiedert man, daß er überhaupt noch nicht ganz ausgemacht sey, sondern nur im Absehen auf das männliche Geschlecht. Die gelehrten Männer sind gleichsam Adler in den Wolken, und das Frauenzimmer kann derowegen mit ihnen nicht verglichen werden. Doch lehret die Erfahrung, daß es auch etliche gebe, die zum Studieren nicht ohne Nutzen angeführet werden. Man könnte hier gar den Schluß umkehren:

Wer den schwächsten Kopf hat, dem ist das Studieren am nöthigsten. Nun hat das Frauenzimmer die schwächsten Köpfe; darum ist ihnen das Studieren am nöthigsten.

Der erste Satz wird klar, wenn man erwäget, daß derjenige der meisten Beyhülfe benöthiget ist, der den größten Mangel bey sich spüret. Die Gelehrsamkeit aber ist das Hülfsmittel, auch einen schlechten Kopf besser zu machen.

Der zweyte Scheingrund.

Wer keine Neigung zum Studieren hat, der darf nicht studieren. Das Frauenzimmer hat keine Lust und Neigung zum Studieren: derowegen darf es auch nicht studieren.

Bey dem ersten Satze ist zu merken, daß man zuvor alle erlaubte Mittel, die einem zum Studieren Lust machen kön-

nen, versuchen müsse: und wann die umsonst sind, alsdann könne man einen erst des Studierens überheben. Bey dem andern aber kann man antworten: man könne nicht eher von unsrer Neigung zur Gelehrsamkeit urtheilen, eher und bevor man uns mit den besten Bewegungsgründen dazu angemahnet, und uns einigen Geschmack von der Süßigkeit des Studierens beygebracht hat.

Der dritte Scheingrund.

Wer die zum Studieren nöthigen Mittel nicht hat, der darf nicht studieren. Das Frauenzimmer hat die nöthigen Mittel zum Studieren nicht: denn es giebt keine Schulen und Akademien für Frauenzimmer. Derowegen darf das Frauenzimmer nicht studieren.

Allein das folgt nicht. Muß man denn eben auf Akademien studieren? Es kann wohl ein gelehrter Vater seiner Tochter, oder ein geschickter Lehrmeister seiner Untergebenen, Unterricht genug mittheilen.

Der vierte Scheingrund.

Wessen Gelehrsamkeit ihren eigentlichen Endzweck nicht erlanget, für den schickt sich das Studieren nicht. Nun aber erlanget die Gelehrsamkeit des Frauenzimmers ihren rechten Endzweck nicht: denn sie werden nirgends zu öffentlichen Aemtern gezogen. Derowegen ꝛc.

Auf den ersten Satz giebt man zur Antwort, daß in den Wissenschaften, die auf das bloße Erkenntniß und Wissen ankommen, ein Frauenzimmer seines Zweckes eben so gut theilhaftig

haftig werden könne, als eine Mannsperson. Was aber die anderen anlanget, die mehr auf die Ausübung gehen: so erlangten sie zwar öffentlich ihre Absicht nicht; doch aber insbesondre für sich, und insgeheim.

Der fünfte Scheingrund.

Wer zur Beobachtung seines Berufs nur wenig wissen darf, der hat nicht Ursache, sich um den Umfang aller Wissenschaften und eine hohe Gelehrsamkeit Mühe zu geben. Nun darf ein Frauenzimmer, seinen Beruf zu erfüllen, nur ein weniges wissen; weil sich alle ihre Geschäffte in einem Hause umschränken lassen. Also hat es nicht Ursache ꝛc.

Hier dienet zur Antwort, daß das Wort Beruf sehr zweydeutig ist. Denn versteht man den Beruf zum Privatleben dadurch: wie mancher Mannsperson, die in keinem öffentlichen Amte steht, würde ihre Gelehrsamkeit unnützlich seyn? welches doch nicht ist. Versteht man aber den besondern Beruf zum Hauswesen und zur Kinderzucht: so hebt doch das erste davon die allgemeine Verbindlichkeit eines Christen, Gott und seine Werke erkennen zu lernen, nicht auf. Das andre aber erfordert gewiß viel Verstand und Wissenschaft, wenn man seiner Pflicht darinnen recht nachkommen will.

Nachdem nun die berühmte Schurmanninn solchergestalt ihren Satz erwiesen, und ihrer Gegner Einwürfe widerleget hat; so macht sie den Schluß: Man sollte sich bemühen, das weibliche Geschlecht mit guten Bewegungsgründen, mit Zeugnissen kluger Männer und mit Exempeln gelehrten

Frauenzimmers zum Studieren aufzumuntern; insonderheit aber diejenigen, welche müßige Zeit, und Vermögen, und andere Mittel darzu haben. Und weil es beſſer iſt, von Jugend auf darzu angeführet zu werden, als ſpät anzufangen: ſo müſſe man die Aeltern ſelber dazu aufmuntern, und ſie in dieſem Stücke ihrer Pflicht erinnern.

Dieſes ſind ſchon faſt vor hundert Jahren die Gedanken eines gelehrten Frauenzimmers geweſen: unſere Leſer mögen urtheilen, ob wir in unſeren Blättern bisher demjenigen nachgekommen ſind, was ſie in dem Beſchluſſe ihres Schreibens verlanget hat. Der Herr von Cypreſſenwald aber mag uns wiſſen laſſen, ob er noch ferner was bey dem Studieren des Frauenzimmers zu erinnern habe?

Phyllis.

****

Das XXXVIII Stück.

Den 20 September, 1726.

Opitz.

O wohl demselben! wohl! der so kann einsam leben,
Und seine ganze Zeit den Feldern hat gegeben;
Liebt nicht der Städte Lust, und ihren falschen Schein:
Da zwar oft pflegt mehr Geld, doch auch mehr Schuld zu seyn.

Daß ich dieses Blatt mit dem Lobe des Landlebens anfange, dazu habe ich eine doppelte Veranlassung. Einmal erinnere ich mich der vergnügten Tage, welche ich vergangenen Frühling ein Paar Wochen lang auf dem Lande genossen. Ich ward zu einem meiner Verwandten, der ein kleines Rittergut besitzet, eingeladen, um mich der angenehmsten Jahreszeit zu meiner Gemüths- und Leibeserfrischung zu bedienen. Eine so erwünschte Einladung konnte niemand weniger ausschlagen, als ich. Die damalige Beschaffenheit des Gewitters war sehr anmuthig: Auen, Felder und Wälder stunden in ihrer schönsten Pracht und Blühte; kurz, Himmel und Erde schienen zu meiner Vergnügung überein zu stimmen.

Ich pflege niemals auszureisen, ohne daß ich mir einen Zeitkürzer mitnehme: ich will sagen, ich bin allezeit gewohnt, ein gewisses Buch bey mir zu führen, welches mich, wenn ich einsam bin, mit Gedanken unterhalten, und sowohl zur Belu-

ſtigung, als zur Erbauung meines Gemüthes etwas beytragen kann. Dieſesmal war der ehrliche Opitz mein Gefährte, der mir denn durch ſeine alte, ungekünſtelte, und doch geiſtreiche Poeſie, nicht wenige Stunden kürzete. Inſonderheit ergetzte ich mich an denen Gedichten, darinnen er von dem Feld- und Ackerleben ſeine vernünftige Gedanken entdecket hat. Wie nun dieſer Großvater, und Fürſt aller unſerer Poeten, überhaupt in natürlichen Beſchreibungen der Dinge große Stärke gehabt: alſo hat er auch die Lebensart, die man auf dem Lande führet, mit überaus lebhaften Farben entworfen. Nicht nur das eigentlich ſo betitelte Gedichte: Lob des Feldlebens; ſondern auch ſein ſogenanntes Zlatna, oder von der Ruhe des Gemüths, und dann ſein Vielgut enthalten ſolche Schildereyen dieſer Lebensart in ſich, daß man ſich nicht genug daran ergetzen kann. So oft ich mich alſo in den kleinen auf dem Gute meines Anverwandten gelegenen Luſtwald verfügte: ſo oft war auch Opitz in meinen Händen.

Ich ſetzte mich unter einen ſchattigten Baum ins Gras: der vermiſchte Geſang des Gevögels ergetzte mir das Gehör; der Anblick eines mit tauſend anmuthigen Farben vermiſchten Grünen das Geſicht; und der von unzähligen wohlriechenden Blumen und Kräutern ausfliegende Duft den Geruch; die Betrachtung aber der opitziſchen Gedanken das Gemüth. Ich hielt zuweilen in Gedanken den von ihm etliche mal abgeſchilderten glücklichen Landmann, mit meinem gaſtfreyen Anverwandten zuſammen; und fand, daß zwiſchen beyden eine große Aehnlichkeit wäre. Dieſes vergnügte mich nun herzlich. Opitzens Beſchreibung billigte die Lebensart und Sitten meines Anverwandten: und dieſer beſtätigte durch ſein löbliches Exempel die Wahrheit der opitziſchen Beſchreibungen.

Ich müßte fast ein ganzes Blatt mit Versen anfüllen: wenn ich alle die Stellen anführen wollte, die mir in den oberwähnten Gedichten gefallen haben. Ich verweise also meine Leser auf Opitzen selbst: dieser große Dichter wird ohne dem weniger gelesen, als er wohl verdienet. Auch so gar diejenigen, die Poeten heißen wollen, haben oftmals seine Schriften nie gesehen: da sie doch eine rechte Quelle des guten Geschmacks in sich fassen. Und nimmermehr würde Deutschland so viel italienische und spanische, ich meyne schwülstige, ausschweifende, und zuweilen gar rasende Gedichte gesehen haben: wenn man Opitzen fleißiger gelesen hätte, als einige andere inn- und ausländische Poeten.

Doch ich weiche von meinem Vorhaben gar zu sehr ab: ich wollte nämlich noch dieses hinzu setzen, daß mir das Landleben weit unschuldiger, geruhiger und natürlicher vorgekommen ist, als das Stadtleben. Daß es mir also aus angeregten Ursachen sehr wohl gefallen habe; daran darf niemand zweifeln: denn seine Annehmlichkeit hatte mich damals so gar eingenommen, daß ich auch bereit war, bey vorfallender Gelegenheit, meine ietzige Lebensart mit demselben zu vertauschen.

Daß ich aber bey ietzt angehender rauhen Herbstzeit auf die Gedanken von meiner Frühlingslust gekommmen bin; das verursachet ein gewisses Schreiben, welches bereits vor einigen Monaten an unsre Gesellschaft eingelaufen ist, und welches wir nicht länger unbeantwortet liegen lassen können. Was der Innhalt desselben, und das Begehren des Verfassers sey, das werden meine Leser selbst sehen. So lautet es von Wort zu Wort:

Hochgeschätzte Tadlerinnen!

Was für ein Vergnügen in meiner Vaterstadt, insbesondre unter jungen Leuten beyderley Geschlechts, unsere Maler mit ihren Discursen erwecket haben: das möchte mir wohl unmöglich fallen, hier deutlich und ausführlich vorzustellen. Vor vielen anderen aber verlangte mich und einen meiner Freunde allezeit recht sehnlich nach dem Donnerstage, als an welchem wir allezeit ein neues Blatt von ihnen zu lesen bekamen. Eure Schriften, hochgeschätzte Tadlerinnen, ersetzen, bey meiner ietzigen Entfernung von Hause, die malerische Stelle; und die Wahrheit zu gestehen, ꝛc. ꝛc. Meinem Freunde und Landsmanne geht es eben so: des Nutzens nicht zu gedenken, welchen uns eure reine Schreibart in Verbesserung der unsrigen geschaffet hat.

So sehr wir indessen bisher auf die Abhandlung einer gewissen Materie gewartet haben: so wenig ist dieselbe noch zur Zeit in euren Blättern zum Vorscheine gekommen. Weil ich aber schon öfters bemerket habe, wie willfährig ihr gewesen seyd, dem Verlangen eurer Leser ein Gnügen zu thun: so habe ich mir desto mehr geschmeichelt, dieses mein Schreiben werde auch in euren werthesten Schriften einer Antwort gewürdiget werden. Es ist euch ohne Zweifel mehr als zu wohl bekannt, wie unsere Maler das gar zu edle Landleben zu verschiednen malen so trefflich herausgestrichen, und dadurch gewiß vielen einen andern Geschmack davon zu wege gebracht haben, als sie zuvor gehabt. Ich selbst kann wohl sagen, daß ich auf meinem Vorwerke iederzeit meine größte Lust gefunden; und daß mich nichts so empfindlich gerühret habe, als der Verlust dieses Vergnügens, welcher durch meine Reise auf Universitäten verursachet worden. Wenn ich mich deswegen am besten trösten will: so lese ich ein gewisses Gedicht, welches die dortige angenehme Gegend mir selbsten gleichsam in die Feder geflößet. Ich stelle mir alsdann in Gedanken die daselbst so vielfältige Abwechslung der Berge und Thäler sehr lebhaft vor. Ich sehe den krummgezogenen Strich, welchen meine Lindmatt durch das ietzt grüne und falbe, bald wieder weiße und düstre Lindmatthal mit rauschender

Gelassenheit

Gelassenheit beständig halten muß. Hier geht die hin und wieder irrende Wollenheerde zu Tausenden. Dort bläst der, nach Art der alten Unschuld, bekleidete Kühhirte auf seinem krummen Horne. Das Rindvieh, welches ihn umgiebt, ist recht aufmerksam: es vergißt der Weide über seinem Getöne, und gaffet ihn so unbeweglich an, als ob es dahin gemauret wäre. Weiter erblicke ich meine Brustwehre, welche in einem in der Höhe engen, unten aber weiten Buchwalde fest aufgethürmet steht:

* * * * Da nach der Alten Weise
Mit dem, was Gott beschert, ich mich recht glücklich preise.

Kurz, noch viele andere Umstände stelle ich mir in meinem ietzigen recht misvergnügten Zustande zu einigem Troste und Zeitvertreibe vor: zumal ich gute Hoffnung habe, daß ich das verlohrne bald wieder bekommen werde. Ich kann Opitzens Lob des Feldlebens, sein Zlatna, Vielgut, u. a. m. imgleichen Canitzens und Brocks Gedichte davon fast auswendig.

Doch dieses alles, hochgeschätzte Tadlerinnen, hätte mich noch lange nicht beherzt genug gemacht, an euch zu schreiben: wenn nicht eine wichtigere Ursache mich gezwungen hätte, meine Zuflucht zu euch zu nehmen. Nämlich, ob gleich die Maler uns Mannspersonen durch ihre Vorstellung das Landleben angenehm gemacht: so ist doch die Wirkung ihrer Gründe bey unserm Frauenzimmer ausgeblieben; wiewohl ich gar nicht errathen kann, woher solches komme. Nun ist es aber nicht gut, daß der Mensch, sonderlich im Landleben, allein sey: voraus wenn die Natur ihn mit einem aufgeweckten Gemüthe begabet hat. Und dennoch sind meine Landsmänninnen von dieser Lebensart so abgeneigt, daß ich fast alle Hoffnung fahren lassen muß, bey meiner Heimkunft eine zu finden, welche das Plätzchen meiner Gehülfinn einnähme. Meine einzige Hoffnung beruhet noch auf euch: indem ich mir fest einbilde, daß eure vernünftige Vorstellungen einzig und allein zulänglich seyn werden, euer wertheftes Geschlecht auf bessere Gedanken zu bringen, und ihnen das Landleben angenehm zu machen. Willfahret ihr

mir

mir in einer so billigen Sache: so werdet ihr euch fürs erste alle Landjunker überhaupt verbunden machen; ich aber werde insbesondere allezeit seyn und heißen,

Hochgeschätzte Tadlerinnen,

Halle, den 27 Aug. 1726. in höchster Eil.

Euer vernünftiger Leser, und gehorsamer Diener,

J. J. S. von Eggbühnd.

Unser Correspondent wird es uns nicht übel nehmen, daß wir ein Stück von dem Eingange seines Schreibens, worinnen er uns mit sehr vielen Lobeserhebungen belästiget, weggelassen haben: wir müssen unseren Neidern einmal einen Gefallen erweisen, und zeigen, daß wir kein Belieben daran haben; damit wir ihnen eine Gelegenheit benehmen, uns zu beschuldigen, als ob man eine gar zu große Sorgfalt in unseren Blättern fände, unsere Lobsprüche darein drucken zu lassen, oder wohl gar zu erdichten. Doch was ist gewöhnlicher, als ungegründete Beschuldigungen von Leuten, deren Herz von dem Neide geplaget wird?

Aus dem Schreiben selbst nehmen wir ab, daß dessen Urheber ohne Zweifel aus der Schweiz gebürtig seyn müsse. Ob er noch allhier lebe, oder ob er diesen Herbst bereits nach seinem Vaterlande zurück gekehret sey, das können wir zwar nicht wissen: allein weil es uns bekannt ist, daß unsere Blät auch in der Schweiz ihre Liebhaber gefunden haben; so können dem ungeachtet diese unsere Gedanken über dessen Brief demselben wohl zu Gesichte kommen. Daß derselbe bisher vergebens auf die Abhandlung einer so sonderbaren Materie gewartet hat, das ist kein Wunder. Wie kann man aller Menschen Gedanken errathen? Und wie ist es möglich, daß wir auf Sachen

chen verfallen ſollen, dazu wir keine Veranlaſſung haben? Daß das Landleben ein angenehmes, unſchuldiges und ruhiges Leben ſey, das habe ich freylich ſchon längſt erkannt. Daß aber dergleichen Vorſtellungen bey dem Frauenzimmer keinen Beyfall finden; das iſt, meines Erachtens, gar kein Wunder. Lieſt wohl von funfzigen oder hunderten unter denſelben, auch denen, die von gutem Stande und Vermögen ſind, nur eine einzige gern ſolche unſchuldige Gedichte unſerer Poeten, die vom Landleben handeln? Von den Schriften der Herren Maler mag ich nichts gedenken; als welche auch von Mannsperſonen, ja ſelbſt von Gelehrten in unſeren Gegenden, kaum gekannt werden.

Ich hätte indeſſen gewünſchet, daß unſer Herr Correſpondent uns die poetiſche Beſchreibung ſeines Landguts ſelbſt zugeſchicket hätte. Daraus würde man nicht nur die Annehmlichkeit deſſelben, ſondern auch die Lebhaftigkeit des Verfaſſers ſelbſt erkannt haben. Dieſe beyde Stücke aber könnten allerdings ſehr viel beytragen, ein Frauenzimmer, ſo wie er ſichs wünſchet, auf den Entſchluß zu bringen, daß ſie mit ihm zöge, um das ihr beſtimmte Plätzchen auf ſeinem Vorwerke einzunehmen. Doch in Ermangelung deſſen begnügen wir uns an ſeinem Briefe, der uns gleichfalls von beyden ietzterwähnten Stücken deutliche Spuren zeiget.

Nun ſollte ich wohl, ſeinem Verlangen nach, dem Stadtfrauenzimmer das Landleben, als etwas Anmuthiges, vormalen: allein ich habe zuvor zweyerley Betrachtungen anzuſtellen. Die erſte iſt dieſe, daß alle meine Gründe bey dem Frauenzimmer ohne Kraft ſeyn werden: ſo lange ſie dasjenige noch lieben, was zwar wohl in Städten, nicht aber auf dem Lande zu haben iſt. So lange die Schöne noch eine Schweſter der Eitelkeit bleibet; ſo lange ſie noch hungrig nach neuen Zeitungen, durſtig

nach

nach vielen Liebhabern, begierig nach einem groſsen Staate iſt: ſo lange würde wohl alle meine Mühe vergebens ſeyn, die ich anwenden könnte, ſie zu der Einſamkeit, Stille, Einfalt und Unſchuld, die auf dem Lande herrſchet, zu bereden; wenn ich ihr gleich ganze Tage lang aus Opitzen vorpredigte:

* * * * Indeſſen kömmt ſein Weib,
Die nicht nach Biſem reucht, und ihren ſchnöden Leib,
Wie falſcher Waar geſchieht, vollauf an allen Enden
Hat prächtig ausgeputzt. Sie trägt in ihren Händen,
Die grob von Arbeit ſind, von grünem Majoran
Und Roſen einen Kranz, und krönet ihren Mann.
Bald ſetzt ſie ſich mit ihm bey einem Walde nieder,
An dem ein ſchöner Quell mit Rauſchen hin und wieder
Noch heller fleußt, als Glas. * * * * *

So würde dieſes ihr vielleicht mehr Abſcheu vor dem Landleben, als Luſt zu demſelben erwecken. Was? würde eine Modefreundinn rufen: ſoll ich mich nicht putzen? Soll ich eine Bauernmagd werden, und mir durch die Arbeit grobe Haut in die Hände bringen? Nimmermehr ſoll das geſchehen! Schade für den ſchönen Quell: das Rauſchen, welches der Quell aus meiner Caffekanne in dem Schälchen erwecket, iſt mir weit angenehmer zu hören. Auf einem weichen Ruhebette, oder ſanften Canapee, ſitzt ſichs ja eben ſo gut, als in einem Walde. Und wie ſollte ich meinen Mann mit Blumen krönen? Wenn ich nur Orangenblüte, Jeſmin und Nelken an meinen Kopf zu ſtecken habe: ſo mag mein künftiger Mann einmal Gott danken, wenn ich ihn ungekrönet laſſe, ꝛc.

Führe ich fort, die Lebensart der Landleute aus meinem Poeten folgender Geſtalt zu beſchreiben:

Da nun die Sonne fast zu Golde gehen soll:
So führet sie ihn heim, und setzt den Tisch bald voll,
Mit Speisen, die sein Hof und Landgut selber träget;
Zwey Eyer oder drey, die ietzt erst sind geleget;
Die Henne selbst dazu. Ein frisches Haselhuhn,
Nach dem die Bürger sonst die Finger lecken thun,
Ein Lamm, das heute noch lief neben seiner Mutter,
Den feisten Ram der Milch, und quittengelbe Butter,
Und Käse neben bey, die Holland selbst kaum hat,
Auch Obst, das sonsten ist so theuer in der Stadt.

Was für schlechten Appetit würde wohl eine französische Stadtköchinn nach den einfältigen Dorfmahlzeiten bekommen? Weswegen hätte sie sich so viel fremde Namen von ausländischen Gerichten sammt der Zubereitung derselben bekannt machen müssen? Nein, würde sie sagen, Eyer, Ram, Käse und Butter, das mögen die Bauren essen; und wenn die Hühner, Haselhühner und Lämmer nicht nach der neuen Art zubereitet sind: so bedanke ich mich dafür!

Die andre Betrachtung, die ich anzustellen habe, ist diese: Ob es nämlich einem Landjunker wohl zu rathen sey, eine Stadtjungfer zu heirathen? Es ist bekannt, daß es auf dem Lande sehr viel auf eine gute Wirthinn ankomme. Die ganze Haushaltung würde sehr übel bestellet werden, wenn es daran fehlen sollte. Der Wirth aber kann unmöglich überall zugegen seyn, und auf alles selber sehen. Zu einer guten Landwirthinn aber gehöret eine wackere, dauerhafte Person, die eine gute Wissenschaft von allen Dingen hat, die auf dem Lande vorgehen. Sie muß nicht nur Küche und Keller, wie in der Stadt, bestellen; sondern auch ihren Garten in Acht zu nehmen, ihr Federvieh abzuwarten, und auch das Haarvieh, als Kühe, Schafe, Ziegen und Schweine, zu besorgen wissen. Sie muß von den Krankheiten desselben und den Mitteln

darwider

darwider einige Kenntniß haben, auch mit der Milchſpeiſe wohl und rathſam umzugehen wiſſen: daß ſie nicht nur ihr Haus damit verſorge, ſondern auch ihren Ueberfluß zu Gelde zu machen; der Gärten, des Flachſes und der Wolle anietzt nicht zu gedenken. Nun gebe ichs meinem Correſpondenten zu erwägen, ob ein wohlgeputztes Püpchen aus großen Städten zu allen dieſen Verrichtungen geſchickt ſey; welches oft nicht weiß, ob die Hühner ihre Eyer durch den Schnabel legen, oder ob ſie ihnen der Klapperſtorch ins Neſt bringet?

Iris.

****

Das XXXIX Stück.

Den 27 September, 1726.

Philander.

Als wenn es Herkuls Arbeit wäre:
Wenn man das Jawort geben ſoll.

Ich habe letztlich einer alten Mitſchweſter zum Troſte, welcher ihre langwierige Jungferſchaft zur Laſt geworden iſt, den Vorſchlag zu einer gewiſſen Jungferlotterie gethan. Ihr überaus bewegliches Schreiben, ja ſelbſt der Name Gernmänninn, womit ſie ſich zu benennen beliebet hatte, überzeugte mich ſattſam, daß ihrer Noth nicht anders, als durch eine Heirath abzuhelfen ſeyn würde. Auf ordentliche Weiſe nun in den Ehſtand zu gelangen, war keine Hoffnung für ſie mehr übrig: daher mußte ich auf ein außerordentliches Mittel ſinnen; und dergeſtalt fiel mir eine Lotterie ein. Und mich dünkte, daß dieſer neue Weg, an einen Mann zu kommen, nicht nur unſerer Gernmänninn, ſondern vielleicht noch unzähligen anderen ihres gleichen, vortheilhaft ſeyn könnte.

Indeſſen hat dieſer Vorſchlag gewiſſen Leuten ſehr ungereimt vorkommen wollen. Wie? haben ſie ſich vernehmen laſſen, giebt es denn noch nicht unglückliche Ehen genug in der Welt? Werden nicht ſchon, auf die ordentliche Weiſe zu heirathen, Perſonen genug zuſammen gekoppelt, die an Gemüthe ungleich, an Sitten widerſinniſch, und an Liebe gegen einander eiskalt ſind? Eigennutz, Ehrgeiz, Einfalt, Ueber-

redungen alter Weiber, und tausend andere dergleichen Dinge sind vermögend genug, einen großen Theil des menschlichen Geschlechts in einen Kefich zu sperren, daraus sich ein ieder wiederum zu entkommen wünschet; so bald er nur seinen Cameraden ein wenig kennen gelernet hat. Nun will man aus dem Eheſtande gar ein Werk des blinden Zufalls machen! Das Heirathen wird noch ein Glückstopf werden sollen! Das beste dabey ist dieses, daß ein so seltsamer Anschlag sonder Zweifel fruchtlos abgehen wird. Wer wollte so thöricht seyn, und in die Lotterie setzen, um ein Weib daraus zu gewinnen? Und wie würde nicht mancher zum Gelächter werden, der eine taube, blinde, lahme, stumme, höckerichte oder eisgraue Schönheit zum Gewinnste bekäme? oder gar eine Xantippe zöge, von welcher er sich, hundert Meilen weg zu seyn, wünschen möchte. Der übrigen Gemüthsart für ietzt nicht zu gedenken, welche bey dieser Weise zu freyen einem Bräutigam oder einer Braut weit unbekannter bleiben würde, als sonst bey der größesten Uebereilung und Vorstellung zu geschehen pfleget.

Mit diesen und dergleichen Urtheilen hat man meinen wohlgemeynten Anschlag verworfen: und mit so scheinbaren Gründen hat man meine gute Absicht als was schädliches bestritten. Ich würde auch kein Bedenken tragen, mich denselben zu ergeben, und meinen vorigen Einfall selbst zu verdammen: wenn ich nicht die trifftigsten Gründe zur Vertheidigung meiner guten Sache im Vorrathe hätte. Und diese sind folgende:

Einmal ist es gewiß, daß wir unzählig viele der wichtigsten Dinge haben, die bey ihrem ersten Anfange so unmöglich und lächerlich geschienen, als unsere Jungfernlotterie. Ich verlange die großen Unternehmungen und Erfindungen in der Welt keinesweges in eine Vergleichung mit meinem Vorschlage zu setzen: allein was dünket meinen Lesern wohl, daß

Plato,

Plato, Ariſtoteles, Cicero und andere unter den Alten geſagt haben würden? wenn man ihnen eine Kunſt gewünſchet hätte, nach welcher zwo oder drey Perſonen in einem Tage ſo viel zu Papiere bringen könnten, als hundert von ihren Copiſten. Würden ſie ſolches nicht eben ſo angeſehen haben, als wir heutiges Tages die Vorſchläge von der Fliegekunſt, von den Luftſchiffen und anderen dergleichen Einfällen? Welch ein Gelächter erregte nicht Chriſtoph Columbus, als er vorgab, die Spitze von Portugall wäre noch nicht das Ende der bewohnten Erde; ſondern er wollte auf einem ſchwimmenden Holze nach einer neuen Welt reiſen? Und was für ein Aufruhr entſtund nicht wider die Gegenfüßler; da dieſelben anfiengen in unſerer Halbkugel bekannt zu werden: welche doch vielleicht ſchon eben ſo lange in der Welt gelebet hatten als unſere Europäer?

So und nicht anders geht esauch den vortrefflichſten Anſtalten: wenn ſie der allgemeinen Gewogenheit entgegen ſind, und ſich nicht nach ihrer innern Beſchaffenheit, ſondern nach eines ieden Vorurtheil und Gewohnheit, richten laſſen müſſen. Ich will mich alſo mit meiner Jungferlotterie an keines Menſchen Urtheil und Gelächter kehren: vielmehr bin ich verſichert, daß das alte Sprüchwort: Heirathen werden im Himmel geſchloſſen, noch ſeine Gültigkeit habe, und mir einen guten Grund zu meiner Meynung an die Hand gebe. Die Ehe iſt in der That eine der wichtigſten Handlungen des Menſchen, welche man der Regierung desjenigen nicht entziehen muß, deſſen Aufſicht ſich auch über die allerverächtlichſten Vögel erſtrecket. Es mag alſo, nach menſchlichem Gutdünken, bey mancher Heriath noch ſo wunderlich zugegangen ſeyn; ſie mag auch hernach gut oder übel gerathen: ſo glaube ich doch, ſie ſeyn alle im Himmel gemacht. Die Vorſehung ſtraft oft einen böſen Ehegatten durch den andern. Oft will ſie die Bosheit des

einen, durch die Tugend des andern beſſern. Und wer kann alle ihre weiſe Abſichten völlig ergründen?

Nun iſt es ferner gewiß, daß auch alle ſogenannte Glücks- und Unglücksfälle in der Welt nicht von einem blinden Glücke; ſondern von der Verordnung und dem Willen eines vollkommen weiſen Weſens, herrühren. Selbſt die Spiele von allerley Gattung, und folglich auch die Lotterien ſind davon nicht ausgenommen. Niemand gewinnt, niemand verliert darinnen etwas; dem es nicht von einer höhern Weisheit zugedacht worden. Wer einen einzigen von dieſen Sätzen leugnen will, der muß nicht nur den Grundſätzen unſerer Religion; ſondern auch der geſunden Vernunft gute Nacht geben. Was folget aber aus dem allen? Dieſes, daß man auch durch Lotterien heirathen könne. Das Eheverbindniß bleibet doch ein Werk, welches im Himmel gemachet wird: wenn gleich das Looß den Anſchlag giebt, welche Perſonen ſich in demſelben verbinden ſollen. Ein jeder Bräutigam bekömmt eben die Braut, die ihm von oben zugedacht worden iſt. Und ſeine Heirath mag gut oder übel gerathen zu ſeyn ſcheinen: ſo iſt es doch gewiß, daß ſie keinem von beyden Theilen ſchädlich ſeyn wird; wenn ſie nur diejenigen Pflichten in Acht nehmen wollen, welche rechtſchaffenen Eheleuten durch die Vernunft und Offenbahrung vorgeſchrieben werden. Denn der Mangel hieran iſt es eigentlich einzig und allein, was unglückliche Ehen machen kann.

Geſetzt aber, daß unter ſolchen Lotterieehen einige oder auch wohl die Hälfte wären, die ſehr übel geriethen: wäre denn das ein erheblicher Einwurf wider meinen Vorſchlag? Geht es nach der bisher gebräuchlichen Art zu heirathen wohl beſſer zu? Wenn unter hundert Paar Eheleuten nur zehne ſind, die ſich aus ihrem Stande einen Himmel auf Erden zu machen wiſſen: ſo wird es überaus viel ſeyn. Alle übrige werden nicht beſſer ausſehen, als ob es Lotterieehen wären. Ich

Ich mag in dieſer Materie nicht weitläuftiger ſeyn: ein ieder weiß dieſes für ſich ſchon eben ſo gut, als ich es ihm ſagen kann. Wer hat es uns endlich geſagt, daß das ſogenannte Glück eben lauter ungleiche Leute zuſammen bringen würde? Kann nicht das Gegentheil eben ſo wohl geſchehen? Ich weiß ſchon ein Exempel, daß ein Paar ledige Perſonen, die in einer Lotterie zwey gleich große und anſehnliche Gewinnſte gezogen; eben dadurch bewogen worden, einander zu heirathen, welches Unternehmen auch nachmals ſehr gut gerathen iſt. Man ſage alſo was man will: ich bin noch nicht überzeuget, daß es übel gethan ſeyn würde, wenn man vermittelſt der Lotterien einen Ehegatten ſuchen möchte.

Doch was rede ich hievon als von einer Sache, die noch erſtlich geſchehen könnte? Folgender Brief einer ganzen Geſellſchaft will uns verſichern, daß ſolches ſchon mehrentheils ins Werk gerichtet ſey. Meine Leſer mögen aus ihrem eignen Vortrage urtheilen, in wie weit man ſich auf ihre Nachricht verlaſſen könne. So lautet ſie:

Geehrteſte Calliſte!

Aus dem XXXVI Blatte eurer wöchentlichen Schriften haben wir erſehen, daß ihr eine Jungferlotterie aufzurichten geſonnen ſeyd. Nun wollen wir euch zwar dieſe Freude nicht mißgönnen: wir können aber nicht umhin, euch zu berichten, daß wir vor einiger Zeit bereits eben dergleichen unternommen haben. Der Zulauf, den wir dabey hatten, war ſo groß, daß wir der guten Hoffnung leben, nächſtens, ſo bald nämlich noch etliche leere Numern beſetzt ſeyn werden, den Anfang zum Ziehen zu machen. Man hat ſich auch hierüber keinesweges zu wundern; ſintemal unſere Lotterie um deswillen recht extrafavorable iſt: weil nicht nur, gleichwie in der eurigen, nicht eine einzige Niete darinnen angetroffen wird; ſondern auch überdieß, ſonderlich in den erſten Numern, ſo gar herrliche Preiſe zu gewinnen ſind. Wir ſtellen es euch demnach anheim, ob ihr an eurem Theile, dem ungeachtet mit eben einer ſolchen Lotterie fortfahren, oder

an ſtatt derſelben eine Junggeſellenlotterie anſtellen wollet. Ohne Zweifel würdet ihr hierbey eure Rechnung eben ſo wohl finden; und im Fall euch dieſer unmaaßgebliche Vorſchlag belieben ſollte: ſo erſuchen wir euch inſtändigſt, uns diejenigen Kunden, die ſich ſonder Zweifel bey euch gemeldet haben werden, hochgeneigt zuzuweiſen. Im übrigen ſind wir

Magdeburg, den 7 Sept. 1726.

Eure ergebenſte Diener,

Die hieſigen Entrepreneurs der Jungferlotterie.

P. S. Wir haben es auch für gut befunden, euch die ganze Einrichtung unſerer Lotterie, in folgendem Entwurfe, mitzutheilen.

Plan

der neuen recht extrafavorablen Jungferlotterie, welche, ſo bald ſie complet ſeyn wird, gezogen werden ſoll.

Vorbericht.

I. Iſt zu wiſſen, daß alle diejenigen Jungfern, die durch dieſe Lotterie ihr Glück zu machen gedenken, ſich bey uns angeben müſſen: da wir denn nicht nur ihre Namen, ſondern auch ihren Stand, ihr Vermögen, ihre Leibes- und Gemüthsbeſchaffenheiten auf das genaueſte aufzeichnen, und daraus den rechten Werth einer jeden beſtimmen, um ſie in die gehörigen Numern ſetzen zu können.

II. Iſt wegen des großen Zulaufes, den wir zu beſorgen haben, beſchloſſen worden, keine anzunehmen, die blind, lahm, u. ſ. w. oder eines untüchtigen Alters, das iſt, unter vierzehn und über funfzig Jahre ſeyn wird.

III. Die einlegenden Mannsperſonen können entweder Junggeſellen oder Wittwer ſeyn: doch müſſen ſelbige ebenfalls keine Krüppel, und zugleich eines anſtändigen Alters, das iſt, über vier und zwanzig und unter neun und funfzig Jahren befunden werden.

IV.

IV. Ihr Vermögen und übrige Umstände müssen auch so beschaffen seyn, daß sie von ihren Zinsen, Aemtern, oder anderen Einkünften eine Frau, oder doch zum wenigsten sich selber, ernähren können.

V. Die Einlage ist nach Beschaffenheit der Personen ungleich, und wird von uns einem ieden nach Gutbefinden auferleget; doch so, daß sich niemand darüber beschweren wird.

VI. Von dem Gelde, welches wir dadurch einnehmen werden, soll, nach dem Exempel des holländischen Altmänner- und Altweiberhauses, ein Altjungfer- und Altjunggesellenhaus auferbauet werden.

Nun folget der Plan an sich selbst:

Num.	Loose	Preise
I.	1	Tugendhafte, verständige, reiche, schöne, junge.
II.	10	Tugendhafte, verständige, reiche, schöne, aber nicht allzujunge.
III.	20	Tugendhafte, verständige, reiche, junge, aber nicht allzuschöne.
IV.	50	Tugendhafte, verständige, schöne, junge, aber nicht allzureiche.
V.	100	Tugendhafte, reiche, schöne, junge, doch ohne groſſen Verstand.
VI.	400	Verständige, reiche, schöne, junge, aber nicht allzutugendhafte.
VII.	10	Verständige, reiche, doch ohne Schönheit und Jugend.
VIII.	40	Ohne sonderlichen Verstand, Reichthum, Schönheit und Jugend, iedoch fromme.
IX.	60	Reiche, verständige, tugendhafte, aber ziemlich alte.
X.	100	Reiche und junge, aber ohne Tugend, Verstand und Schönheit.
XI.	195	Von gutem Stande, wie alle obige, aber nicht von sonderlichen Eigenschaften.
XII.	489	Von mittelmäßiger Extraction.
XIII.	2525	Von gemeiner Extraction.
Summa	4000	

NB. Die letzten Numern sind schon völlig besetzt, für Num. 5. fehlen noch zwey Drittheil, für N. 4. fehlen noch 40, für N. 3. noch 18, für N. 2. und N. 1. will sich noch gar nichts finden.

Seht, wertheste Leser, so will man mir anderwärts mein Vorhaben mit Gewalt zu nichte machen. Der Vorwand ist scheinbar genug: man habe nämlich diesen Anschlag schon ehergehabt, als ich: man sey auch mit Ausführung desselben schon fast zum Stande gekommen. Allein die Herren Entrepreneurs dieser Lotterie werden mirs verzeihen, daß ich ihrem Ansuchen nicht Gehör geben kann. Es sind viel wichtige Ursachen, welche mich zu dieser Unhöflichkeit fast zu nöthigen scheinen. Für erste ist es gewiß, daß an verschiednen Orten gar wohl zu gleicher Zeit etliche Lotterien angestellet werden können: warum denn nicht auch Jungferlotterien? Von unserm Orte hat, so viel mir wissend ist, keine einzige sich bey ihnen einzeichnen lassen: denn ihr Vorhaben ist bey uns nicht einmal bekannt worden; warum sollte sich nun das hiesige Frauenzimmer derjenigen Vortheile beraubet sehen, die sie dem ihrigen zu verschaffen suchen? Sie bitten sich zwar aus, daß wir diejenigen, die sich etwa schon bey uns gemeldet hätten, an sie überlassen möchten: allein das läßt sich nicht thun. Es sind noch zur Zeit lauter solche Personen, die in die letzten Numern ihre Lotterie gehören, und diese haben sie schon voll. Den Mangel ihrer fünf ersten Numern zu ersetzen, das ist eine schwere, ich will nicht sagen unmögliche, Sache. Derselbe ist noch zu stark; und wenn wir gleich unsere ganze Vaterstadt auf das genaueste durchsuchen wollten: so wüßten wir doch wenig Hoffnung zur Ergänzung dieser Lücken zu machen. Die Herren Entrepreneurs können sich leicht einbilden, daß die wenigen, die wir von den erforderten Eigenschaften finden möchten, es nicht nöthig hätten, sich in eine Lotterie setzen zu lassen: weil sie ohne dem so stark

gesuchet

gesuchet würden, daß sie unter den vielen Liebhabern nur einen erwählen dürften, der ihnen am anständigsten wäre.

Nicht weniger sorge ich, es möchten sich schwerlich viele Mannspersonen zum Einlegen finden, welche die N. IV. erforderten Vortheile besitzen; denn auch diese haben sich nicht leicht einen Korb zu befürchten. Und daraus mögen unsere Herren Correspondenten abnehmen, daß sie den Entwurf ihrer Lotterie ein wenig zu stolz eingerichtet, und gleichsam die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Es klingt gewißlich ausbündig schön; wenn man sagen höret: " Im ersten Loose ist der " Preis ein tugendhaftes, verständiges, reiches, schönes und " junges Frauenzimmer. Im andern sind zehne, denen von " allen diesen unschätzbaren Eigenschaften nichts als die Ju- " gend fehlte." Da würde freylich mancher unter der Last der gesammleten Körbe hervorkriechen, und alles das Seinige in eine solche Lotterie wagen. Ja es würde eine Lockspeise seyn, auch diejenigen zum Einlegen zu reizen, welche, nach dem Verhältniß ihres Zustandes, auch ausser dem schon anständige Parteyen treffen könnten: denn ein ieder ist geneigt, sein Glück so hoch zu suchen, als er Gelegenheit hat. Allein wo will man dergleichen fette Gewinnste hernehmen, und wenn man auch die halbe Welt durchsuchte?

Zum andern haben sie und wir bey Einrichtung unserer Lotterie ganz verschiedene Absichten. Die ihrige erstrecket sich auf alle Gattungen des ledigen Frauenzimmers: die unsrige aber soll nur zum Troste der alten Jungfern angestellet werden. Eine alte Jungfer muß zum wenigsten ihren Geburtstag dreyßig mal erlebet haben: sonsten wird sie von uns nicht dafür erkannt. Also gehen uns die jüngern von funfzehn bis dreyßig Jahren nichts an; deren Anzahl gleichwohl die größeste ist. Unsere Lotterie wird sich auch nicht auf geringe Mädchen er-

NB. Die letzten Numern sind schon völlig besetzt, für Num. 5. fehlen noch zwey Drittheil, für N. 4. fehlen noch 40, für N. 3. noch 18, für N. 2. und N. 1. will sich noch gar nichts finden.

Seht, wertheste Leser, so will man mir anderwärts mein Vorhaben mit Gewalt zu nichte machen. Der Vorwand ist scheinbar genug: man habe nämlich diesen Anschlag schon ehergehabt, als ich: man sey auch mit Ausführung desselben schon fast zum Stande gekommen. Allein die Herren Entrepreneurs dieser Lotterie werden mirs verzeihen, daß ich ihrem Ansuchen nicht Gehör geben kann. Es sind viel wichtige Ursachen, welche mich zu dieser Unhöflichkeit fast zu nöthigen scheinten. Fürs erste ist es gewiß, daß an verschiednen Orten gar wohl zu gleicher Zeit etliche Lotterien angestellet werden können: warum denn nicht auch Jungferlotterien? Von unserm Orte hat, so viel mir wissend ist, keine einzige sich bey ihnen einzeichnen lassen: denn ihr Vorhaben ist bey uns nicht einmal bekannt worden; warum sollte sich nun das hiesige Frauenzimmer derjenigen Vortheile beraubet sehen, die sie dem ihrigen zu verschaffen suchen? Sie bitten sich zwar aus, daß wir diejenigen, die sich etwa schon bey uns gemeldet hätten, an sie überlassen möchten: allein das läßt sich nicht thun. Es sind noch zur Zeit lauter solche Personen, die in die letzten Numern ihre Lotterie gehören, und diese haben sie schon voll. Den Mangel ihrer fünf ersten Numern zu ersetzen, das ist eine schwere, ich will nicht sagen unmögliche, Sache. Derselbe ist noch zu stark; und wenn wir gleich unsere ganze Vaterstadt auf das genaueste durchsuchen wollten: so wüßten wir doch wenig Hoffnung zur Ergänzung dieser Lücken zu machen. Die Herren Entrepreneurs können sich leicht einbilden, daß die wenigen, die wir von den erforderten Eigenschaften finden möchten, es nicht nöthig hätten, sich in eine Lotterie setzen zu lassen: weil sie ohne dem so stark

gesuchet

gesuchet würden, daß sie unter den vielen Liebhabern nur einen erwählen dürften, der ihnen am anständigsten wäre.

Nicht weniger sorge ich, es möchten sich schwerlich viele Mannspersonen zum Einlegen finden, welche die N. IV. erforderten Vortheile besitzen; denn auch diese haben sich nicht leicht einen Korb zu befürchten. Und daraus mögen unsere Herren Correspondenten abnehmen, daß sie den Entwurf ihrer Lotterie ein wenig zu stolz eingerichtet, und gleichsam die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Es klingt gewißlich ausbündig schön; wenn man sagen höret: " Im ersten Loose ist der " Preis ein tugendhaftes, verständiges, reiches, schönes und " junges Frauenzimmer. Im andern sind zehne, denen von " allen diesen unschätzbaren Eigenschaften nichts als die Tu- " gend fehlte." Da würde freylich mancher unter der Last der gesammleten Körbe hervorkriechen, und alles das Seinige in eine solche Lotterie wagen. Ja es würde eine Lockspeise seyn, auch diejenigen zum Einlegen zu reizen, welche, nach dem Verhältniß ihres Zustandes, auch außer dem schon anständige Parteyen treffen könnten: denn ein ieder ist geneigt, sein Glück so hoch zu suchen, als er Gelegenheit hat. Allein wo will man dergleichen fette Gewinnste hernehmen, und wenn man auch die halbe Welt durchsuchte?

Zum andern haben sie und wir bey Einrichtung unserer Lotterie ganz verschiedene Absichten. Die ihrige erstrecket sich auf alle Gattungen des ledigen Frauenzimmers: die unsrige aber soll nur zum Troste der alten Jungfern angestellet werden. Eine alte Jungfer muß zum wenigsten ihren Geburtstag dreyßig mal erlebet haben: sonsten wird sie von uns nicht dafür erkannt. Also gehen uns die jüngern von funfzehn bis dreyßig Jahren nichts an; deren Anzahl gleichwohl die größeste ist. Unsere Lotterie wird sich auch nicht auf geringe Mädchen er-

ſtrecken: diejenige die ſich bey uns will einzeichnen laſſen, muß wenigſtens einen Vater aus dem Herrenſtande gehabt haben. Dadurch entgehet uns wiederum eine große Menge: und dergeſtalt werden wir zufrieden ſeyn; wenn wir eine Zahl von tauſend Looſen zuſammen bringen, welches kaum der vierte Theil von der ihrigen ſeyn wird. Wollen ſie nun unſere Lotterie deswegen verächtlich anſehen, und ſie nur für eine Nachleſe der ihrigen halten: ſo können ſie es thun. Genug, daß wir unſre Abſicht dadurch zu erreichen gedenken.

Drittens iſt wegen des Vorſchlags zur Junggeſellenlotterie zu merken, daß es etwas verkehrt ausſehen würde; wenn das Frauenzimmer ſich viel Mühe geben, oder gar Koſten daran wagen ſollte, um einen Mann zu bekommen. Das ſchöne Geſchlecht will wohl von Männern geſuchet und gewonnen werden, aber nicht Männer ſuchen und gewinnen: zum wenigſten meidet es den Schein davon, mit aller Sorgfalt. Dieſer aber wäre unmöglich zu vermeiden, wenn eine ganze Junggeſellenlotterie da wäre, in welcher nothwendig lauter Frauenzimmer Looſe nehmen müßten. Man muß alſo meines Erachtens dieſen Anſchlag wohl fahren laſſen. Es iſt auch den Herren Mannsperſonen ſchon zu helfen: dürften ſie doch nur in eine Jungferlotterie etwas wagen; ſo erlangen ſie ihren Zweck eben ſo wohl. Ob ſie ſich gewinnen laſſen, oder ſelbſt was gewinnen; das kann ihnen an ſich ſelbſt gleich viel gelten: das letztere aber iſt doch der Mode mehr gemäß, als das erſtere.

Den völligen Plan zu unſerer Lotterie theile ich eheſtens meinen Leſern mit, wobey zugleich die Ordensregeln von unſerm jungfräulichen Antiquitätenorden erſcheinen ſollen.

Calliſte.

Das XL Stück.

Den 4 October, 1726.

Benj. Neukirch.
Arme Redner und Poeten.

Dieſer Tagen kam mir ein zerriſſenes Blatt in die Hände, in welches der Würzkrämer etwas von ſeinen Waaren gewickelt hatte. Es war ein halber Bogen von einem gedruckten Buche, und wie es der Augenſchein gab, gar von einem poetiſchen. Ich habe iederzeit mit denenjenigen Scribenten ein Mitleiden, welchen der Schimpf widerfährt, daß ihre Schriften in die Gewalt ſolcher unbarmherzigen Bücherfeinde gerathen. Meine Neugierigkeit trieb mich alſo an, zu unterſuchen, was für ein Poet es doch geweſen ſeyn müſſe, deſſen Kinder dießmal in ſolche tyranniſche Hände gefallen waren. Ich las alſo die auf dem verſtümmelten Zettel befindlichen Verſe, und fand, daß es lauter Ueberſchriften auf gewiſſe Sachen, Oerter und Perſonen wären. Um meinen Leſern einen Geſchmack von den übrigen zu geben, will ich nur etliche davon anführen, welche die ſinnreichſten darunter zu ſeyn ſchienen.

Auf Seine Excellenz den Herrn Baron von Stralenheim.

Es wollte Luthers Lehr in Schleſien verdunkeln,
Jetzt fängt das reine Licht recht wieder an zu funkeln,
Der Baron Stralenheim ſchafft, daß es helle brennt,
Der Himmel hat hierzu den theuren Mann ernennt.

Auf

Auf die Residenzstadt der Sachsen, Dresden.

Der Name Dresden ist durch trösten zu ergründen,
Denn da kann Sachsenland die beste Tröstung finden.

Grabschrift des seligen D. Johann Lassenii.

Hier liegt Lassenius, war niemals laß zu finden,
Das heilge Zionsvolk im Glauben fest zu gründen:
Und weil sein Eifergeist es vielen vorgethan,
Trifft man die Fama selbst bey dessen Grabmaal an.

Ewig Schade ist es! dachte ich, als ich diese und dergleichen mehrere gelesen hatte; daß ein so scharfsinniger Poet von der undankbaren Welt nicht höher geschätzet wird! Eine Sammlung von solchen Gedichten wäre würdig, zehnmal hinter einander aufgeleget zu werden: wenn nur Deutschland nicht einen so eigensinnigen Geschmack hätte. Denn was ist sinnreicher als der Gedanke, daß durch den Baron von Stralenheim eben das Licht des Evangelii wieder angefangen zu funkeln: welches sonder Zweifel niemals würde geschehen seyn, wenn er nicht Stralenheim geheißen hätte. Was ist herrlicher als der Einfall, daß Dresden durch trösten zu ergründen sey, wie mein Poet redet? Sachsenland würde gewiß keine Tröstung daselbst gefunden haben; wenn es nicht so geheißen hätte. Was ist endlich unvergleichlicher, als daß der große Lassenius, seines verdächtigen Namens ungeachtet, gleichwohl niemals laß zu finden gewesen? Aus diesem Exempel sieht man, daß die Deutung der Namen bisweilen ganz umgekehrt gemacht werden müsse: und vielleicht hätte uns niemand bessere Regeln davon geben können, als unser Poet, dem diese Kunst so geläufig gewesen.

Ich zweifele nicht, daß nicht viele meiner Leser seinen großen Geist bereits bewundern werden: allein das ist viel zu

frühe.

frühe. Ich habe noch etwas Beſſers gefunden, welches ihm weit mehr Ehre macht. Nachdem er nämlich in den angeführten Ueberſchriften alle ſeine Vorgänger, in dieſer Schreibart, übertroffen: ſo war er endlich Willens, auch ſich ſelbſt zu übertreffen. Man erlaube mir, daß ich dieſes ſcharfſinnige Urtheil einigen Lobrednern abborge: denn es iſt in der That ſo beſchaffen, daß es billig auf meinen Poeten zu allererſt hätte ſollen erdacht werden. Er fand dazu keine bequemere Gelegenheit, als in der Ueberſchrift auf den ſel. Herrn D. Johann Friedrich Mayer, weiland Gen. Superint. in Pommern. Und dieſe gelung ihm ſo:

M. (1000) Eyer.

Ein gülden Ey gilt viel, iedoch Herr Doctor Mayer,
Gilt an der Weisheit mehr, als tauſend güldne Eyer,
Er wird mit größtem Ruhm der Güldenmund genennt:
Weil ſeine Rednerkunſt bis in das Herze brennt.

Was dünket einem Kenner ſchöner Gedanken und ſinnreicher Erfindungen von dieſen vier Zeilen? Ich erinnere mich, daß ein gewiſſer Poet auf das königliche Schloß in Paris, und auf die Stadt ſelbſt, folgenden Vers gemacht hat:

Par Vrbi Domus eſt, Vrbs Orbi, neutra triumphis,
Et belli & pacis par, Ludouice, tuis.

Man kann das Schloß der Stadt, die Stadt der Welt vergleichen,
Doch beydes, Ludewig, muß deinen Siegen weichen.

Und dieſer Einfall ward ihm ſo belohnet, daß er für ieden Buchſtaben ſeiner Verſe einen Louis d'Or bekam. In Wahrheit, der künſtliche Verfaſſer der obigen Ueberſchrift hätte zum wenigſten eben ſo viel Eyer verdienet, als ſeine vier Zeilen Buchſtaben in ſich faſſen. Ja es ſtehet dahin, ob ihn Herr D. Mäyer nicht mit etlichen güldenen Eyern beſchenket haben

haben würde, wenn er ihm dieſes Gedicht bey ſeinem Leben überſchicket hätte.

Bey dem allen muß ich doch geſtehen, daß ich es bis auf dieſe Stunde nicht errathen können, wer der fürtreffliche Urheber dieſer Poeſien ſey. Er ſey aber, wer er wolle, ſo verdienet er von der gelehrten Welt hochgeachtet zu werden. Es iſt bekannt, was der hochgelehrte Mathanaſius einem unbekannten Poeten für Ehre angethan; da er ſich die Mühe nicht dauren laſſen, ein kleines Gedicht deſſelben, mit den weitläuftigſten Anmerkungen, zu erläutern, und ſeinen Leſern als ein Meiſterſtück anzupreiſen. Uns Deutſchen fehlt es an einem ſolchen Buche noch; ob es gleich von gröſſerm Nutzen ſeyn würde, als tauſend andere, die jährlich geſchrieben werden. Sollte aber iemanden die Luſt ankommen, ein ſolches Meiſterſtück eines unbekannten Poeten mit ſeiner Gelehrſamkeit in ein rechtes Licht zu ſetzen: ſo wäre wohl niemand dieſer Ehre würdiger, als mein bisher rühmlichſterwähnter Dichter. Ich will alſo von meinem zerriſſenen Zettel ein Gedicht vorſchlagen, welches ſich unmaaßgeblich ſehr wohl dazu ſchicken würde. Es iſt eine

Grabſchrift auf den Tod Carls des XII, Königs in Schweden.

Ich war ein andrer Hannibal,
Der Feinde Schrecken allemal,
In Bendern ein Gelückesball,
Stralſund war mir ganz nah zum Fall,
Drey Friedrich waren mir fatal,
Die ſetzten mir ſtets Ziel und Maal,
Daß Sieg und Glück zurücke prall'.
Doch wie ich kam nach Friedrichshall,

Macht

Macht mich der Tod zum leeren Schall,
Luft, Schall, Hall nichts ruft überall
Das Echo von mir ohne Zahl,
Nortwegen blieb ohn alle Qual.

Ich überlasse es einem ieden, zu urtheilen, ob man wohl mehr wichtige Dinge in so wenigen Zeilen hätte sagen können. Jedes Wort kann ja fast zu einer weitläuftigen Erklärung und Anmerkung Anlaß geben. Und derjenige muß fast eine allgemeine Gelehrsamkeit besitzen, der diese Arbeit über sich nehmen will. Ich schweige von der künstlichen Reimart, die ich sonst noch nirgends gefunden habe. Zwölf Zeilen auf einerley Sylbe zu endigen, das ist wahrlich ein Zeichen eines außerordentlichen Reichthums an Gedanken und in der Sprache. Kurz, dieser Vers verdient zum Meisterstücke eines Unbekannten gemacht zu werden.

Das wäre genug für meine Leser, die Liebhaber der Poesie sind. Nun will ich auch den Freunden der ungebundenen Beredsamkeit etwas schönes mittheilen, und zur beliebigen Bewunderung überlassen. Es sind ein Paar Proben von der portugiesischen Wohlredenheit, in welcher Kunst diese Nation sich heute zu Tage hervor zu thun anfängt. Ein gelehrter Mann, der in seinem kostbaren Büchervorrathe auch dieses entlegenen Volkes gelehrte Sachen anschaffet, hat mir dieselben gütigst mitgetheilet, so wie selbige aus einem neu herausgekommenen portugiesischen Buche gezogen worden. Es ist nämlich nur unlängst in diesem Lande eine gelehrte Akademie aufgerichtet worden, welche sich unter anderen freyen Künsten auch auf die Beredsamkeit leget. Wie weit nun die Mitglieder derselben darinnen gekommen, und was sie sowohl in Erfindungen, als im Ausdrucke, für einen Geschmack haben, das wird man aus folgenden Auszügen zweer Reden ersehen.

Die

Die eine iſt zum Lobe der Akademie ſelbſt gemacht. Dieſes nun auf eine ſcharfſinnige und zugleich gelehrte Art auszuführen, hat es dem Redner gefallen, die Akademie mit der Göttinn Cybele oder Rhea zu vergleichen: und in der That hat er ſo viel Aehnlichkeit zwiſchen dieſen beyden Dingen gefunden, als man kaum glauben ſollte. Denn

I. Iſt dieſe Göttinn auch Ops genennet worden, von dem lateiniſchen Worte opem ferre, helfen: weil nämlich dieſe Göttinn dem menſchlichen Geſchlechte Hülfe leiſten ſollte. Und ſo wird, ſchreibt unſer Redner, auch die Akademie dem menſchlichen Geſchlechte wider die Gewalt der Zeiten beyſtehen, und daſſelbe durch ihre hiſtoriſche Werke vor der Vergeſſenheit ſchützen.

II. Hat die Göttinn ihren Tempel in einem königlichen Pallaſte gehabt: ſo hat die Akademie ihren Saal auch daſelbſt.

III. Hat die Göttinn bey ihrem Gottesdienſte ſechs Bedienten gehabt: ſo hat die Akademie gleichfalls ſo viele; nämlich einen Director, vier Cenſores und einen Secretair.

IV. War die Göttinn mit einer Krone von Thürmen gekrönet: ſo iſt die Akademie gleichfalls durch ihre Werke geſchmücket.

V. Hatte die Bildſeule der Göttinn einen viereckigten Fuß: ſo hat die Akademie gleichfalls einen ſehr ſichern und feſten Grund.

VI. Hat der Wagen dieſer Göttinn vier Räder gehabt: ſo hat die portugieſiſche Hiſtorie, mit welcher die Akademie durch die Welt laufen wird, eben ſo viele; nämlich die vier Hauptabtheilungen der Zeit, welche ihnen die Chronologie an die Hand giebet.

VII.

VII. Wurde der Wagen Cybelens von Löwen gezogen: ſo ſind dieſe Thiere wegen ihrer Wachſamkeit mit den Gliedern der Akademie zu vergleichen.

VIII. War der Tag, an welchem die Göttinn verehret wurde, der neunte des Monats: ſiehe! ſo geſchieht die Wahl ihrer Cenſoren allezeit auf eben dieſen Tag.

IX. Hat man dieſer Göttinn endlich ein Herz geopfert: ſo opfert die Akademie das ihrige dem Könige.

Das wäre ja eine recht glücklich ausgeſonnene Allegorie zu nennen! Denn ich wette, daß der Hundertſte nicht geſchickt geweſen wäre, ſo viel treffliche Vergleichungen zwiſchen einer alten Fabelgöttinn und einer Akademie zu finden. Es muß aber dieſes den portugieſiſchen Akademiſten nichts ſchweres ſeyn. In einer andern Rede iſt die Akademie mit der Sonne, in einer andern mit einem Vierecke, und in noch einer andern mit einem Zirkel verglichen. Doch wir wollen dieſe portugieſiſche Cybele mit ihrer vierräderichten Hiſtorie durch die Welt laufen laſſen, und uns noch die Proben von ihrem Ausdrucke bekannt machen. Es ſind dieſelben aus einer Rede, auf den Geburtstag des königlichen Prinzen, Antons, genommen: und darinnen hat der Redner alle ſeine Kunſt ſehen laſſen.

Er ſagt unter anderen, daß man in währenden Freudenbezeugungen in iedem Hauſe der Stadt einen entflammten Aetna, und auf ieder hervorragenden Spitze ein ganzes Babel leuchtender Fackeln geſehen habe: gleich den Geſtirnen des Olympus, deren brennende Zungen ſich durch die ganze Stadt ausgebreitet hätten.

Er ſagt ferner: Die vier Elemente hätten einen Wettſtreit in der Freude gehalten, und man habe an dieſem Feſte nichts von denjenigen Schätzen geſparet, welche durch ihre

****

Das XLI Stück.

Den 11 October, 1726.

Neukirch.

Du kennst die Herren nun. Geh' hin, es bleibt dabey,
Daß Unkraut unter uns, wie unter Frauen, sey.

Die Hochachtung, welche wir sonst gegen Günthern bezeiget haben, ist zum Theil auch daher entstanden, weil er, in einem weitläuftigen Gedichte, die Vertheidigung des weiblichen Geschlechts über sich genommen. Wir können also dieselbe auch dem berühmten B. Neukirch nicht versagen. In dem sechsten Theile der so genannten Hoffmannswaldauischen Gedichte steht auf der 106ten Seite eben dergleichen Werk, welches derselbe zur Vertheidigung des Frauenzimmers gemacht hat. Man könnte es eine Satire auf die Männer nennen: weil er die wunderlichen Schwachheiten mancher Ehmänner so lebhaft und natürlich vorgestellet hat, daß man sich des Lachens nicht enthalten kann, wenn man es liest. Diese Sammlung von Gedichten ist in iedermanns Händen: ich mag also mein Blatt nicht mit einzeln Versen anfüllen, die man im ganzen Zusammenhange mit völligem Verstande nachlesen kann. Man pflegt nämlich den verheiratheten Theil des schönen Geschlechts mit Lästerungen eben so wenig zu schonen, als den unverheiratheten. Rückt man diesem die

Leichtsinnigkeit

Leichtsinnigkeit vor; so muß sich jener der Untreue gegen die Ehegatten beschuldigen lassen. Selbst Lucretia und Penelope, die Heldinnen der ehelichen Keuschheit, sind nicht verschonet geblieben. Und wenn gleich einige, die verständiger sind, ihren so wohl hergebrachten Ruhm ungekränket lassen: so stellen sie sich doch die heutigen Eheweiber, als schlechte Nachfolgerinnen solcher löblichen Exempel, vor. Die satirischen Poeten haben die Sache so hoch getrieben, daß, wenn man ihnen Glauben beymessen wollte, kaum in Paris und Rom drey reine Frauen zu finden seyn würden. Die Unbilligkeit dieser Herren hat mir allezeit gar zu groß zu seyn geschienen: und ihr übermäßiger Argwohn scheint keinen bessern Grund gehabt zu haben, als eine böse Beschaffenheit ihres eigenen Herzens. Die Tugend ist ja, Gott Lob! noch so gar nicht aus der Welt verschwunden: und ich getraue mir in dem Punkte, von der Treue der Eheweiber, allezeit zu behaupten, daß nur der allerkleinste Theil derselben seiner Pflicht vergessen hat. Um so viel lieber ist es mir, daß ich anietzt meinen Lesern ein Schreiben vorlegen kann, welches von einer rechtschaffenen Ehefrauen an uns abgelassen worden. Ihr tugendhaftes Gemüth leuchtet fast aus allen Worten ihres Briefes hervor, und sie trägt ihre Klage über die Störer ihrer Ruhe mit solchem Eifer vor, daß man ihren ernstlichen Haß gegen die Lasterhaften mit Vergnügen wahrnehmen kann.

Werthgeschätzte Tadlerinnen!

Bisher habe ich noch an mich gehalten, und euch mit keinem Schreiben beschwerlich fallen wollen: ietzt aber sehe ich wohl, daß kein ander Mittel vorhanden ist, aus meinen Ver-

drießlichkeiten zu kommen. Ich entdecke euch also mein Anliegen ganz offenherzig, und bitte zugleich inständigst; ihr wollet in dem nächsten eurer Blätter, mir, als eurer bedrängten Mitschwester, durch euren Vorspruch zu statten kommen. Die gütige Natur hat mich eben nicht häßlich gebildet, vielleicht auch mit einigen anderen Eigenschaften versehen, welche ein Frauenzimmer angenehm machen. Dieser kleinen Vorzüge halber nun, bin ich so glücklich gewesen, gar zeitig in einen Stand zu treten, da ich, in Gesellschaft eines erwünschten Ehgatten, meine Zeit in vollkommenem Vergnügen zubringen kann. Es giebt aber, leider! mehr als zu viel Leute in hiesiger Stadt, sonderlich Mannspersonen, welche mich in dieser meiner Ruhe mit Gewalt stören wollen. Verliebte Nachstellungen sind dasjenige, worüber ich mich beschweren muß, und zwar zu einer Zeit, da ich vor dergleichen Anfällen am sichersten zu seyn glaubte. Meine Anfechtungen entstehen auch nicht von lauter jungen und ledigen Leuten; denen vielleicht ein so verwirrter Einfall noch eher zu übersehen wäre; sondern mehrentheils kommen sie von verehlichten Mannspersonen. Diese werden durch ihre verbothene Neigung den Jägern ähnlich, welche an dem Wilde, das in einem fremden Reviere gefangen worden, einen weit bessern Geschmack zu finden vermeynen, als an ihrem eigenen.

So sehr nun diese lüsterne Herren dadurch wider die Regeln der Tugend sündigen: so abgeschmackt und unerträglich kömmt mir die Art vor, womit ein Theil derselben mir seine Liebe zu entdecken suchet. In so weit nehmen sie sich endlich noch in Acht, daß sie von ihrer unzeitigen Leidenschaft nicht so fort einen mündlichen Vortrag thun. Wenn ich hingegen zuweilen genöthiget bin, mit ihnen in Gesellschaft zu seyn: so reden ihre Augen desto mehr; und zwar so merklich, daß ein ieder ihre unanständige Begierden ohne Mühe errathen kann. Nun gebe ich zwar auf diese ihre stumme Sprache entweder gar nicht Acht; oder ich antworte ihnen doch nicht darauf, so wie sie es wohl wünscheten: allein was hilft meine Unempfindlichkeit? Sie ergreifen die erste, die beste, Gelegenheit, meinen Fächer, Handschuh,

ſchuh, Serviet oder ſonſt etwas auf die Erde zu reißen: um nur daſſelbe mit der größten Ehrerbietigkeit wiederum aufzuheben. Dabey verweilen ſie ſich ſo lange unter dem Tiſche, daß mir oft angſt und bange wird: ja ſie wiſſen mir hernach das aufgehobene gemeiniglich mit ſolchem Nachdrucke zu überliefern, daß ich meine Hand in etlichen Stunden nicht darf ſehen laſſen; aus Furcht, daß die Geſellſchaft auf derſelben rothe Flecken wahrnehmen möchte. Ich gebe ihnen zwar durch eine vollkommene Gleichgültigkeit, zuweilen auch durch verdrießliche Geberden, deutlich genug zu verſtehen, daß ihr unüberlegtes Bezeigen mir ganz zuwider ſey. Ich verſichere ſie, ſo gut ich kann, daß bey mir ſchlechterdings nichts für ſie zu hoffen ſey. Nichts deſtoweniger kann ich ihrer nicht los werden, ja ſie fangen wohl gar an, mir um ſo viel ſchärfer zuzuſetzen.

Einige Zeit her habe ich eine ganz unerhörte Art, verliebt zu thun, erdulden müſſen, die ich mich faſt zu beſchreiben ſchäme. Setzet man ſich entweder Eſſens oder Spielens halber zu Tiſche: ſo ſchmiegen ſie ſich ſo feſt an meine Seite, daß zwiſchen uns kein Apfel zur Erden fallen könnte. Und weil meine Hände alsdann meiſtens über dem Tiſche beſchäfftiget ſind, folglich das ſonſt gewöhnliche Drucken nicht ſtatt findet: ſo treten ſie mir aus zärtlicher Liebe dergeſtalt auf die Füße, daß ich zuweilen Ach und Weh! darüber ſchreyen möchte. Ja wenn ich dieſe ungeſchliffene Liebkoſungen nicht länger ertragen kann: ſo ſehe ich mich genöthiget, meine Schenkel, ſo gut ich kann, zuſammen zu ziehen, und nicht viel anders, als ein Krüppel, zu ſitzen.

Urtheilet ſelbſt, wertheſte Tadlerinnen, was es zuförderſt für eine abſcheuliche Niederträchtigkeit ſey, womit dergleichen ungeſchickte Liebesbezeugungen nothwendig verbunden ſind. Erweget ferner, wie beſchwerlich, wie höchſtverdrießlich es einem Frauenzimmer ſeyn müſſe; wenn es hernach zu Hauſe ſehen muß, daß der ſaubere Unterrock, die netten ſeidenen Strümpfe und die oftmals koſtbaren Schuhe, durch die häßliche Schwärze, oder wohl gar durch den Gaſſenkoth, der an des Herrn Liebhabers Schuhen geklebet, auf das ſchändlichſte beflecket, ja bisweilen

ganz zu nichte gemacht worden. Ohne Zweifel würde ich über dergleichen Zufälle noch bestürzter seyn: wenn ich nicht seit einiger Zeit erfahren hätte, daß verschiedenen meiner Freundinnen eben dieses Unheil begegnet wäre. Sie haben deswegen nicht nur gegen mich bitterliche Klagen geführet, und mir an ihren Kleidern die schmutzigen Merkmaale einer so unsaubern Liebe gewiesen; sondern mich auch recht sehnlich ersuchet, mit ihnen dahin zu trachten, daß diesem Unwesen gesteuret und unsere Hände und Füße von solchen unartigen Liebeserklärungen befreyet werden möchten.

Viele Umstände leiden es nicht, erwähnte abentheurliche Buhler deswegen zur Rede zu setzen, oder uns ihrer Gesellschaft gänzlich zu entschlagen: gleichwohl wünschen obbemeldte Freundinnen nebst mir, dieser verdrießlichen Anfälle künftig überhoben zu seyn. Daher habe ich um so viel weniger Anstand genommen, euch, liebste Tadlerinnen, von allem Nachricht zu geben, und nochmals zu bitten; ihr wollet, durch die vernünftige Beurtheilung solcher außerordentlichen Liebesbezeugungen, den bisher beschriebenen Herren Liebhabern die schlechte Beschaffenheit ihrer Sitten, und den lasterhaften Zustand ihres Herzens zu erkennen geben. Vielleicht kommen sie durch eure Unterweisungen wieder zurecht; oder vielleicht fruchten dieselben zum wenigsten so viel: daß sich ihre verliebte Geister allmählich aus den Füßen ziehen, und die unsrigen also forthin in Ruhe bleiben. Das übrige wollen wir schon selbst auf gehörige Weise abzulehnen wissen. Eure baldige Antwort aber wird hierauf desto nöthiger seyn; ie mehr ich mich sonst gezwungen sehe auf gut türkisch sitzen zu lernen. Ich bin mit aller Hochachtung

Eure

Hofberg, den 9 Oct. 1726.

ergebenste Freundinn

Ulrica.

Scheint

Scheint es doch, als wenn die eheliche Treue selbst den Anfang dieses Schreibens in die Feder geflößet; der Wohlstand aber, oder die Liebe zu guten Sitten, dasselbe vollführet hätte. Ulrica giebet also ihrem Geschlechte ein herrliches Exempel der Tugend. Sie ist jung, aber glücklich verheirathet worden; sie hat einen liebenswürdigen Ehegatten; sie lebt mit demselben vollkommen vergnügt: das alles sind solche Stücke, die sie selbst gesteht, und dadurch sie ihres Herzens gute Beschaffenheit abschildert. Beklaget sich nicht manches andre Frauenzimmer, daß sie so jung verheirathet worden; und daß man ihr also die Gelegenheit abgeschnitten, ihrer jungfräulichen Freyheit recht zu genießen, und etwa ein halbes Dutzend Romane mit ihren Liebhabern zu spielen? Was für Mühe würde es nicht bey mancher Ehefrauen kosten, um sie dahin zu bringen, daß sie gestünde: ihr Mann wäre liebenswürdig? Und wie wenige wird man finden, welche gestehen würden, daß sie mit ihren Ehegatten ein vollkommen vergnügtes Leben führeten? Die Anzahl derjenigen ist ziemlich groß, die ihren Ehestand für ein Joch ansehen, welches sie gern abschütteln möchten, wenn es in ihrem Vermögen stünde. Ganz anders ist Ulrica gesinnet; und eben deswegen verdienet sie anderen, als ein Muster zur guten Nachahmung, vorgestellet zu werden.

Ich komme auf ihren Abscheu vor allen Buhlern; sonderlich verheiratheten Männern. Sie thut wohl, daß sie gegen alle insgesammt einen Widerwillen bezeiget: noch besser aber, daß sie zwischen Ledigen und Verehlichten einen Unterscheid machet. Diese letztere Art von ihren Liebhabern ist, ohne Zweifel, weit strafbarer, als die erste: ohngeachtet auch dieselbe hier einen größern Fehler begehen, als wenn

ganz zu nichte gemacht worden. Ohne Zweifel würde ich über dergleichen Zufälle noch bestürzter seyn: wenn ich nicht seit einiger Zeit erfahren hätte, daß verschiedenen meiner Freundinnen eben dieses Unheil begegnet wäre. Sie haben deswegen nicht nur gegen mich bitterliche Klagen geführet, und mir an ihren Kleidern die schmutzigen Merkmaale einer so unsaubern Liebe gewiesen; sondern mich auch recht sehnlich ersuchet, mit ihnen dahin zu trachten, daß diesem Unwesen gesteuret und unsere Hände und Füße von solchen unartigen Liebeserklärungen befreyet werden möchten.

Viele Umstände leiden es nicht, erwähnte abentheurliche Buhler deswegen zur Rede zu setzen, oder uns ihrer Gesellschaft gänzlich zu entschlagen: gleichwohl wünschen obbemeldte Freundinnen nebst mir, dieser verdrießlichen Anfälle künftig überhoben zu seyn. Daher habe ich um so viel weniger Anstand genommen, euch, liebste Tadlerinnen, von allem Nachricht zu geben, und nochmals zu bitten; ihr wollet, durch die vernünftige Beurtheilung solcher außerordentlichen Liebesbezeugungen, den bisher beschriebenen Herren Liebhabern die schlechte Beschaffenheit ihrer Sitten, und den lasterhaften Zustand ihres Herzens zu erkennen geben. Vielleicht kommen sie durch eure Unterweisungen wieder zurecht; oder vielleicht fruchten dieselben zum wenigsten so viel: daß sich ihre verliebte Geister allmählich aus den Füßen ziehen, und die unsrigen also forthin in Ruhe bleiben. Das übrige wollen wir schon selbst auf gehörige Weise abzulehnen wissen. Eure baldige Antwort aber wird hierauf desto nöthiger seyn; je mehr ich mich sonst gezwungen sehe auf gut türkisch sitzen zu lernen. Ich bin mit aller Hochachtung

Eure

Hofberg, den 9 Oct. 1726.

ergebenste Freundinn

Ulrica.

Scheint

Scheint es doch, als wenn die eheliche Treue selbst den Anfang dieses Schreibens in die Feder geflößet; der Wohlstand aber, oder die Liebe zu guten Sitten, dasselbe vollführet hätte. Ulrica giebet also ihrem Geschlechte ein herrliches Exempel der Tugend. Sie ist jung, aber glücklich verheirathet worden; sie hat einen liebenswürdigen Ehegatten; sie lebt mit demselben vollkommen vergnügt: das alles sind solche Stücke, die sie selbst gesteht, und dadurch sie ihres Herzens gute Beschaffenheit abschildert. Beklaget sich nicht manches andre Frauenzimmer, daß sie so jung verheirathet worden; und daß man ihr also die Gelegenheit abgeschnitten, ihrer jungfräulichen Freyheit recht zu genießen, und etwa ein halbes Dutzend Romane mit ihren Liebhabern zu spielen? Was für Mühe würde es nicht bey mancher Ehefrauen kosten, um sie dahin zu bringen, daß sie gestünde: ihr Mann wäre liebenswürdig? Und wie wenige wird man finden, welche gestehen würden, daß sie mit ihren Ehegatten ein vollkommen vergnügtes Leben führeten? Die Anzahl derjenigen ist ziemlich groß, die ihren Ehestand für ein Joch ansehen, welches sie gern abschütteln möchten, wenn es in ihrem Vermögen stünde. Ganz anders ist Ulrica gesinnet; und eben deswegen verdienet sie anderen, als ein Muster zur guten Nachahmung, vorgestellet zu werden.

Ich komme auf ihren Abscheu vor allen Buhlern; sonderlich verheiratheten Männern. Sie thut wohl, daß sie gegen alle insgesammt einen Widerwillen bezeiget: noch besser aber, daß sie zwischen Ledigen und Verehlichten einen Unterscheid machet. Diese letztere Art von ihren Liebhabern ist, ohne Zweifel, weit strafbarer, als die erste: ohngeachtet auch dieselbe hier einen größern Fehler begehen, als wenn

sie einem gleichfalls ledigen Frauenzimmer ihre Zuneigung entdeckten. Die Gesetze des Ehestandes sind so heilig, daß man dieselben, ohne einen abscheulichen Frevel zu begehen, nicht verletzen kann. Und ein Ehemann, der nach des andern Weibe gafft, ja sie gar zu seiner verbothenen Liebe zu reizen suchet; der begehet ein doppeltes Verbrechen. Er wird seiner Ehegattinn untreu, und ist als ein Eidbrüchiger anzusehen, dem man gewiß, in keiner andern Angelegenheit des bürgerlichen Lebens, mehr Glauben beyzumessen Ursache hat: nachdem er sich kein Gewissen gemacht, ein so heiliges Versprechen, welches er vor dem Angesichte eines allwissenden Wesens, und in Gegenwart so vieler ehrliebenden Zeugen, gethan, meineidiger Weise zu brechen. Er beleidiget auch seinen Nächsten, dessen Ehebette er zu beflecken trachtet: da er doch verbunden wäre, denselben bey ruhigem Besitze aller seiner Güter, insonderheit aber seines Weibes, zu schützen. Er sündiget endlich an sich selbst, indem er nicht nur seinen guten Namen in Gefahr setzet; sondern sich auch dem Eifer des beleidigten Ehmannes, und der Rache seines eigenen Weibes, aussetzet. Man weiß, was für traurige Wirkungen diese höchstgerechte Leidenschaften nach sich ziehen können, und bereits sehr oft nach sich gezogen haben. Und wie? wenn sich etwa seine beleidigte Ehegattinn einer gleichen Freyheit bedienete, und ihn also mit gleicher Münze bezahlete? Er mag dieses an sich selbst übel nehmen oder nicht: so geräht er doch dadurch in einen Orden, der so schimpflich ist, daß auch diejenigen, die ohne ihre Schuld in denselben gebracht worden, dem Gelächter und der Verspottung ihrer Mitbürger nicht entgehen können.

Was soll ich aber von dem unartigen Bezeigen dieser Liebhaber sagen? So viel ist gewiß, daß ihre ungestüme Liebkosungen

koſungen ihre laſterhafte Neigung deſto abſcheulicher machen. Wie reimt ſich doch ein ſo tölpiſcher Umgang gegen das ſchöne Geſchlecht, mit der Artigkeit, darauf ſie ſich ſo große Stücke einzubilden pflegen? Wollen ſie ſich denn einem groben Dreſcher ähnlich machen; oder ihn vielmehr an Ungezogenheit noch übertreffen: indem man zwar weiß, daß derſelbe ſeinen Flegel hart angreift, aber doch zweifeln muß, ob er auch ſeine Geliebte ſo plump antaſten werde? Der abgeſchmackten Liebkoſungen, die ſie mit ihren Füßen machen wollen, mag ich faſt gar nicht erwähnen. Es iſt eine neue Art, ſich verliebt auszudrücken, wenn man der Geliebten Schaden zufüget. Ein kräftiger und ſchmerzhafter Tritt auf den Fuß ſoll ſo viel heißen, als: Meine Schöne, ich liebe ſie! Und ieder Fleck, den die ſchmutzigen Schuhe an ihren Kleidungen, Strümpfen und Pantoffeln hinterlaſſen, ſoll ſo viel bedeuten; als wenn er einen verliebten Brief geſchrieben hätte. Sollte man ſichs doch kaum einbilden, daß, bey der heutigen Höflichkeit unſrer Nation, noch ſolche ungeſchliffene Perſonen zu finden ſeyn ſollten!

Doch geſetzt, alle dieſe Vorſtellungen wären bey dieſer Gattung von Liebhabern vergebens; oder kämen ihnen vielleicht gar nicht zu Geſichte: ſo müſſen wir noch dem Frauenzimmer einen Vorſchlag thun, wie es ſich von dieſen Anfällen befreyen ſoll. Es iſt der beſte Rath, dieſe ungeſtüme Liebhaber in öffentlichen Geſellſchaften den Augenblick zu beſchämen, wenn ſie ſich vergangen haben. Man beſchwere ſich nur ſo fort über das heftige Drücken der Hände, und bitte die Anweſenden, von den rothen Flecken zu urtheilen. Man ſtehe alsbald von ſeiner Stelle auf, wenn die Füße der Beyſitzer ihre verliebte Sprache zu reden anfangen; und bitte, ſeiner Kleidungen zu ſchonen. Das Gelächter, welches

darüber

darüber entstehen wird, ist das beste Mittel, diese Leute ihrer Ungeschicklichkeit zu überführen. Will man aber aus Hochachtung gegen ansehnliche Männer dieses nicht thun: wohl! so sitze man, entweder auf orientalische Weise, mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen; oder lasse sich ein Paar gebrannte Stiefel machen, die dem Treten der verliebten Herren sattsamen Widerstand thun können.

Iris.

Das

****

Das XLII Stück.

Den 18 October, 1726.

Neukirch.

Ich weiß, daß Cynthia den ſchlauen Fritz betrügt,
Und Chryſis eine Nacht in zweyen Betten liegt;
Daß Doris und ihr Schatz des Mannes Schweiß verzehren:
Sind aber alle ſo? = = = = = = =

Da ich eben im Begriffe bin, meinem neulichen Verſprechen ein Gnügen zu thun, und dem unverheiratheten Theile des Frauenzimmers zu dienen; ſo läuft ein Schreiben bey mir ein, welches mich auf andere Gedanken bringt. Eine verheirathete Gönnerinn unſerer Blätter nimmt ihre Zuflucht zu uns, und bittet ſich unſern Beyſtand wider ihren argwöhniſchen Ehmann aus. Wir haben bisher an das verehlichte Frauenzimmer ſo wenig gedacht, daß wir uns dieſen Fehler ſelber vorrücken. Ich muß alſo dieſe Gelegenheit ergreifen, einer Mitſchweſter aus dieſem Orden zu willfahren: obgleich Iris nur in dem letzten Stücke unſerer Blätter dergleichen gethan hat. Die Lobſprüche, die uns dieſe geneigte Correſpondentinn beyzulegen beliebet hat, laſſen wir mit ihrer Erlaubniß aus; und ſetzen nur dasjenige hieher, was zur Entdeckung ihres Anliegens gehöret.

Wertheſte

Wertheſte Tadlerinnen!

Eure Schriften haben ſich bey unſerm niederſächſiſchen Frauenzimmer ſo beliebt gemacht, ꝛc. ꝛc. Ich verſichere euch, ihr = = = daß ihr mehr Liebhaberinnen in unſeren niederdeutſchen Ländern als in eurem Oberſachſen findet. Ein Prophet, ꝛc. Ihr ſeyd aber bey uns um deſto ruhmwürdiger, weil ihr eure geſchickte Feder nicht allein gegen Perſonen unſers Geſchlechts geſchärfet, und ihre Fehler, die ſie bey dieſen verkehrten Zeiten für wohlanſtändige Tugenden halten, entdecket und mit lebendigen Farben abgeſchildert; ſondern auch die Thorheiten der Männer nicht geſchonet habet. Wie mancher unvernünftigen Mannsperſon habt ihr nicht ſchon eine Schamröthe abgedrungen? Und wie manchen ehrlichen Menſchen habt ihr nicht bewogen, ſeine lächerliche Aufführung zu bereuen und zu verbeſſern? Inzwiſchen erinnere ich mich noch nicht, daß ihr uns, in euren bisherigen Blättern, eure Gedanken von dem Mistrauen und Verdachte eröffnet hättet, womit einige Ehemänner ihre anvertraute Weiber quälen. Die rühmliche Willfährigkeit, womit ihr anderen gedienet, läßt mich feſtiglich hoffen, daß ich in meinem ietzigen Anſuchen nicht unglücklicher ſeyn werde. Ich will euch für dießmal eine vollkommene Abbildung eines mistrauiſchen Mannes gegen ſeine Eheliebſte mittheilen, ihr aber werdet ſo gut ſeyn, und dieſelbe zu deſſen völliger Ueberzeugung in eure Schriften einrücken.

Ich ſelbſt bin leider! an meinem eiferſüchtigen Chremes, mit einem ſolchen Manne von dem Himmel beſtrafet worden; und muß mein junges Leben bey ihm in lauter Verdruß und Trübſal zubringen. Ich darf keinen Schritt aus dem Hauſe gehen: ſo läßt er ſchon nachforſchen, wo ich bleibe? Ich darf mit keinem Menſchen reden: ſogleich bildet er ſich ein, ich führe verliebte Geſpräche. Ich darf in keinen Garten kommen: alsbald folget er mir auf dem Fuße nach, in Meynung, ich werde daſelbſt beſtellte Arbeit haben. Es iſt ja einem jungen Frauenzimmer unmöglich, bey einem ſo verdrießlichen und alten Geſellen

len iederzeit zu Hauſe zu ſitzen. Wenn ich mir aber eine Veränderung zu machen ſuche, und bey meinen Verwandten und Bekannten einen Caffeebeſuch ablege, oder von benachbarten guten Freunden zu Gaſte geladen werde: ſo faſſet er gleich einen Verdacht auf mich, und bildet ſich ein, daß ich mit denſelben verbothener Weiſe zuhalte. Komme ich dann nach Hauſe: ſo macht er mit Fluchen und Schelten ein ſo abſcheuliches Wetter, daß ich vor Verdruß faſt vergehen möchte. Fraget nicht, woher dieſes mistrauiſche Verfahren komme? Er ſelber weiß wohl, daß ſeine unangenehme Geſtalt und ſein unartiger Umgang mir genugſame Urſache geben könnten, zuweilen bey anderen ein kleines Vergnügen zu ſuchen, und mir außer ſeiner Geſellſchaft ein gutes Stündchen zu machen.

Nur neulich fieng er, bey nächtlicher Zeit, an, ein ſolches Gepolter im Hauſe zu machen, daß ich es gar nicht begreifen konnte, wie ein vernünftiger Mann ſolche abentheurliche Dinge vornehmen könne? Seine Abſicht war, mich auf verbothenen Wegen zu ertappen, und mich einer vermeynten Untreue zu überführen. Er lief mit einer Axt im Hauſe herum, wie ein Unſinniger; vernagelte alle Thüren und Fenſter; ſtellete allenthalben Schildwachten aus, und befahl ihnen, wohl Acht zu geben, wer hinten oder vornen ein- und ausgehen würde. Als nun die Nacht vorbey war, und ich frühmorgens aus meiner Schlafkammer kam, meine Hausgeſchäffte vorzunehmen: ſo ſah er ſich zu ſeinem höchſten Verdruſſe in ſeiner Meynung betrogen. Nichts deſtoweniger fähret er in ſeinem Verdachte fort. Er ſchreyt mich noch täglich für ein untreues Weibsbild aus, und bildet ſich feſt ein: ich wäre damals dennoch außer dem Hauſe geweſen, und müſſe mich etwa durch ein Fenſter, welches aus Verſehen offen gelaſſen worden, wieder hineingeſchlichen haben.

Ich nehme demnach meine Zuflucht zu euch, vernünftige Tadlerinnen, und bitte euch, als wahrhafte Vertheidigerinnen unſers Geſchlechts, nochmals; ſtellet doch meinem ungezogenen Chremes ſeinen Fehler eheſtens vor, und ermahnet ihn, denſelben abzulegen. Es wird ohnedem täglich ärger damit, und mit

der

der Zeit werde ich ihn nicht länger ertragen können. Ihr werdet dadurch nicht allein mir, sondern auch anderem Frauenzimmer in unserer Gegend, eine besondre Gefälligkeit erweisen, welche ein gleiches Unglück mit ihren Männern haben. Und sollte ja eure Mühe an meinem wunderlichen Ehgatten vergeblich seyn; so werden sich doch vielleicht Amyntas und Damon, nebst anderen ihres gleichen, daran spiegeln, und sich ihrer Thorheit zu schämen anfangen. Gebet nur unseren Männern zu bedenken, was ein berühmter und noch lebender Sittenlehrer in seiner Einleitung, und zwar im 18 § seines sechsten Hauptstückes, schreibet: Daß nämlich der ungegründete Verdacht eines Mannes die erste Staffel zu der Schande sey, die ihm aus der unordentlichen Liebe seines Weibes erwächst. Ich nenne mich von Herzen

Eure

Wittfeld,
ein niederdeutsch Städtchen,
den 10 Oct. 1726.

ergebenste Dienerinn,

Menanta.

Wenn man gleich selbst nicht verheirathet ist, und also die beschwerlichen Wirkungen der Eifersucht eines Ehegatten niemals hat erfahren können: so kann man sich doch leicht vorstellen, daß keine Freude dabey seyn müsse. Was kann eine Frau für Vergnügen haben, wenn ihr Mann aus argwöhnischem Gemüthe ihre Tugenden in Zweifel zieht, und ihr nicht weiter trauet, als seine eigene Augen sie begleiten können? Er zielet allezeit nach ihr, wie ein Jäger. Wenn er ihr gleich den Rücken zuzukehren scheint: so bemerket er doch ihre Minen und Geberden, vermittelst des gegen über hangenden Spiegels. Er horchet an den Ritzen der Thüren,

ten, und lauret zuweilen an den Fenstern; um dasjenige wahr zu befinden, was er befürchtet. Wenn sie schläft, so wachet er; und hoffet, sie werde etwa im Traume ihre Neigung verrathen, und den Namen ihres Liebhabers ausschwatzen. Sein Gesinde bestellt er zu Hütern, und seine unmündige Kinder setzet er zu Aufsehern über ihre Mutter. Er erkundiget sich bey seinen Nachbarn, was in seinem Hause vorgeht, und hoffet von ihnen mehr zu erfahren, als er selber weiß. Er setzet sich eine Reise vor, und will in etlichen Tagen erst wiederkommen; ist aber kaum zum Thor hinaus, so kehrt er wieder um, sein Weib unvermuthet zu übereilen. Tinte und Feder verschließt er vor seiner Frauen viel sorgfältiger, als das allerkostbarste Kleinod; und alle ihre Papiere sieht er für Liebesbriefe an, bis er findet, daß es Küchenzettel und Aufsätze von ihrer Wäsche sind. Wenn nun gleich alle diese Stücke seine Frau für unschuldig erklären: so trauet er ihr doch noch nicht. Sein beständiger Verdacht läßt ihm keine Ruhe:

Warum? Sie ist zu schön. Wie bald wär es geschehen,
Daß sie den Silvius im Fenster könnte sehen?
Drum schielt er wie ein Luchs, durchsuchet Stub und Spind,
Versperret Hof und Haus, und heißt das liebe Kind
Fein früh zu Bette gehn. In Wahrheit, wohl getroffen!
Die Thüren schließt er zu, das Herze läßt er offen.
Neukirch.

Wahrlich, ich beklage euch, ihr tugendhaften Weiber, wenn ihr ein solches Unthier von einem Ehegatten am Halse habt. Ein redliches Gemüth kränkt sich niemals mehr, als wenn

man es derjenigen Laster beschuldiget, davor es den gröſsesten Abscheu hat. Selbst das gute Gewissen, dieser beständige Gefährte der Unschuld, ist nicht allezeit zureichend, solchen gequälten Herzen einen sattsamen Trost einzusprechen. Was hilft mir meine Keuschheit? denkt eine bekümmerte Lucilia: was nützt mir die Treue gegen meinen Ehemann; wenn ich nicht anders, als eine unzüchtige Faustine, von ihm angesehen werde? Schmeichle ich ihm, als eine liebreiche Ehgattinn, mit aller Freundlichkeit, so denket er, es sey nicht mein Ernst. Alle meine Zärtlichkeit hält er für eine Verstellung, und alle meine Liebkosungen dünken ihm Netze zu seyn, womit ich ihn zu fangen denke. Stelle ich mich aber kaltsinnig; so glaubt er vollends, ich müsse sonst iemanden lieben. Rede ich mit Männern; so hält er sie für Nebenbuhler: spreche ich hingegen mit Weibspersonen, so sieht er sie alle für Unterhändlerinnen meiner Liebhaber an. Kurz, ich sehe gar kein Mittel, ihn von meiner beständigen Tugend zu überführen.

Ach, daſs ein solcher Mann doch seinen Aufenthalt
Nicht in den Wäldern sucht! Jedoch was für ein Wald
Ernährt ein solches Thier? Wo sieht man wilde Bären,
Wie grimmig sie auch sind, der Buhlinn Fleisch verzehren?
Wo wirft ein Crocodill, und wo ein Tygerthier,
Dem Weibchen, so es liebt, stets seine Mängel für?
Und doch thut es der Mensch. * * * * * *

Neukirch.

Ueberhaupt zu reden, so ist alles Angeführte gewiſs und der Erfahrung gemäſs. Was aber unsre klagende Menanta

ta und ihren Chremes anlanget: so weiß ich fast nicht, was ich sagen soll. Ich kann mich nicht rühmen, daß ich, in ihrem Schreiben, die Spuren eines unschuldig gekränkten, und recht tugendhaften Herzens, so deutlich wahrgenommen hätte; als meine Gehülfinn Iris vor acht Tagen die Merkmaale eines rechtschaffenen Gemüths in dem Briefe der Ulrica beobachtet hat. Es ist mir nicht anders, als wenn ich verschiedene Ausdrückungen angemerket hätte, welche den Argwohn des beklagten Ehmannes rechtfertigen. Die Unschuld hat allezeit ihre eigene Sprache, daran man sie leicht erkennen kann: und die wahre Tugend wird sich, durch ihre Reden, niemals in den Verdacht eines Lasters bringen. Ein Heuchler aber kann sich schwerlich so sehr verstellen, daß man nicht, auch unter seiner angenommenen Gestalt, einige hervorblickende Züge seiner wahrhaften Bildung wahrnehmen sollte.

Fürs erste gesteht Menanta, der Himmel habe sie mit ihrem Manne bestrafet. Man könnte dieses für ein gewissenhaftes Bekenntniß ansehen, daß sie diese Strafe mit einer vorhergehenden Sünde verdienet hätte: doch wir wollen ihr diese Redensart nicht so sehr aufmutzen.

Fürs andre gesteht sie ausdrücklich, daß sie nicht die geringste Liebe gegen ihren Ehegatten habe: indem sie ihn einen verdrießlichen und alten Gesellen nennet. Das ist ein übles Zeichen für ihre Unschuld. Ein Mann hat niemals mehr Ursache, eifersüchtig zu werden; als wenn die Frau ihn nichts achtet: und ich habe niemals bey demjenigen einen Argwohn gespüret, der von seiner Ehegattinn brünstig geliebet worden. Warum hat Menanta, als ein junges Frauenzimmer, diesen alten und verdrießlichen Gesellen, wie sie ihn nennet, geheirathet? Wußte sie es denn nicht vorher, daß ihr seine Person sehr schlecht gefallen würde? Getrauete sie sich aber

ihn zu lieben: warum thut sie es denn ietzt nicht? Gewiß, dieses wäre das einzige Mittel, seinen Argwohn zu dämpfen, und sie aus allem Verdachte zu setzen. Da sie aber gesteht, daß sie ihn nicht liebet; und hingegen zu verstehen giebt, daß sie zuweilen bey anderen ein kleines Vergnügen suchet: so sehe ich nicht, wie man ihrem Manne eine ungerechte Eifersucht vorrücken könne.

Zum dritten ist es mir wunderlich vorgekommen, daß ihr Mann auf die Gedanken gerathen, sie wäre die Nacht über aus dem Hause gewesen, und gar durch ein Fenster wiederum eingestiegen. Es ist wahr, daß es wenige Männer giebt, die auf diesen sonderbaren Einfall kommen. Allein, wo mag das herrühren? Alles hat doch seine Ursachen, und so gar die wunderlichsten Einfälle eines Menschen müssen iederzeit ihren Grund haben. Muthmaßet also ein Mann dergleichen Laster von seiner Frauen nicht: so muß er wohl keine Veranlassung dazu haben. Und wie wäre es hingegen möglich, daß Chremes seiner Eheliebsten solche schändliche Dinge nachsagen würde, wenn er nicht zum wenigsten eine kleine Gelegenheit darzu bekommen hätte? Das müßte ein seltsamer Kopf seyn, der sich zur Lust dergleichen Dinge erdächte, die ihm selbst keine Ehre bringen; und der ein treues Ehweib durch ersonnene Auflagen bey der ganzen Stadt in übeln Ruf brächte; um nur die Leute zu überreden, daß er unter die Zahl der Gekrönten gehöre.

Am allerschlechtesten gefällt mir, zum vierten, die im Schlusse ihres Schreibens angehängte Drohung. Der Spruch des berühmten Sittenlehrers hat seine Richtigkeit: und es ist gewiß, daß mancher sich durch einen frühzeitigen Argwohn das besorgte Unglück selbst zuwege gebracht habe. Allein mich dünkt doch, in dem Munde einer Ehfrauen klinget

dieser

dieſer Spruch ſehr übel. Es ſcheint gänzlich, als ob ſie ſchon Willens ſey, ſich auf dieſe verbothene Weiſe an ihrem Manne zu rächen. Was kann man aber zu der Tugend eines Frauenzimmers für ein Vertrauen haben, die kein Bedenken trägt, zu geſtehen, daß ſie gar wohl fähig wäre, dergleichen Laſter zu begehen?

Wir erſuchen alſo für dieſes mal die gute Menanta, nebſt allen ihren Freundinnen, welche in gleichen Umſtänden ſind, reiflich zu erwägen: ob ſie nicht vielleicht ihren Männern zum Argwohne Anlaß gegeben? Wir überlaſſen es ihrem Nachſinnen, ob nicht die Eiferſucht eine Tochter der heftigſten Liebe ſey? Gewiß, niemals habe ich einen Mann geſehen, der ſein Weib nichts geachtet hätte, und doch eiferſüchtig geweſen wäre. Endlich gebe ichs ihnen noch zu bedenken; ob wohl ein beſſer Mittel ſey, den Argwohn der Männer zu tilgen, als eine herzliche Gegenliebe? Man ſuche nur keine Geſellſchaft, die dem Ehegatten verdächtig ſeyn kann. Man gehe mit lauter Frauenzimmer um. Man ſchränke auch ſeine unſchuldigſten Beſuche ſo ſehr ein, als es ſich thun läßt, um dadurch zu zeigen, daß man derſelben, aus Liebe zu ſeinem Ehegatten, gar wohl entbehren könne: ja man freue ſich endlich, wenn derſelbe genau auf ſeine Liebſte Acht hat. Iſt ſie unſchuldig, ſo wird ſeine Aufmerkſamkeit ſie niemals auf böſen Wegen antreffen; ſondern allezeit zur Rechtfertigung ihrer ehelichen Treue dienen. Wie ſollte es möglich ſeyn, daß eine keuſche Gattinn auf böſen Wegen, oder in verdächtigen Umſtänden betroffen würde.

Zum Beſchluſſe will ich meinen Leſern folgende Geſchichte erzählen, die ſich vor mehr als zwey tauſend Jahren zugetragen hat. Als die Gallier vorzeiten in Griechenland eingefallen waren, wurde eben zu Miletus das thesmophori-

ſche Feſt gefeyret: bey welchem ſich alles Frauenzimmer in dem nahe bey der Stadt gelegenen Tempel verſammlete. Ein Theil der barbariſchen Armee fiel eben zu der Zeit ins mileſiſche Gebiethe, und bemächtigte ſich alles dieſes Frauenzimmers. Die Mileſier waren alſo zwar genöthiget, dieſe Gefangenen durch eine große Summe Goldes und Silbers zu löſen: dem ungeachtet aber ſchleppten die Barbaren doch einige Weibsbilder mit ſich nach Gallien, um ſich derſelben zu ihren Verrichtungen zu bedienen. Darunter war auch Erippe, eine Ehefrau des Xanthus, eines der anſehnlichſten und reichſten Männer in Miletus, welche ein zweyjähriges kleines Kind zu Hauſe hinterlaſſen mußte. Xanthus liebte ſein Weib herzlich, und nahm ſich vor, alles zu wagen, damit er dieſelbe aus der Sclaverey erretten möchte. Er verkaufte einen Theil ſeines Vermögens, und als er tauſend Goldſtücke beyſammen hatte, ſchiffte er hinüber nach Italien, von dar aber nach Marſilien in Frankreich, wo ſich ſeine Liebſte befinden ſollte. Er gerieth wirklich in das Haus, wo ſie anzutreffen war, und bath, man möchte ihm Herberge geben. Ungeachtet Cavara, der Herr des Hauſes, ein ſehr vornehmer Mann, abweſend war: ſo nahm man doch dieſen Fremden, nach der gewöhnlichen Gaſtfreyheit dieſes Volks, freundlich auf. Sobald ſein Weib ihn gewahr wurde, lief ſie ihm mit offenen Armen entgegen, und führte ihn auf das liebreicheſte in ihr Zimmer. Als Cavara nach Hauſe kam, eröffnete ſie demſelben die Ankunft ihres Ehegatten, und ſagte, er wäre bloß ihrentwegen gekommen, und hätte zu ihrer Befreyung Geld mitgebracht. Der Gallier lobte die Großmuth des Xanthus, ſtellte ein Gaſtmahl an, lud alle ſeine Freunde dazu, und ließ dieſen Fremden bey Tiſche neben ſeiner Frauen ſitzen. Hierauf erkundigte er ſich, wie

groß

groß sein Vermögen wäre? Und als Xanthus ihm sagte, daß es sich auf tausend Goldstücke belief, befahl der Barbar, dieselben in vier Theile zu theilen, eines davon für sich, das andre für sein Weib, und das dritte für seinen Sohn zu behalten; das vierte aber zum Lösegelde für seine Frau zu zahlen. Als Xanthus mit seiner Frau zu Bette gieng, fragte sie ihn, ob er auch eine so große Geldsumme bey sich hätte, den Barbar auszuzahlen: widrigen Falles, sagte sie, würde er in augenscheinliche Lebensgefahr gerathen. Der Mann versicherte sie, daß er noch weit mehr Geld bey sich hätte, weil er sich nicht eingebildet, daß der Barbar so billig mit ihm handeln würde.

Folgendes Tages giebt Erippe dem Gallier Nachricht, was für einen großen Schatz ihr Mann bey sich führe, bittet ihn, den Xanthus umzubringen, und versichert ihn, daß sie ihn mehr, als ihr Kind und ihr Vaterland, liebe; ihrem Manne hergegen tödtlich feind wäre. Cavara hatte kein Wohlgefallen an diesem Vorschlage, und beschloß bey sich, dieß untreue Weib zu bestrafen. Xanthus eilete indessen mit seiner Abreise, und der Gallier erlaubte ihm dieselbe nicht nur aufs freundlichste; sondern begleitete ihn auch ein ziemlich Stück auf den Weg, und führete die Erippe selbst an der Hand. Da sie nun bis an die gallischen Gebirge gelanget waren; sagte der Gallier, daß er gesonnen sey, vor ihrer Abreise noch ein Opfer zu thun. Er bereitete selbst das Thier dazu, und Erippe mußte nach ihrer Gewohnheit das Holz darauf legen. Indem sie dieses thut, zieht er sein Schwert aus, sticht sie durch, und hauet ihr den Kopf herunter. Hierauf entdecket er dem Xanthus die Ursache seiner That, offenbaret ihm die Verrätherey seines untreuen Weibes, und zahlet ihm die

Geldsumme wieder zurück, welche er zum Lösegelde für sie gegeben hatte. Sie nehmen, als zwey vertraute Herzensfreunde, Abschied von einander, und ziehen beyde vergnügt nach Hause.

Ganz anders war jene adeliche Frau gesonnen, die ein alter Dichter im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts besungen hat. Um die Zeiten der Kreuzzüge, als alles, was muthig war, nach dem gelobten Lande gieng, daselbst das Grab Christi zu erobern; lebte ein junger Ritter in Rom, der eine überaus schöne Gemahlinn hatte, die auch überdem in schönen Künsten, als z. E. in der Musik, sehr geschickt war. Dieser Ritter entschließt sich auch, einen Zug nach Palestina zu wagen: seine Gemahlinn zwar widerräth solches, bittet und flehet dagegen was sie kann; aber alles umsonst. Der Ritter segelt über See, kömmt im gelobten Lande an, gesellet sich zu den christlichen Heeren; wird aber bey dem ersten Scharmützel von einem türkischen Sultan gefangen. Man geht daselbst sehr hart mit ihm um, und läßt ihn die ärgste Sclavenarbeit thun: sogar, daß man ihn auch auf dem Felde in einen Pflug spannet, und ihn den Acker pflügen läßt. Diese Strengigkeit bringt den Ritter dahin, daß er sich erbiethet, ein Lösegeld für sich zu zahlen, so hoch man es immermehr setzen wollte: allein vergebens. Der Sultan mochte vielleicht in Erfahrung gebracht haben, daß er eine so ausbündig schöne Gemahlinn hätte: daher wird ihm nun die Freyheit unter keiner andern Bedingung versprochen, als dafern seine Gemahlinn selbst für ihn zu bitten käme. Der Ritter stellet zwar die Unmöglichkeit vor, daß ein Weib eine so weite Reise thun könne. Der Sultan aber bleibt unerbittlich; und der Ritter, aus Furcht, noch härter gehalten zu werden, muß an seine Gattinn schreiben, daß nur sie allein

allein mit ihrer Gegenwart ihren Gemahl in Freyheit ſetzen könne.

Man kann ſich leicht einbilden, mit was für Gemüthsbewegungen dieſe ohnedieß bekümmerte und troſtloſe Perſon dergleichen Brief werde erbrochen haben. Allein tauſend Thränen und Händeringen helfen hier nichts: ſie muß einen Schluß faſſen. Sie ſah auch gar wohl, was ſie ſich für einer Gefahr ausſetzen würde, ſie möchte nun thun, welches von beydem ſie wollte. Endlich, nach reifer Ueberlegung, ſchreibt ſie ihrem Gemahl die harte Antwort: Sie könne ſich unmöglich entſchließen, ſeinem Verlangen zu willfahren. Der Bote reiſet ab: allein kaum iſt er weg, als ſich dieſe wackere Gemahlinn in eine Mönchskutte ſtecket, ſich durch einen großen Bart im Geſichte unkenntlich machet, und in Geſellſchaft ihrer Laute zu Schiffe geht. In kurzem langt ſie wirklich in Syrien an, erkundiget ſich nach dem Hofe des obigen Sultans, und verfüget ſich dahin. Sie findet wirklich ihren Gemahl noch auf dem Felde ackern, und ein ieder kann denken, mit wie vieler Wehmuth ihrer Seelen. Sie geht alſo nach Hofe, und läßt ſich als ein Mönch mit ihrer Laute hören. Der Sultan erfährt bald, was für ein Künſtler ſich an ſeinem Hofe eingefunden. Er läßt ihn vor ſich kommen, als er bey der Tafel ſitzet, und befiehlet ihm, ſich hören zu laſſen. Sowohl er ſelbſt als ſeine Hofleute werden von der bezaubernden Kunſt dieſes verſtellten Kloſterbruders ganz entzücket. Der Sultan befiehlt ihm ſich an die Tafel zu ſetzen, und läßt ihn etliche Tage bey ſich aufs herrlichſte bewirthen; höret ihn auch ſo oft, als es möglich iſt, ſpielen. Als endlich dieſer um ſeinen Abſchied bittet, befiehlt ihm der Sultan, eine Verehrung zu fordern; und verſpricht ihm nichts abzuſchlagen. Dieſer

Mönch aber fordert weder Gold noch Silber, sondern bloß denjenigen armen Christensclaven, den er auf dem Felde ackern gesehen hatte. Der Sultan, der ohnedieß die Ankunft der Ehegattinn desselben nicht mehr zu hoffen hatte; bewilligt ihm endlich diese Bitte. Der Gefangene wird frey gelassen; und der Mönch entfernet sich aufs schleunigste, so daß auch der Ritter selbst nicht erfähret, wer sein Erretter gewesen.

Der Schluß dieser Geschichte soll nächstens folgen.

Calliste.

****

Das XLIII Stück.

Den 25 October, 1726.

G. L. in Hoff. Wald. VI. Th. 31 Bl.

* * * Schämet ſich doch mancher Muſenſohn,
Daß die Gelehrſamkeit bey einer Weibsperſon
Mehr, als bey ihm, vermag. * * * * * *

Von dem ganzen Alterthume finde ich faſt kein gelehrteres Frauenzimmer, als die weiſe Theano, des großen Weltweiſen Pythagoras hochberühmte Ehegattinn. Es iſt bekannt, daß dieſer zu allererſt ſo genannte Philoſoph ſeine Schule nicht nur Männern, ſondern auch lehrbegierigen Weibsbildern eröffnet hat. Alſo war es denn kein Wunder, daß auch ſeine eigene Hausfrau die Lehren der Weisheit von ihm gefaſſet. So ſchön dieſelbe war, als ſie ſich mit ihrem Ehegatten vermählete: ſo gelehrt ward ſie aus ſeinem täglichen Unterrichte und lehrreichen Umgange. Selbſt das fünfjährige Stillſchweigen, welches Pythagoras von ſeinen Schülern zu fordern pflegte, machte dieſer eifrigen Schülerinn der Weltweisheit keine erhebliche Schwierigkeit: und vielleicht hat ſie bloß deswegen dieſe ſchwere Bedingung willig eingehen wollen; damit man endlich den Ungrund der unſerm Geſchlechte aufgebürdeten Schwatzhaftigkeit wahrnehmen möchte. Sie brachte es in der damaligen Gelehrſamkeit ſo weit, daß ſie nach dem Tode ihres Eheherrn fähig war, die pythagoriſche Schule der Weisheit fortzuſetzen.

Ihre

Ihre Söhne, Telauges und Mneſarchus, trugen kein Bedenken, unter der Aufſicht ihrer gelehrten Mutter, die Lehren ihres Vaters fortzupflanzen; und ihr rühmliches Exempel ward gleichſam die Richtſchnur alles damals lebenden Frauenzimmers. Die vornehmſten Matronen beſuchten ihren Lehrſaal; oder ſchickten doch zum wenigſten ihre jungen Töchter haufenweiſe zu dieſer großen Lehrerinn. Kurz, es ward eine allgemeine Sitte, daß das Frauenzimmer die Philoſophie ſtudierte: und es thaten ſich ſo viele dadurch hervor, daß Philochorus, ein Athenienſer, ein ganzes Buch davon ſchreiben konnte.

Vielleicht wird ſich mancher einbilden, ich machte die Gelehrſamkeit dieſes Frauenzimmers größer, als ſie wirklich geweſen wäre; und würde es nimmermehr erweiſen können, daß Theano etwas gründliches in der Weltweisheit verſtanden hätte. Allein keine Einbildung iſt unrichtiger, als dieſe. Eine Zeit, von mehr als zwanzig Jahrhunderten, hat uns nicht alle Proben von der Gelehrſamkeit eines Weibsbildes rauben können, welches bey den ſpäteſten Nachkommen ihrem Geſchlechte zum Muſter dienen ſollte. Und es war allerdings billig, daß die Nachwelt auch von dieſer Philoſophinn etwas zu ſehen bekäme; da ſie von der berühmten Sappho, als einer alten Poetinn, verſchiedene Schriften leſen ſollte. Theano hatte in der That nicht ſo obenhin ſtudieret. Sie war nicht auf unnütze und zeitverderbende Grillen verfallen. Selbſt die Poeſie, welche damals in Griechenland ſchon ſehr beliebt war, ſchien ihr nicht eine Beſchäfftigung von genugſamer Wichtigkeit zu ſeyn. Sie beſſerte ihre Vernunft, und reinigte ſie von allen Vorurtheilen der Auferziehung, des menſchlichen Anſehens, und des gemeinen Aberglaubens. Dadurch erhob ſie ſich über die Einfalt des unverſtändigen

Pöbels,

Pöbels, der lieber einer alten Gewohnheit, als einem richtigen Vernunftschlusse folget. Man wird solches aus folgendem ersehen können.

Es war bey ihren Landesleuten gebräuchlich, daß diejenigen, die einen Todten anrühreten, für unrein gehalten wurden; und daß die Weiber, nach der ehelichen Beywohnung, sich durch gewisse abgöttische Ceremonien reinigen mußten. Als nun Theano von iemanden gefragt wurde: Wie bald nach dem Beyschlafe ein Weib für rein könne gehalten werden? gab sie recht weislich zur Antwort: Nach ihres Mannes Umarmung, alsofort; nach eines Fremden aber, niemals.

Ferner befliß sie sich auf die Wissenschaft der Sitten. Sie studierte die Pflichten des Menschen, und wußte einem ieden, nach Beschaffenheit seines Geschlechtes, Alters und Standes, die herrlichsten Regeln vorzuschreiben. Dieses ist der wichtigste Theil der ganzen Weltweisheit; weil er uns eigentlich den Weg zur wahren Glückseligkeit zeiget. Wie weit aber Theano darinnen gekommen, das wird man aus folgendem Schreiben ersehen, welches sie an eine ihrer Freundinnen abgelassen, um ihr eine Vorschrift, im Absehen auf die Kinderzucht, zu geben. Es lautet folgender maßen:

Theano wünschet der Eubula Heil und Wohlergehen.

Ich habe Nachricht, daß du deine Kinder sehr übel erziehst. Nun ist es aber die Pflicht einer guten Mutter, ihre Kinder nicht in lauter Wollust zu ersticken; sondern dieselben zur Ehrbarkeit und Klugheit zu gewöhnen. Nimm dich derowegen in Acht, daß du nicht eine Schmeichlerinn derselben werdest, sondern sie rechtschaffen liebest. Denn wenn man Kindern die Wollust zum Gespielen giebt; so macht dieser Camerade sie unmäßig

mäßig und unbändig. Und sage mir, ich bitte dich, was kann nachmals einem Kinde angenehmer seyn; als die Ergetzlichkeiten, dazu es von Jugend auf gewohnt ist? Darum trage Sorge, meine Freundinn, daß die Auferziehung nicht zum Verderben deiner Kinder gereiche. Denn das ist ein Verderben der Natur, wenn ihre Gemüther in die Wollust gestürzet, und ihre Körper verzärtelt werden; indem diese die Arbeit fliehen, jene aber ohne Verstand bleiben. Kinder müssen bey Zeiten zur Arbeitsamkeit und Dauerhaftigkeit angehalten werden: damit sie dermaleins, wenn sie im Ernste einige Mühe auf sich nehmen, oder Beschwerlichkeiten ausdauren sollen, nicht, als Sclaven ihrer Begierden, die Belustigung lieben und die Arbeit meiden; sondern diese Vorurtheile verachten, Ehre und Tugend allem in der Welt vorziehen, und derselben standhaft nachjagen mögen. Folglich müssen weder ihre Kleidungen zu kostbar und prächtig, noch ihre Ergetzlichkeiten zu mannichfaltig und auserlesen; noch ihre Freystunden gar zu häufig und langwierig seyn. Sie müssen auch nicht alles reden, was ihnen einfällt; noch allezeit selbst die Wahl haben, was sie thun wollen.

Ich habe ferner vernommen, daß du schrecklich bekümmert bist, wenn dein Kind weinet, und alle ersinnliche Mühe anwendest, dasselbe wieder zu stillen und zum Lächeln zu bringen. Beißt es gleich deine Amme, oder schlägt dich selbst; so lachest du darüber mit vollem Halse: ja du versiehst es im Sommer mit kühlenden, im Winter aber mit wärmenden Sachen, nebst anderen Stücken der Zärtlichkeit; davon armer Leute Kinder nichts wissen, welche auf eine leichtere und rechtschaffnere Weise erzogen werden. Nichts destoweniger sind dieselben von keiner schwächern Natur, und genießen mehrentheils einer viel bessern Gesundheit: du aber hingegen ziehst deine Kinder, als wenn sie Nachkommen Sardanapals wären; und entkräftest die natürliche Lebhaftigkeit der Menschen, durch weibische Ergetzlichkeiten. Was meynest du, daß aus dem Kinde werden wird? welches, wenn es nicht sogleich zu essen kriegt, wenn es ihm gelüstet, stracks zu schreyen anfängt; oder wenn es essen soll, lauter süße

und leckerhafte Speisen haben muß? welches fast vergehen will, wenn warm Wetter ist, und gleich zittert und bebet, wenn es kalt wird? welches sich gleich rächet, wenn ihm iemand zu nahe kömmt? welches sich schändlicher Weichlichkeit überläßt, und dessen ganzes Ansehen eine abscheuliche Wollust und nachläßige Unempfindlichkeit zeiget?

Sey fest versichert, meine Freundinn, daß diejenigen, die ihr Leben auf eine so unartige Weise anfangen, meistentheils bey erwachsenen Jahren anderen als Knechte dienen müssen. Nimm derowegen deine Pflicht in Acht, und vertreibe deinen Kindern die Wollust durch die Ruthe. Brauche bey ihnen eine scharfe, und nicht eine gelinde Zucht. Lehre sie Hunger und Durst ertragen, Hitze und Kälte ausstehen, und sich höflich verhalten; nicht allein gegen Höhere, sondern auch gegen ihres Gleichen. So werden sie eine rechtschaffene und männliche Aufführung lernen, sowohl wenn man sie in ernstlichen Geschäfften brauchen möchte; als wenn sie sich durch nöthige Belustigungen ein wenig erquicken werden. Denn glaube mir, Freundinn, die Arbeit ist den Kindern eine Vorbereitung zur Tugend: und wer beyzeiten dazu gewöhnet ist, der kann hernach um so viel leichter tugendhaft werden. Beobachte es denn wohl, meine Freundinn, daß, wie ein schlecht gebauter Weinberg entweder gar keine, oder sehr schlechte Trauben bringet; also auch die zärtliche Zucht deiner Kinder, den Miswachs der Eitelkeit und Bosheit hervorbringen werde. Lebe wohl!

Wer es nicht erkennen will, was für eine Klugheit und gesunde Vernunft in diesem Briefe eines Frauenzimmers stecket: der sey so gut und ergreife selbst die Feder, und versuche es, ob er dergleichen abzufassen fähig ist. Ich meines Theils erblicke darinnen eine Probe der allernützlichsten und vortrefflichsten Weltweisheit. Was ist brauchbarer im gemeinen Leben, und was ist dem gemeinen Wesen zuträglicher, als solche Lehren, die einem ieden Bürger nach seinem Stande

de seine Pflicht zeigen? Wodurch kommen Republiken empor, als durch eine gute; und wodurch gehen sie wieder zu Grunde, als durch eine schlimme Kinderzucht? Wenn doch Theano vom Tode aufstünde, und etliche tausend solche Briefe an so viel unverständige Mütter abgehen ließe: welche nicht weniger als Eubula ihre Kinder verzärteln, an ihren Söhnen rechte Sardanapale, an ihren Töchtern aber so manche zärtliche Smindiride erziehen! Denn wie diese vorzeiten so wollüstig war, daß sie auf einem mit Rosenblättern bestreueten Lager eine ganze Nacht unruhig geschlafen; weil sich ungefähr unter ihrem Rücken ein Rosenblatt in eine Falte geschlagen hatte: so giebt es ja unter uns eine große Menge solcher Weibsbilder, die ihr an weichlichem Wesen und unbegreiflicher Zärtlichkeit nichts nachgeben. Wo sind aber die klugen Mütter, die den Regeln unsrer philosophischen Lehrerinn folgen? Oder wo soll man ein Frauenzimmer suchen, die ihren Freundinnen dergleichen heilsame Warnungen zu geben weiß?

Ich ergetze mich ferner an der edlen Einfalt des Alterthums, welche aus diesem Schreiben hervorleuchtet. Wie weit sind wir leider! von der natürlichen Schreibart abgewichen, die vorzeiten unter den Menschen im Schwange gewesen! Ich habe mit Bedacht die ungezwungene Weise einen anzureden, durch Du, Dich, Dein, auch im Deutschen beybehalten; um den Nachdruck der Redensarten nicht zu schwächen, und unsere heutige Complimenten zu beschämen. Wie redlich und offenherzig handelt doch Theano mit ihrer Freundinn? Wie deutsch sagt sie ihr die lautere Wahrheit? Wie wenige Umschweife macht sie in Eröffnung ihrer Gedanken? Heute zu Tage würde man an seine Freunde solche verdrießliche Wahrheiten entweder gar nicht schreiben; oder sie

doch

doch mit ſo vielen gekünſtelten Ausdrückungen überkleiſtern, und durch tauſend vermiſchte Schmeicheleyen ſo verſtellen, daß ſie alle ihre Kraft nothwendig verlieren müßten. Wir wollen ſetzen, es ſchriebe etwa eine nahe Freundinn, oder vielmehr eine betagte Schwiegermutter, an ihres lieben Herrn Sohns wertheſte Frau Gemahlinn, in einer ſolchen Angelegenheit: würde nicht das ganze Schreiben ungefähr ſo ausſehen?

Hochwohlgebohrne Frau,

Gnädige Frau,

Meine herzlich geliebte Frau Tochter!

Eurer Hochwohlgebohrnen Gnaden gebe hiermit freundmütterlich zu vernehmen, daß mir nichts angenehmer ſeyn würde, als wenn ſich Dieſelbe nebſt Dero herzliebſten Herrn Gemahl und der ſämmtlichen hochwohlgebohrnen kleinen Herrſchaft in allem erſinnlichen hochadelichen Wohlſeyn befinden möchten. Anbey lebe der gewiſſen Zuverſicht, Eure Hochwohlgebohrnen werdens mir, als einer wohlmeynenden Großmutter, nicht ungnädig deuten, wenn ich mir der guten Zucht von Dero hoffnungsvollen jungen Herren und charmanten Fräuleins einigermaßen annehme. Nicht zwar, als wenn Eure Gnaden nicht ſchon ſelbſt, als eine kluge Mama, dafür zu ſorgen wüßten; nein, keinesweges: ſondern weil oftmals, ohne Eurer Hochwohlgebohrnen Wiſſen, die Wärterinnen, Ammen und Kinderfrauen nicht recht mit jungen Leuten umzugehen pflegen. Meine unmaaßgebliche Meynung geht eigentlich nur dahin, daß man dieſen unverſtändigen Weibern nicht allezeit ihren Willen laſſe, mit den unſchuldigen Kindern nach eigenem Belieben zu ſchalten und zu walten. In welchen Stücken dieſes eigentlich geſchehen müſſe, und worinnen ſie es gemeiniglich zu verſehen pflegen, das darf ich Eurer Gna-

den wohl nicht vorschreiben; sintemal Sie selber einen so unvergleichlichen Verstand besitzen, daß Sie solches besser wahrnehmen können, als ich es selbst sagen, oder schreiben möchte. Schlüßlich bitte nochmalen Eure Hochwohlgebohrnen wollen mir diese genommene Freyheit nicht ungnädig deuten, und fest glauben, daß ich, nach unterthänigstem Empfehl an Dero ganze hochadeliche Familie, mich Lebenslang nenne,

Hoch- und Wohlgebohrne Frau,
Gnädige Frau,

Eurer Gnaden

bereitwilligste Dienerinn,

N. N.

Wie wenig ist doch in diesen weitläuftigen Worten gesagt, und wie viel Umstände sind nicht darinnen gemacht, einer nachläßigen Mutter mehr ein Räthsel vorzulegen, als eine gute Anweisung mitzutheilen? Und doch besorge ich, es werde manchem Complimentisten dieses Schreiben noch lange nicht höflich genug vorkommen. Ja es könnte sich leicht zutragen, daß die Schwiegertochter es ihrer wohlmeynenden Rathgeberinn sehr übel auslegete, daß sie sich unterstanden hätte, ihr dergleichen Regeln zu geben. Dieses alles vergrößert die Thorheit unsrer auslachenswürdigen Höflichkeit, welche uns hindert, nach der gesunden Vernunft zu reden und zu schreiben. Glückselige Griechen! Glückselige Römer! die ihr euch nicht durch eine böse Gewohnheit genöthiget sahet, thörichte Umschweife zu machen, und ein einziges kluges Wort in zwanzig unnütze Redensarten einzuhüllen; damit nur der Glanz der Wahrheit die schwachen Gemüther der

lasterhaften

laſterhaften nicht gar zu ſtark rühren möchte. Wer will uns eure güldene Freyheit wiedergeben? Wer wird uns eure edle Einfalt wieder herſtellen?

Zum Beſchluſſe muß ich noch anmerken, daß man aus dem Exempel unſrer wahrhaftig gelehrten Theano abnehmen könne: Wozu einem Frauenzimmer die Gelehrſamkeit dienlich ſey? Sie wird nämlich dadurch eine vernünftige Mutter werden: ja ſie wird alle ihre andere Pflichten, als Ehegattinn, Hausfrau, Nachbarinn, Freundinn und Blutsverwandtinn, auf eine tugendhafte Weiſe erfüllen lernen. Wie vielen es daran fehle, das lehret die tägliche Erfahrung: und was dieſer Mangel für Schaden nach ſich ziehe, das liegt, leider! auch am Tage. Nur des erſten zu gedenken, davon Theano in ihrem Schreiben gehandelt hat: was für ein Unheil entſteht nicht oft dem gemeinen Weſen, ja dem ganzen Vaterlande, aus einer böſen Kinderzucht? Eine wollüſtige Agrippina erzieht ſich, an ihrem liebſten Schooßkinde Nero, eine giftige Otter, die ſich ſelbſt um das Leben bringet, und durch tauſend tyranniſche Thaten verdienet, eine Geißel des menſchlichen Geſchlechts genennet zu werden. Wie manches verzärtelte Söhnchen wächſt nicht ſeinen unvorſichtigen Aeltern zu Kopfe, und beſtrafet ſie nachmals durch ſeine Unart, wegen ihrer nachläßigen Auferziehung.

Ein Knäbchen, welches in ſeinem andern und dritten Jahre mit ſeidenen und ſammtnen Kleidungen, ja in Gold- und Silberſtücken einhergegangen; eine Feder auf dem Hute, und einen Degen an der Seite, getragen: das wird gemeiniglich das Herzeleid ſeiner thörichten Aeltern, wenn es heran wächſt. Man hat ihm in der Kindheit allezeit den Willen gelaſſen, und in der Jugend nicht weniger nachgegeben: wenn es aber männlich geworden, ſo iſt es vermögend, ſich

dieſe Freyheit mit Gewalt zu nehmen. Gewiſſe Gattungen des Unkrautes laſſen ſich ſchwerlich ausrotten, wo ſie einmal Ueberhand genommen haben: und wie will man den Leuten die Wolluſt, den Eigenſinn, den Stolz, die Grauſamkeit, die Rachgier, die Läſterungen, den Ungehorſam, ja die Verachtung menſchlicher und göttlicher Geſetze aus dem Sinne bringen; indem ihnen dieſe Unart von der zärteſten Kindheit an eingepflanzet, und durch eine nie unterbrochene Gewohnheit befeſtiget worden? Man wird eher einen Mohren weiß baden, als dieſe Laſter aus einem Herzen gäten, darinnen ſie von ſo langer Zeit her gewurzelt hatten. Wohl derowegen dem Kinde, welches von einer klugen Mutter erzogen wird!

Phyllis.

Das XLIV Stück.

Den 1 November, 1726.

Beſſer.

Die klügſte Frau, das ſchönſte Weib.

Bisher habe ich mirs nicht eingebildet, daß es mitten in der Chriſtenheit noch Leute gäbe, die dem heidniſchen Aberglauben anhiengen, und mehr als einen Gott anbetheten. Nur neulich habe ich es wahrgenommen, daß Jocaſta, meine eigene Muhme, dieſes Laſters ſchuldig iſt; indem ſie eine heimliche Abgötterey treibt. Nimmermehr kann Rahel die geſtohlnen Götzen ihres Vaters ſo ſehr verehret haben, als dieſe Schöne ihren Abgott anbethet. In ihrem Zimmer hat ſie demſelben einen beſondern Altar geweihet, vor welchen ſie niemals ohne eine große Ehrerbiethung treten kann. Er ſieht wie ein kleines viereckigter Tiſch aus, und iſt mit einem ſchneeweißen und mit koſtbaren Spitzen umfaſſeten Tuche behangen. Man ſieht in demſelben hin und wieder allerhand Tauben, Schwäne, Roſen, brennende Herzen, kleine Liebesgötter mit geſpanneten Bogen, und andere dergleichen Dinge, mit einer vielfarbigten Seide geſticket. Ihre eigene Hand und Nadel hat darinnen ein Meiſterſtück abgeleget; und nachdem ſie ſolches zu Stande gebracht: ſo hat ſie ihrer Gottheit angelobet, keinem andern zu Gefallen dergleichen zu verfertigen. Auf dem Altare erblicket man etliche Käſtchen von einem ausländiſchen koſtbaren Holze, und viele andere von feinem Silber, darin-

nen sie einige von ihren Heiligthümern aufhebet. Ein Paar silberne Leuchter, und was dazu gehöret, und etliche dergleichen kleine Büchsen oder Gefäße sind das übrige Geräthe, so darauf befindlich ist. An die Wand lehnen sich ein Paar Bilder, deren eines den schönen Adonis, welchen Venus sonst geliebet; das andre aber eine Narcisse vorstellet, in welche der Geliebte der vormaligen Waldnymphe, Echo, aus Eigenliebe verwandelt worden. Ich sollte fast das Buch vergessen, welches zwischen diesen Gemälden den Platz einnimmt. In demselben ist die ganze Liturgie ihres Gottesdienstes in Noten gesetzet, und der Text von einer saubern Hand, theils in deutscher, theils in französischer, theils in italienischer Sprache, darunter geschrieben. Sie selbst pflegt, als Priesterinn ihrer Gottheit, diese heilige Gesänge, bey Rührung ihres Claviers, zu gewissen Zeiten abzusingen.

Jedermann wird begierig seyn, ihre Gottheit selbst zu kennen: allein ich weiß nicht, ob ich sie recht werde beschreiben können. So viel kann ich versichern, daß dieselbe nicht, nach Art der heidnischen Götzenbilder, von Menschenhänden gemacht ist. Nein, weder ein Maler, noch ein Bildhauer, noch sonst ein Künstler, hat dieselbe verfertiget. Sie ist weder aus Gold oder Silber gegossen, noch aus Marmor oder köstlichem Holze geschnitten. Kurz, sie ist ganz unkörperlich, und scheint zur Zahl der geistlichen Wesen zu gehören. Eben deswegen bildet sich Jocasta ihre Abgötterey desto erträglicher ein; weil sie so was vortreffliches verehret. Ihr Abgott erscheint ihr auch in sichtbarer Gestalt, so oft sie vor seinen Altar tritt. Soll ich sagen, wie er aussieht? Ich weiß es selbst nicht. Jocasta glaubt, er sähe ihr selber ähnlich: ihre Freunde aber sagen ihr, daß er, wie die Göttinn Venus, gebildet sey. Zum wenigsten ist dieses

wahr,

wahr, daß er sich in weiblicher Gestalt sehen läßt, und also mehr eine Göttinn, als ein Gott, zu nennen ist. Man sieht aber diese Erscheinung nicht etwa in freyer Luft: sondern es ist nicht anders, als wenn dieselbe sich hinter der Wand, daran der Altar steht, zeigete. Die Mauer scheint ganz durchsichtig zu seyn, ob sie gleich von Stein und Kalk ist! nur ihre Oberfläche ist mit einer großen venetianischen Glastafel bekleidet: welche mit einem viereckichten silbernen Rande umgeben ist. Sobald Jocasta von dem Altare wegtritt, verschwindet die Gottheit, und läßt sich nicht eher wieder sehen, als bis ihre getreue Anbetherinn sich von neuem hinzu nahet. Dieses thut dieselbe allezeit mit einer gewissen Art andächtiger Geberden, dadurch sie die Göttinn zu eben dergleichen Stellung beweget. Ist Jocasta freundlich; so lächelt auch die Göttinn: sieht sie betrübt aus; so läßt auch die Göttinn ein trauriges Angesicht blicken. Kurz, sie steht bey derselben so wohl, daß sie alle ersinnliche Minen von ihr erlangen kann, die sie sich als Gnadenbezeigungen zu sehen wünschet.

Ungeachtet Jocasta täglich etliche Stunden vor dem Altare ihrer Gottheit zubringet, und zum wenigsten Morgens und Abends ihre Andacht daselbst hat: so pflegt sie auch gewisse Festtage zu feyren, an welchen sie eine weit längere Zeit ihrem Gottesdienste widmet. Meistentheils kommen dieselben mit unsern christlichen Sonn- und Festtagen überein; und ob sie wohl die öffentlichen Versammlungen unserer Glaubensgenossen nicht leicht versäumet: so darf man doch sicher glauben; Jocasta habe schon, ehe sie in der Kirche erschienen, ihrer Gottheit ein Paar Frühstunden gewidmet. Diese muß sie abwarten, wenn sie gleich zur Winterszeit, zwey oder drey Stunden, ehe es Tag wird, aufstehen sollte:

ja sie vertiefet sich in ihrer Andacht bisweilen so sehr, daß sie die ordentlichen Predigten entweder ganz, oder doch zum Theile versäumet. Sie pflegt ihre Göttinn an diesen Tagen mit köstlichen Kleidern zu putzen, und sie mit Perlen und Edelgesteinen zu behängen: nicht anders, als wie man in der römischen Kirche die Marienbilder, an hohen Festen, zu schmücken gewohnt ist. In dieser prächtigen Gestalt erwecket dieselbe in ihrer Anbetherinn eine doppelte Ehrerbiethigkeit; welche sie durch ein oftmaliges Kniebeugen, durch allerley Wendungen des Leibes, verschiedene Minen des Gesichtes, und Bewegungen der Arme zu verstehen giebt. Bisweilen pflegt sie derselben gar ein Räuchwerk anzuzünden: denn ich habe sie einmal dürre Lorberblätter dazu brauchen gesehen; ohne Zweifel, weil dieser Baum, nach der Fabel, aus der verwandelten Daphne, einer abgesagten Feindinn der Wollust, entstanden seyn soll, deren Andenken sie auszurotten suchet.

Meine liebe Muhme mag mirs nicht übel nehmen, daß ich, durch diese Beschreibung ihres heidnischen Götzendienstes, ihre Geheimnisse ausschwatze. Ich kann nicht dafür: ihre Abgötterey kömmt mir so abscheulich vor, daß ich mein Misfallen darüber nicht bergen kann. So gar die Gesetze der Freundschaft legen mir die Pflicht auf, ihre Besserung aus allen Kräften zu befördern. Soll ich deutlich von der Sache reden: so macht sich Jocasta selbst zum Abgotte. Der Spiegel stellet ihr ihre schöne Gestalt, als etwas anbethenswürdiges, vor Augen: und sie wird, durch die unmäßige Bewunderung, Liebe und Verehrung ihrer selbst, zu einer wahrhaften Götzendienerinn. Sie kömmt durch ihre Selbstliebe den abgöttischen Heiden so nahe, als sie davon entfernet zu seyn denket; ja sie übertrifft dieselben an Thorheit: indem jene

nur

nur andere Menschen anbetheten, oder sich von anderen göttlich verehren ließen; da sie hingegen sich selber und ihre eigene Schönheit zu ihrem Abgotte macht.

Ihre thörichte Einbildung ist eigentlich aus der Schmeicheley der Unverständigen entstanden. In ihrer zarten Kindheit hat sie schon von ihren Wärterinnen, Aeltern, Verwandten und allen, die sie gesehen haben, sagen gehöret: Daß sie ein engelschönes Kind wäre. Diese unzähligen Zeugnisse, die man mit den freundlichsten Minen gegen sie abgeleget, haben sie endlich überredet, daß die Schönheit was Großes und Unschätzbares sey. Als sie mannbar wurde, fand sich die Hochachtung des männlichen Geschlechts allmählich ein. Thörichte Liebhaber wissen keine andere Eigenschaft eines Frauenzimmers hochzuschätzen, als die ihre Sinne belustiget. Diese Gattung von Leuten weiß selbst von Verstand und Tugend kaum die bloßen Namen zu nennen: also urtheilen sie auch von anderen nach ihrer Fähigkeit. Nicht ihre Seelen, sondern ihre Augen geben den Ausschlag, ob eine Person liebenswürdig sey. Solche Schmeichler haben meine Jocasta hundertmal einen Engel, und tausendmal eine Göttinn geheißen. Sie selbst findet an sich, außer der Schönheit, nichts schätzbares: daher hat sie sich, dieser natürlichen Gabe halber, etwas einzubilden angefangen. Nun ist sie in sich selbst vernarret. Alle Jungfern, die nicht so schön sind, als sie, sieht sie mit spröden Augen an: wenn sie gleich sonst hundert Eigenschaften besitzen, davon sie keine einzige hat. Sogar den Mannspersonen begegnet sie stolz, wenn es ihr nicht gelegen ist, sich zu erinnern, daß sie noch ein Mensch ist. Kurz, wer vor ihrem Bilde nicht tief genug niederfället, der hat sich von dieser eingebildeten Göttinn keinen gnädigen Blick zu versprechen.

Ich ſehe nur einen einzigen Vorwand, wodurch Jocaſta ihren Hochmuth rechtfertigen könnte. Meine Schönheit wird mich noch glücklich machen; ſo wird ſie vielleicht ſprechen: darum habe ich Urſache, etwas darauf zu halten. Das männliche Geſchlecht ſieht am allererſten darnach; und es kann kommen, daß ich, durch eine erwünſchte Heirath, auf den Gipfel der irdiſchen Glückſeligkeit erhoben werde. Dieſer Einwurf aber iſt leicht zu heben. Will ſie nur einen reichen, oder einen vornehmen Mann haben: ſo kann ſie vielleicht ihren Wunſch erlangen. Allein, verſtändige Männer laſſen ſich nicht durch die bloße Schönheit blenden. Ein ausnehmendes Exempel macht die Sache klar. Der berühmte Herr von Beſſer hatte ja wohl eine ſchöne Gemahlinn. Er, der ſie nicht nur am beſten gekannt, ſondern auch beſſer, als der geſchickteſte Maler, abzuſchildern gewußt, giebt folgende Beſchreibung von ihr:

„ Als ſie das dreyzehnte Jahr zurück gelegt, hatte ſich,
„ mit Erreichung der Mannbarkeit, auch ihre Geſtalt ſo
„ vollkommen aufgethan, daß man ſie durchgehends für eine
„ Schönheit pries; und unter anderen, wegen der ſaftigen
„ Lebhaftigkeit ihrer lachenden Jugend, ſie einer aufgeblühe-
„ ten friſchen Morgenroſe; die ſtralende Weiße ihres Ge-
„ ſichts aber, dem hellen Waſſer auf den Perlen verglich.
„ Wenn man nach dem Gebrauche der Alten, die ihrer Ver-
„ ſtorbenen Bildniſſe vor dem Sarge aufzuſtecken pflagen,
„ verfahren wollte, würde man hier vielleicht nichts Unange-
„ nehmes abzuſchildern haben. Allein (NB.) die Sittſam-
„ keit der Seligen, als die in einem ſo fremden Gute, wie
„ die Schönheit iſt, keinen Ruhm geſuchet, und daher
„ gleichſam mit dem Weltweiſen, Gorgias, nur die Sitten
„ und nicht die Geſtalt der Frauen bekannt wiſſen wollte,

läßt,

" läßt nicht zu, von ihrem Aeußerlichen ein mehrers anzu-
" führen, denn nur: Daß sie einen langen, schlanken, ge-
" raden, doch dabey vollfleischichten Leib, ein wohlgebildetes
" schloßweißes Antlitz, große himmelblaue Augen, ein dick-
" gekrolltes leichtbraunes Haar, und überall wohl abgetheilte
" Glieder, eine so klare und reine Haut gehabt; als wenn
" sie eine der Opferjungfrauen der alten Seren abgeben sol-
" len, an denen sich weder Maal noch Flecken finden
" mußte!"

Wie herrlich lautet ein solches Lob von einem Frauenzimmer? Allein, wie herrlich klingt es auch, wenn eben dieser betrübte Wittwer, nicht sowohl die Schönheit, als die Tugenden seiner Gemahlinn beklaget:

Wo sind ich in der Angst doch einen Aufenthalt?
Ich klage nicht an ihr die prächtige Gestalt;
Die Anmuth des Gesichts; des Mundes Morgenrosen;
Der Augen holden Ernst, gebiethend liebzukosen;
Ihr lang gekrolltes Haar, das meine Sinne band;
Die schwanenweiße Brust; die atlasweiche Hand;
Nicht die Geschicklichkeit der schlankpolierten Glieder;
NB. Verhängniß! gieb sie mir nur ungestalter wieder!
Ich klage bloß an ihr, was keine Misgunst sieht:
Ihr groß und edles Herz, ihr redliches Gemüth;
Den englischen Verstand, die Sorgfalt, mir in allen,
Vergnügt, in Lieb und Leid, beständig zu gefallen.
Exempel aller Treu! = = = = = =

Doch zum Ueberflusse wird ihr dieses noch weitläuftiger von der Eudoxia, einer orientalischen Kaiserinn, eingepräget werden. Als dieselbe in den elysischen Feldern des Königs Ahasverus ansichtig wurde; so redete sie denselben folgender maßen an:

Eudox.

Eudox. Ich habe dich lange zu sprechen gewünschet, Ahasver: darum ist es mir sehr lieb, daß ich dich einmal antreffe. Ich habe dich mein Lebenlang für einen wunderlichen Freyer gehalten; ja, ob ich gleich nach meinem Tode viel falsche Meynungen abgeleget: so haben sich doch in diesem Stücke meine Gedanken nicht geändert. Sage mir doch, wie wareſt du so sehr auf die Schönheit erpicht? Du ließeſt ja, aus deinen hundert und sieben und zwanzig Ländern, mit vieler Mühe und großen Kosten, alle schöne Jungfern zusammen bringen, um dir die allerschönste zur Gemahlinn zu erwählen.

Ahasv. Du bist in Wahrheit viel wunderlicher, als ich, indem du mir eine so einfältige Frage vorlegst. Was ist natürlicher, was ist auch gewöhnlicher, als daß Könige und Fürsten, meines gleichen, sich schöne Gemahlinnen suchen? Ich wäre ja thöricht geweſen, wenn ich mich dieses Vortheils selbst begeben hätte.

Eudox. Lieber Ahasver, das Natürlichste und Gewöhnlichste ist nicht allezeit das Vernünftigste. Ich gebe es dir zu, daß die meisten Männer rechte Bildernarren sind. Sie verlieben sich in schöne Gesichter; die Gemüther mögen beschaffen seyn, wie sie wollen. Ist das aber eine Klugheit?

Ahasv. Was? du willt mich und so viel andere brave Männer für unklug halten? du magst selbst wohl . . .

Eudox. Gemach, werther Ahasver. Gemach! Erzürne dich doch nicht so bald. Das ist die Schwachheit der Lebendigen, wenn sie in ihren Meynungen uneins sind. Wir Todten müssen klüger seyn. Laß uns die Sache ohne Affecten untersuchen.

Ahasv.

Ahasv. Du mußt aber deinen Widerpart nicht mit anzüglichen Reden angreifen. Ich bleibe dabey: wer eine ſchöne Frau haben kann, und ſie nicht lieber, als alle andere, nimmt, der iſt ein Thor.

Eudox. Ich ſehe wohl, du biſt auch in der Unterwelt noch nicht von der Sclaverey deiner Sinne befreyet worden; denn deine Affecten herrſchen noch über den Verſtand. Doch ich will dich etwas fragen, Ahasver: ſage mir, war Vaſthi, deine erſte Gemahlinn, nicht ſchön?

Ahasv. Iſt das wohl Fragens werth? Freylich war ſie recht engelſchön. Hätte ſie nur mittelmäßig ausgeſehen; nimmermehr wäre ſie meine Gemahlinn geworden!

Eudox. Du ſagſt die Wahrheit: Vaſthi war überaus wohl gebildet. Du ließeſt ja dieſelbe an deinem Jahrstage in die Verſammlung aller deiner Fürſten rufen; bloß in der Abſicht, ihre Schönheit von iedermann bewundern zu laſſen. Mich dünkt, du wußteſt dir ſehr viel mit dieſer Gemahlinn! Iſt es nicht ſo?

Ahasv. Haſt du irgend etwas dabey zu erinnern?

Eudox. Nein, ganz und gar nichts. Ich will nur ſo viel ſagen, daß du vermuthlich, bey einer ſo engliſchen Schönheit, der glückſeligſte Mann von der Welt wirſt geweſen ſeyn. Ohne Zweifel wirſt du einen überaus vergnügten Eheſtand mit ihr geführet haben?

Ahasv. Ach! Eudoxia.

Eudox. Warum ſeufzeſt du ſo, Ahasver? Iſt ſie dir etwa zu frühe geſtorben?

Ahasv. Ach nein! die Eigenſinnige! Ich mag nicht an ſie gedenken; denn es fällt mir ſogleich aller Verdruß ein, den ſie mir verurſachet hat.

Eudox.

Eudor. Was für Verdruß? Ich ſehe wohl, du willſt mit mir ſcherzen. Wie wäre es möglich, daß du mit deiner engliſchen Gemahlinn nicht ein recht himmliſches Leben ſollteſt geführet haben?

Ahasv. Was himmlich, was himmliſch? Ein recht hölliſches Leben! Von Geſtalt war Vaſthi ein Engel; aber von Gemüth ein rechter Teufel. Mein Lebenlang habe ich kein ſtolzeres, unbändigers und eigenſinnigers Weib geſehen. Du kannſt leicht daraus ſchlieſſen, wie unſere Ehe beſchaffen geweſen?

Eudor. Es iſt mir leid um dich, lieber Ahasver. Aber im Ernſte; haſt du dich denn gar nicht mit ihr vertragen können?

Ahasv. Ganz und gar nicht. Alles, was ich wollte, das wollte ſie nicht. Alles, was mir gefiel, das war ihr zuwider. Daher kam es endlich, daß ich, nach tauſendfachem Verdruſſe, ſie gänzlich verſtoßen mußte. Haſt du nicht meine Hiſtorie geleſen, und weißt du nicht, daß ſie ſich nicht einſtellen wollen, als ich ſie zu mir rufen ließ? Ach welch ein Schimpf war mir das!

Eudor. Ich habe es freylich geleſen. Aber ſiehſt du wohl, Ahasver, du widerlegſt dich itzo ſelbſt. Deine eigene Erfahrung überführet dich, daß die ſchönſten Weiber nicht eben allemal die liebenswürdigſten ſind. Wäre deine Ehe nicht weit vergnügter geweſen, wenn Vaſthi weniger Schönheit, und mehr Vernunft; weniger Reizungen, und mehr Tugenden; weniger Anmuth der Geſtalt, und mehr Liebe gegen dich gehabt hätte? Alsdann würde ſie ſich eine Freude daraus gemacht haben, dir eine Gefälligkeit zu erweiſen, die zugleich ihr ſelbſt zur Ehre gereichete. Dein Eheſtand wäre vergnügt geweſen, und du hätteſt bis ins

Alter

Alter ein glückliches Leben geführet. Du ſchweigeſt? Sage doch, was dünkt dich davon, Ahasver?

Ahasv. Ich muß dir faſt recht geben. Es iſt wahr, die Schönheit allein macht keine gute Ehegattinn: aber man muß doch darauf am meiſten ſehen. Was haſt du an meiner andern Gemahlinn auszuſetzen? Hatte ich an der ſchönen Eſther nicht zugleich ein vernünftiges und tugendhaftes Frauenzimmer gefunden?

Eudor. Prale nicht ſo ſehr damit. Es war ein bloßes Glück, daß dir dieſe Vermählung ſo wohl gelungen; und ſie hätte leicht noch ärger, als vorhin, gerathen können: ſo unbedachtſam verhielteſt du dich bey der Wahl! Nimm mirs doch nicht übel, Ahasver, ich kann mich des Lachens unmöglich enthalten, wenn ich mir deinen, aus hundert und ſieben und zwanzig Ländern zuſammen getriebenen Koppel von Schönheiten vorſtelle. Dein ganzer Hof wimmelte nur von unzähligem Frauenzimmer; darunter die geringſte nichts weniger, als eine Königinn, im Kopfe hatte. Eine iede Närrinn putzet und ſchmücket ſich etliche Monate; und als ſie alle fertig ſind: ſo läßt du dir, wie ein Pferdehändler, eine nach der andern zuführen. Du weiſt ſelber kaum zu ſagen, welche ſchöner iſt, als die andre; und ſonſt frageſt du nach nichts. Endlich könnts ganz von ohngefehr, daß eine fromme Jüdinn den Platz behält.

Ahasv. Du biſt eine Schwätzerinn: genug, daß ich eine gute Gemahlinn bekommen habe; da ich doch nur auf die bloße Schönheit ſah.

Eudor. Ich habe es dir ſchon geſagt, daß dieſes nur ein blindes Glück geweſen ſey. Du haſt es deiner Klugheit gar nicht zuzuſchreiben.

Ahasv. Ey, ich wußte wohl, daß in einem schönen Leibe auch eine schöne Seele wohnet: darum griff ich nach der Esther; denn sie war die schönste.

Eudox. Die herrliche Regel! darum war Vasthi so schön an ihrer Seelen? Ists nicht so? Die Schönheit des Leibes kömmt von der Natur; die Schönheit der Seelen aber von der Auferziehung. Die eine kann also gar wohl ohne die andere seyn.

Ahasv. Ach du meisterst gar zu viel! wie hätte ich es denn anders machen sollen? Du must gewiß in deinem Leben nicht schön gewesen seyn, sonst würdest du nicht so sehr wider die Hochachtung der Schönheit streiten.

Eudox. Ob ich schön gewesen sey, oder nicht, das will ich dir, nebst meinem Lebenslaufe, ein andermal erzählen. Geh indessen hin, und suche deine engelschöne Vasthi unter den Todten; und sieh, ob sie ihren Stolz abgeleget habe, der sich bloß auf ein Stückchen glatte Haut, und auf andere Kleinigkeiten eines verweslichen Madensackes, gegründet hat.

Iris.

****

Das XLV Stück.

Den 8 November, 1726.

Eckart.

Wer wider Willen hilft, wird schlechten Dank erwerben.

Mein Vorhaben wegen der Jungfernlotterie ist mir gestöret worden; und zwar durch eben diejenigen, denen zum Besten ich sie ausgesonnen hatte. Ich habe die Zeit her unzählige Briefe von lauter alten Jungfern bekommen; welche ganz einhällig um die Einstellung eines so seltsamen Anschlages Ansuchung thun. Die eine, mit Namen Furiosa, giebt mir einen so derben Verweis, als wenn sie meine Stiefmutter wäre. Sie schmählet auf meine beyde Blätter, darinnen ich, vor einiger Zeit, meine Gedanken von erwähnter Lotterie kund gethan, auf das allerheftigste; und setzt endlich eine Drohung hinzu: Daß sie mit anderen ihres Gelichters sich vereinigen, und auf eine empfindliche Rache wider mich sinnen werde.

Die andre nennet sich Blanda, und hat ihren Brief in einer recht kläglichen Schreibart abgefasset. Sie beschweret sich auf eine höfliche Art über mich, daß ich den Spöttern der alten Jungfern, durch meinen wunderlichen Vorschlag, nur mehr Gelegenheit gegeben, sich an ihnen zu belustigen. Jede Mannsperson, schreibt sie, mache sich ietzo ein besonderes Vergnügen, das betagte Frauenzimmer, so sie kennet, zu fragen: In welcher Classe unserer Lotterie sie zu haben seyn wer-

de? Imgleichen, ob sie denn mit ihrem gewonnenen Liebsten bald Hochzeit machen würde? Diesem Uebel könne nun nicht anders abgeholfen werden, als durch Widerrufung unsers Vorhabens; welche sie derowegen ehestens zu thun bittet.

Die dritte hat sich Jucunda genennet, und giebt uns auf eine lebhafte Weise zu bedenken: Ob sie bey ihrer angenehmen Gestalt und großen Mitteln, nicht ohne eine Lotterie einen Mann bekommen werde? Sie versichert, daß ihre Jahre ihr gar nicht vor die Stirn geschrieben stünden; und wenn die Leute ihres Ortes nicht ein so gutes Gedächtniß hätten, daß sie sich ihrer schon vor fünf und zwanzig Jahren, als eines hübschen Mädchens, erinnern könnten: so würde wohl mancher einen Eid ablegen, daß sie nicht älter als achtzehn bis zwanzig Jahre, seyn müsse.

Die vierte heisset Pecuniosa. Diese lachet mich aus, daß ich in den Gedanken stehe: Die Männer sähen im Freyen nach der Jugend. Sie meynet es aus einer zwanzigjährigen Erfahrung zu haben; daß man sich, ungeachtet ihres Alters, und ihrer schlechten Gestalt (indem sie gar einen Buckel hätte) dennoch weit mehr um sie, als um die schönsten und jüngsten Mädchen beworben hätte. Sie habe also das Vergnügen gehabt, mehr als funfzig Freywerber, mit so viel künstlich geflochtenen Complimenten für ihre Principalen, abzufertigen. Kurz, wenn sie bisher nicht geheirathet hätte, oder ins künftige nicht heirathen würde: so müsse man daraus nicht schließen, daß sie keinen Mann haben könne; sondern daß sie keinen haben wolle.

Die fünfte, so sich Suspiciosa unterschrieben, beschuldiget mich des Eigennutzes bey meiner Lotterie. Sie steht in den Gedanken, die Einlage der Mannspersonen werde aus baarem Gelde bestehen, und davon würde ich mir etwa einen silberstückenen

verſtückenen mit lauter Hermelin gefütterten Ueberhang verdienen wollen, um gegen den Winter in Kirchen und auf dem Weihnachtsmarkte damit zu ſtolziren.

Die ſechste, mit Namen Superba, bezeuget einige Luſt, in meinen jungfräulichen Antiquitätenorden zu treten; doch mit dem ausdrücklichen Bedinge: wenn ſie zur Aebtißinn, oder Priorinn, oder Ordensmeiſterinn gemacht würde. Wofern man aber ſonſt iemanden dieſe Ehre zugedacht hätte, oder ich mich wohl gar ſelbſt dazu aufwerfen ſollte: ſo will ſie nichts damit zu thun haben; und drohet, uns in allen ihren Geſellſchaften lächerlich zu machen.

Die ſiebente nennet ſich Guſtava, und verſichert uns, daß unſere Lotterie zum wenigſten bey ihr zu ſpät komme. Sie habe nämlich vor weniger Zeit mit ihrem, von etlichen Jahren her geliebten, Fidelio Verlöbniß gehabt; und theilet uns zugleich eine wohlgerathene Poeſie mit, welche einer von ihren Verwandten, auf die von ihr glücklich überſtandenen Läſterungen ihrer Feinde, verfertiget hat.

Durch dieſe und andere dergleichen Vorſtellungen mehr, die ich der Kürze wegen übergehe, bin ich endlich bewogen worden, meinen Schluß zu ändern, und die in Vorſchlag gebrachte Lotterie zu unterlaſſen. Ich ſehe wohl, daß es unter den alten Jungfern meines gleichen wunderliche Köpfe giebt: und wer weiß, was ich mir für Ungelegenheit verurſachen würde, wenn ich meine Lotterie vollends zu Stande brächte? Wie manche würde nach geſchehenem Zuge ihr Wort zurücke ziehen: wenn nämlich der neue Liebſte ihr nicht anſtünde? u. d. gl. m. Es iſt alſo am beſten, ich begebe mich alles dieſes Verdruſſes. Doch weil ſo vielen von meinen Mitſchweſtern daran gelegen iſt, daß ich meinen bisherigen Vorſchlag widerrufe: wohl, ſo will ich mir einige Bedingun-

gen vorbehalten; die ſie mir zur Erkenntlichkeit, für mein willfähriges Gemüthe, leicht zugeſtehen werden. Ich widerrufe alſo alles, was ich bisher vorgehabt; doch mit dem Vorbehalte:

I. Daß die alten Jungfern inskünftige gegen die jungen nicht mehr ſo ſpöttiſch thun ſollen; in Betrachtung, daß ſie auch jung geweſen, und jene vielleicht eben ſowohl, als ſie, veralten können.

II. Daß dreyßig- bis vierzigjährige Perſonen nicht mehr ſo viel Eitelkeiten an ſich ſollen blicken laſſen; dergleichen nur funfzehn- bis zwanzigjährigen Jungfern zu gute gehalten wird.

III. Daß eine betagte Jungfer ihren Ruhm nicht mehr in der Schönheit, wie einige Thörichte noch thun; ſondern in der Klugheit und Tugend ſuchen ſolle, welche ihr weit beſſer anſteht.

IV. Daß ſie nicht ſchmählen ſollen, wenn etwa ein junges Frauenzimmer Hochzeit hat: weil ſie dadurch nur ihren Neid, imgleichen ihre große Begierde zum Heirathen, an den Tag legen.

V. Daß ſie mit Mannsperſonen behutſam umgehen ſollen: damit es nicht den Schein habe, als ob ſie außer der Ehe eben das Vergnügen ſuchten, welches nur verehlichten Perſonen vergönnet iſt.

VI. Daß ſie nicht von ihren gehabten Freyern pralen, oder die vertheilten Körbe herrechnen ſollen, bey Strafe, daß es ihnen niemand glauben, und vielmehr ein ieder das Gegentheil denken ſoll.

VII. Daß ſie ſich gegen alles Frauenzimmer freundlich und gefällig; gegen Mannsperſonen aber höflich und angenehm bezeigen ſollen: damit man nicht an ihrer

verdrießlichen

verdrießlichen und spröden Aufführung merken möge, daß ihnen ihre Jungferschaft zur Last geworden sey.

Nehmen sie diese Bedingungen in Acht, so versichern wir sie, daß auch die Mannspersonen inskünftige ihre Spöttereyen unterlassen werden. Man wird eine bejahrte Jungfer um so viel höher schätzen, und ihr, Alters halber, diejenige Ehrerbiethung erzeigen, die man anderen, wegen einer flüchtigen Blüthe ihrer Jugend, erweiset. Ein reifer Apfel ist ja sonder Zweifel weit vortrefflicher, als die Blüthe, daraus er entstanden; ungeachtet diese von tausend Hummeln, Wespen, Fliegen und anderem Ungeziefer fleißig besuchet, geküsset, und mit einem summenden Gesange, gleichsam als mit so vielen Abendmusiken, angebethet worden. Ein vernünftiger Mensch läßt sich dieselbe zwar gefallen, belustiget auch seine Augen daran; wartet aber der Zeit, da die Frucht zu ihrer Vollkommenheit gediehen und eine erquickende Süßigkeit erlanget hat. Alsdann greift er mit beyden Händen darnach; und ist vergnügt, wenn sein Arm sie, auf dem damit stolzirenden Aste, erreichen kann.

Den jungfräulichen Antiquitätenorden anlangend: so will ich mich des darauf habenden Rechtes, als Erfinderinn desselben, auch begeben. Superba, welche durchaus die Ordensmeisterinn davon seyn will, darf sich von mir keinen eigensinnigen Widerspruch vermuthen. Sie mag aber auch so gut seyn, und sich selbst, nach ihrem eigenen Gutdünken, die Ordensregeln entwerfen, und zusehen, wie sie ihr Vorhaben ins Werk richte. Ich wünsche ihr, zum Voraus, zu ihrer neuen Würde alles Glück, und werde mich erfreuen, wenn sie ihre Ritterinnen durch ihre Weisheit wohl regieren, und sie alle durchgehends vergnügen wird. Mein Blatt ist noch nicht voll, und ich kann also meinen Lesern noch einige Schrei-

Schreiben vorlegen, welche vor etlichen Wochen bey uns eingelaufen ſind. Das erſte lautet ſo:

(Tit.)

Wundert euch nicht, vernünftige Tadlerinnen, daß ich euch, mit Vorwiſſen meiner Geſpielinnen, ein Vorhaben offenbare, welches uns euren geneigten Beyfall zuwege bringen muß. Und eben dieſes hat uns, nach fleißigem Durchblättern eurer Schriften, vermittelſt einer ſonderlichen Regung aufgemuntert, unſer Thun und Laſſen euren ſo vernünftigen als tugendhaften Unternehmungen einigermaßen gleichzuſtellen. Zu ſolchem Ende haben wir, nämlich Arguta, Ingenioſa und Margalis, welches letztere mein eigener Name iſt, uns vereiniget, nach eurem Muſter eine dreyblätterigte Geſellſchaft aufzurichten; und drey Tage einer ieden Woche zu unſeren Verſammlungen zu beſtimmen. Unſre ganze Abſicht dabey iſt dieſe, mit zuſammengeſetzten Kräften dergleichen Blätter zu verfertigen, welche ſich unterſtehen dürften, zuweilen in euren Schriften eine Stelle zu begehren.

Wir ſind noch nicht vermögend, wöchentlich ein eigenes Blatt von unſrer Arbeit zum Stande zu bringen und ſelbiges herauszugeben: wozu wir uns doch vielleicht entſchlieſſen würden, wenn uns nicht diejenigen Leute ſo bedenklich vorkämen, die in engen Beinkleidern unter dem Namen der N. herumwandern. Folglich ergeht unſere dreyfache Bitte an euch, ihr wollet, zur Aufnahme unſers Geſchlechts, wenigſtens monatlich, ein aus den Umſtänden unſers Ortes hergefloſſenes Blatt euren Schriften mit einverleiben. Von der Arguta werdet ihr Wahrheiten leſen, ſo die Beſchaffenheit des menſchlichen Geſchlechts betreffen. Von der Ingenioſa werdet ihr einige Neuigkeiten erhalten, die auf die Verbeſſerung der deutſchen Sprache und Dichtkunſt abzielen: z. E. Ob es recht ſey, das Wort ewig, wenn es ein Beywort, oder zufälliges Nennwort bedeutet, mit einem G; wenn es aber ein Nebenwort anzeiget, mit einem Ch am Ende zu ſchreiben? Von mir ſollet ihr endlich einige hiſtoriſche Begebenheiten, dergleichen die beyliegende iſt, zu gewarten haben. Findet unſer Anſuchen

ſtatt,

ſtatt, ſo werden wir uns für ſolche eure Zuneigung allezeit nennen

Eure

Glückſtadt, den 15 Oct. 1726.

willige Dienerinnen,

Margalis,

im Namen der übrigen Mitſchweſtern.

Es kann uns nicht unangenehm ſeyn, daß unſer Exempel ſo gute Wirkungen nach ſich zieht, und mehrere Perſonen unſers Geſchlechts aufmuntert, ſich in vernünftigen Betrachtungen der Dinge, und geſchickter Führung der Feder, zu üben. Wir laſſen uns alſo ihren Vorſchlag gefallen, und das überſchickte Probeſtück ſoll unſern Leſern eheſtens mitgetheilet werden. Wir hoffen auch, daß ihre Arbeit in kurzer Zeit ſo wohl gerathen wird, daß ſie nächſtens eine eigene Schrift werden zu Stande bringen können. Unſere Blätter ſollen ohnedem mit dem Schluſſe dieſes 1726ſten Jahres ein Ende nehmen: und alſo würde es uns lieb ſeyn, wenn ſich iemand finden wollte, der unſre Stelle bekleiden, und unſerm Geſchlechte dasjenige mittheilen möchte, was er demſelben zum Beſten dienlich zu ſeyn, erachten könnte. Am liebſten würden wir unſere bisherige Bemühungen in die Hände etlicher Frauenzimmer überliefern, welche alſo fortfahren könnten, die Ehre ihres Geſchlechts zu behaupten. Margalis mit ihren Geſpielinnen ſcheinen eine gute Fähigkeit dazu zu haben; und wir wünſchen, daß es ihnen an Herzhaftigkeit nicht fehlen möge, die dabey vorfallenden Hinderniſſe zu überwinden. Das andre und dritte lauten ſo:

Wertheſte Phyllis!

Die ſo beſcheidene, als vernünftige Beantwortung, womit ſie diejenigen, ſo ihnen ihre Meynung wohlmeynend entdecken, iederzeit beehret haben, läſſet mich ſicher hoffen, daß ſie gleiche Gütigkeit gegen dieſe meine Zuſchrift hegen werden. Sie haben in dem XVII Stücke ihrer angenehmen wöchentlichen Blätter, und beſonders in der Antwort, auf des Herrn von Cypreſſenwalds Schreiben, allwo ſie der Poeſie das Wort zu reden beſchäfftiget ſind, zu ſagen beliebet: Daß, wann ein Maler die Perſpectiv verſtehe, er alles wiſſe, was ihm aus der Gelehrſamkeit nöthig ſey. Allein da mir nichts unbewußt iſt, daß von einem Maler, ich verſtehe aber einen rechten, ein viel mehrers erfordert werde: ſo muß er, meines Erachtens, die Zergliederkunſt, ſo wohl der Menſchen als der Thiere verſtehen, ohne welche er unmöglich eine rechte Geſtalt von beyden wird zeichnen können. Er muß ferner die Meßkunſt, wie auch die Perſpectiv, nach dero eigenem Geſtändniſſe, wiſſen, bey welcher letztern die Optik unentbehrlich iſt. Er muß ſowohl die Kriegsbaukunſt, wie auch die Schiffbaukunſt verſtehen. Er muß weiter in den alten Hiſtorien erfahren ſeyn, ſo daß er in Abſchilderung der Sitten, Kleidungen und Gebräuche der alten Völker, ſowohl bey ihrem Gottesdienſte, ihren Traurungen, Gaſtereyen, Bündniſſen, Kriegen, Triumphen, Schauſpielen, Begräbniſſen, und dergleichen, keinen Fehler wider die Alterthümer begehen möge. Ja er muß auch der heidniſchen Fabeln, wie nicht weniger der Hieroglyphik kundig ſeyn, und alſo wiſſen, wie die Alten, auf eine ſinnreiche Art, durch gewiſſe gemalte Bilder, andere denkwürdige Sachen zu verſtehen gegeben. Endlich muß er auch die Phyſiognomie verſtehen, um dadurch die Affecten in denen Geſichtern der Menſchen auszudrücken; als welches ein ſehr nöthiges Stück in der Hiſtorienmalerey iſt. Anderer vieler Wiſſenſchaften, welche damit verbunden ſind, ietzo zu geſchweigen. Mithin iſt unleugbar, daß ein rechter Maler, eben ſowohl als ein Poet, faſt in allen Wiſſenſchaften ſich muß geübet haben: weswegen ſie auch allezeit bey allen ſittigen Völkern, inſonderheit

bey

bey den alten Griechen und Römern, in groſſer Hochachtung geweſen, und den Poeten an die Seite geſetzt, folglich gleichſam als ihre Brüder geachtet worden. Sie werden alſo, wertheſte Phyllis, gütigſt erlauben, daß ich dero damaligen Satz ſo lang in Zweifel ziehe, bis ich von ihnen eines andern belehret und überführet worden, der ich im übrigen mit aller geziemenden Ehrerbiethung verharre,

Dero

Kunſtliebshauſen, den 24 Oct. 1726.

begieriger Leſer und Verehrer
Kunſtlieb.

Fleißige und höfliche Tadlerinnen!

Sie haben neulich ihren Leſern das Vergnügen gemacht, ihnen von einer berühmten Poetinn umſtändliche Nachricht zu geben. Dieſes veranlaſſet mich, ietzo ihnen beykommende ſchriftliche Proben von der poetiſchen Geſchicklichkeit einer jungen niederſächſiſchen Dichterinn zuzuſenden. Es ſind einige hiſtoriſche Umſtände beygefüget, die der Sache kein unangenehmes Licht geben, und es iſt mir noch inſonderheit berichtet, daß ſeine groſsbrittanniſche Majeſtät dieſe Poetinn mit hundert neuen Harzthalern habe beſchenken laſſen. Verſäumen ſie nicht, ihren Leſerinnen auch dieſes zu erzählen, und ihnen kund zu thun, wie gnädig, einer der weiſeſten und mächtigſten Monarchen der Welt, ſich mit einer armen Dichterinn unterredet habe. Ueberhaupt fehlet es in unſern Gegenden an geſchickten Poetinnen nicht, die vielleicht bekannter ſeyn würden, wenn ihre gar zu groſse Blödigkeit ſolches nicht verhindern möchte. Was die beyden berühmten Gräfinnen von Königsmark und von Löwenhaupt in der Dichtkunſt vermocht, davon findet man einige Beweisthümer in der Poeſie der Niederſachſen. Eine gewiſſe Predigerwittwe, aus der Grafſchaft Oldenburg, deren verſtorbener Mann Eccard geheiſſen, hat ſich ebenfalls in dieſem Jahrhunderte mit erleſenen Gedichten hervorgethan. Ich beſitze verſchiedene davon, doch gefällt mir dasjenige

am beſten, welches ſie auf den Geburtstag ihres Mannes, der gleich nach ſeinem Tode eingefallen, verfertiget hat. Zwar iſt es nur der wenigſte Theil ihrer Schriften, der mir zu Händen gekommen, doch will ich ſolche gern copeylich überſchicken, dafern ſie verlangt werden ſollten. Die gar zu gütige Aufnahme, deren ſie neulich mein papiernes Geſchenk gewürdiget, läßt mich hoffen, ſie werden auch die Ueberſendung des Gegenwärtigen, als ein Merkmaal meiner dienſtgefliſſenen Ergebenheit anſehen: ſo lange bis ich zum weſentlichen Beytrage ihrer Arbeit was Nutzbares einſchicken kann. Ich bin übrigens unverrückt

Ihr

Hamburg, den 17 Jul. 1726.

ergebenſter Diener
W.

****

Das XLVI Stück.

Den 15 November, 1726.

Philander.

Der Pedantenschwarm, der alles überzieht.

Ich erinnere mich, daß ich vor einiger Zeit versprochen, zu zeigen, daß nicht nur das männliche, sondern auch das weibliche Geschlecht oftmals in den Fehler der Pedanterey fallen könne. Zwar entsinne ich mich, anderwärts etwas davon gelesen zu haben: allein, weil ich diese Schrift nicht bey der Hand habe; so weiß ich so eigentlich nicht, was man darüber für Gedanken gehabt. Um so viel freyer werde ich meine Betrachtungen darüber anstellen; und destoweniger wird man mich beschuldigen können, daß ich mir eine fremde Arbeit zu Nutze gemacht.

Die allermeisten, die das Wort Pedant und Pedanterey fast alle Augenblicke im Munde führen, haben selbst keinen deutlichen Begriff davon. Man kann solches daraus abnehmen, daß sie oft wahrhafte Gelehrten, imgleichen die Gelehrsamkeit überhaupt, mit diesem verhaßten Namen schwarz zu machen suchen. Die Unwissenheit hätte kein bequemeres Schimpfwort ersinnen können, die Verständigen neben sich verächtlich zu machen. Ein galanter Idiot, der kaum schreiben und lesen gelernet hat, hält alle diejenigen für würdig, so genennet zu werden, die mehr verstehen, als er.

Sollte

Sollte man ihn selber fragen, was er durch einen Pedanten und durch die Pedanterey verstünde: so würde man ihn entweder stumm machen; oder zum höchsten, anstatt dieser ausländischen Wörter, ein Paar einheimsche, nämlich Schulfuchs und Schulfüchserey, zur Antwort bekommen.

Ich will hier nicht erwähnen, daß die Gelehrten selbst noch nicht recht mit einander eins geworden, was ein Pedant eigentlich sey. Die Beschreibungen, die sie davon gemacht haben, widersprechen sich zwar nicht ganz und gar: aber sie sind doch so sehr unterschieden, daß sie sich schwerlich vereinigen lassen. Vielleicht kömmt dieses daher, weil es mancherley Arten der Pedanterey giebt. Weil nun ein ieder seine Erklärung nach dem Muster, das er etwa vor Augen gehabt, eingerichtet hat: so haben nothwendig mancherley Beschreibungen entstehen müssen. Man überläßt es scharfsinnigen Philosophen, das Aehnliche aus allen bereits vorhandenen Erklärungen herauszusuchen, und also eine vollkommene Beschreibung der Pedanterey überhaupt abzufassen. Mir ist es schon genug, wenn ich etliche der vornehmsten Eigenschaften eines Pedanten anmerken, und an unserm Geschlechte eben dergleichen zeigen kann.

Ein Pedant bringet die Zeit seines Lebens mit Kleinigkeiten zu; er beschäfftiget sich mit unnützen und nichtswürdigen Dingen: doch wenn er davon zu reden kömmt; so redet er in einem so groß sprecherischen Tone, als ob es Dinge wären, daran des römischen Reiches, ja der ganzen Welt Wohlfahrt hienge. Ein verdruckter Buchstab, der zum Unglücke einen grammatikalischen Fehler ausmacht, ist eine zulängliche Ursache zu einem Federkriege. Um etlicher schlechten Anmerkungen halber, die in irgend einem Lande bey den

Auflagen

Auflagen alter Scribenten gemacht worden, wirft er der ganzen Nation eine grobe Unwissenheit vor: und wenn er mit den entsetzlichsten Schmähworten um sich wirft; so sagt er, die Vertheidigung der freyen Künste erfordere eine so heftige Art des Ausdruckes.

Eben so macht es Jungfer Baggatelle. Alles, was sie thut, redet und denket, das sind lauter Kleinigkeiten. Mit Kleinigkeiten steht sie auf; mit Kleinigkeiten bringt sie den Tag zu; mit Kleinigkeiten geht sie auch wieder zu Bette. Eine Falte mehr oder weniger in ihrer Haube; Stecknadeln, die eines Haares breit länger oder kürzer sind; Absätze, etwa um einen Messerrücken höher oder niedriger: das sind die wichtigsten Ursachen, mit ihrer Mätherinn, jungen Magd, und dem Schuster, zu zanken und zu keifen. Sie beschwert sich, daß man in ganz Leipzig kein rechtschaffenes Stücke Arbeit haben könne. Sie findet ein wenig Staub in ihrem Zimmer, oder ein Fäschen auf ihrer Kleidung: sogleich beklagt sie sich, daß sie in einer säuischen Unflätigkeit leben müsse, und hält ihrem Gesinde solche Strafpredigten darüber, daß die Nachbaren das Geschrey davon hören. Kurz, Jungfer Baggatelle ist eine Pedantinn.

Ein Pedant hat einen unsäglichen Stolz. Er prale mit seinen eigenen Sachen. Er redet immer von sich selbst, von seinen Schriften, von seiner Lehrart. Er macht ganze Register von neuen Wahrheiten, die er erfunden, und rühmt sich, daß die gelehrte Welt es schon mit der Zeit erkennen werde, was er ihr für ein Licht angezündet habe. Wer ihn ins Gesichte lobet, den hört er mit Lust, und fraget ihn, was er von seinen anderen Sachen halte? um noch mehr Lobsprüche von ihm herauszulocken. Er hängt sein Bild in alle

seine

ſeine Zimmer, ja er klebt es in alle ſeine Bücher: und wenn er ſich in Kupfer ſtechen läßt, ſo krönt er ſich mit Lorbern, und ſetzt die Zahl ſeiner Jahre hinzu. Wer ihm irgend nicht ſeinen völligen mit vielen Koſten erlangten Titel giebt; der hat ihn zum ewigen Feinde. Ja er tritt wohl ſelbſt vor einen Spiegel, und, nach einer langwierigen Betrachtung ſeiner Perſon und großen Verdienſte, bricht er voller Entzückung aus: Orbilius, Orbilius! du biſt doch ein großer Mann!

Eben ſo ſtellt ſich Vanette an. Sie erzählt tauſend Hiſtorien von ſich ſelbſt und von der Hochachtung, die man ihr bey vielen Gelegenheiten erwieſen hat. Sie rechnet ihre Freyer auf den Fingern her. Sie überſchüttet euch mit einer Menge von ſpitzfindigen Antworten, die ſie hier und da gegeben; und vergißt nicht zu ſagen, wie man ſie bald eine ſcharfſinnige, bald eine geiſtreiche, bald eine übermenſchliche Schöne geheißen habe. Die allerabgeſchmackteſten Schmeicheleyen ihrer Bekannten erwiedert ſie mit einer gefälligen Mine, und fragt fleißig: Welche Gattung von Kleidung ihr geſchickter anſtehe, oder welche Farbe ihr beſſer laſſe? Denn ſie weiß, daß man ihr gewiß ſagen werde: Sie möchte ſich ankleiden, wie ſie wollte, ſo ſtünde ihr alles unvergleichlich. So gar ihre Magd muß hierinnen den Fuchsſchwanz ſtreichen:

Denn will ſie bey der Frau in hohen Gnaden ſtehn,
So ſpricht ſie dann und wann: Madame, das läßt ſchön!

Philander.

Wer ihren Ehrentitel nicht bey iedem Worte wiederholet, oder ihn gar nicht recht ausſpricht, der hat ſie zu einer Todtfeindinn.

feindinn. Ihre Gnaden, Frau Räthinn, Frau Doctorinn, Frau Hauptmanninn, Frau Magisterinn, u. s. w. das sind Beynamen, darinnen sie ihre größte Ehre suchet, und wenn sie sonst keinen fordern könnte: so wird sie doch Madame und Mademoiselle heißen wollen; in Meynung, daß diese Wörter vornehmer klängen, als wenn sie deutsch eine Frau oder eine Jungfer hieße. In Gesellschaften hat sie es gern, daß man von ihrer Schönheit und von ihren Kleidungen redet. Sie giebt selbst Gelegenheit dazu, wenn niemand von sich selbst darauf verfallen will. Sie hat sich, z. E. einen goldstückenen Unterrock machen lassen: um nun denselben bey dem ersten Besuche, den sie machet, ihren Bekannten zu zeigen, schlägt sie ein Knie über das andere, und hebt die Oberkleider so sehr auf, daß ein Zipfel von dem glänzenden Rocke zu sehen kömmt. Eine ihrer gegenwärtigen Freundinnen merket ihre Eitelkeit, und thut ihr, nach einem langen Stillschweigen des übrigen Frauenzimmers, den Gefallen, zu fragen: Was sie sich denn für einen schönen Rock habe machen lassen? Wer ergreift diese Gelegenheit begieriger, als Vanette? Augenblicklich schlägt sie die obersten Röcke bis oben in die Höhe, um den untersten ganz und gar sehen zu lassen, und sagt dabey, mit einer verstellten Sprödigkeit: Ach das läppichte Röckchen! es verlohnt sich der Mühe! Ist Vanette nicht eine Pedantinn?

Ein Pedant macht einen wunderlichen Aufzug. Seine Geberden sind überall sonderlich; seine Kleidung ist seltsam, und sein Gang ganz ungewöhnlich. Er zieht mit so gravitätischen Schritten einher, daß man ihn für einen Spanier halten sollte. Wenn er redet, so räuspert er sich erstlich, schiebt die Perrücke zurecht, drehet den Hut um, oder greift

doch

doch an die Mütze. Er faltet die Stirn, zieht die Augenbraunen bald auf- bald abwärts, und dehnet die Lippen rechts und links, nachdem es seine Grille mit sich bringet. Den Finger legt er an die Nase, um gleichsam den Sitz seiner Weisheit zu zeigen. Ja er wird euch wohl gar, in Gedanken, die Knöpfe vom Kleide abdrehen; um euch einen von seinen Einfällen desto nachdrücklicher zu erzehlen.

Singuliere macht es eben so. Alles, was sie thut oder redet, ist gekünstelt und sonderbar; alle ihre Minen und Bewegungen sind ausstudieret. Eine Schnecke geht nicht so langsam, als sie auf der Straße einher zieht. Einige glauben, sie thue solches, um sich mit ihrer Schönheit von den Vorübergehenden desto länger bewundern zu lassen. Andre sagen, sie habe sich vorgenommen, die ganze Stadt, nach der Länge ihrer Schuhe auszumessen; weswegen sie allezeit den Hintertheil des einen Fußes an die Spitze des andern setzet: und noch andere schreiben es ihrem trägen und langsamen Naturelle zu. Wenn man ihr bey Tische, oder sonst, etwas reichet; so kann sie sich schwerlich entschließen, mit welcher Hand, oder mit welche Fingern sie es annehmen und fassen soll. Jedes Wort, das sie ausspricht, wird von einer sonderbaren Mine begleitet. Sie verdreht die Augen, schlenkert den Kopf auf den Achseln, predigt mit den Händen,

Und macht bey iedem Wort wohl zehnerley Grimassen.

Philander.

Kurz zu sagen, da sie durch ihr gezwungenes Wesen überall schön thun will, so macht sie sich zu einer offenbaren Pedantinn.

Ein

Ein Pedant ist ein groſser Bewundrer des Alterthums; ohne sich darum zu bekümmern, ob die Meynungen und Aussprüche desselben vernunftmäſsig oder thöricht gewesen. Homerus ist der älteste aller griechischen Poeten, die wir ganz haben: daher verfällt alle seine Hochachtung auf denselben. Er glaubt, Homerus habe alles gewuſst, was man nur wissen kann; und was noch mehr ist, er habe auch alles in seinen Gedichten aufgeschrieben. Jedes Wort, daraus dieselben bestehen, dünkt ihm Geheimnisse hinter sich zu verbergen. Er zerbricht sich den Kopf, Allegorien darinnen zu finden; und alle seine heidnische Fabeln moralischer und natürlicher Weise zu erklären. So gar die Goldmacherkunst und den Stein der Weisen, trifft er in der Ilias an. Alle Schnitzer Homers macht er zu Schönheiten; und alle seine Fehler macht er zu Regeln der heutigen Poesie. Mit einem Worte, aus dem Homer lieset er den Morgen- und Abendsegen; auf den Homer will er leben und sterben.

Was dem Pedanten ein griechischer Fabelmacher ist; das ist der abergläubischen Aphrosyne, eine von ihrer Groſs-Groſs- Frau Mutter hergebrachte Sage und Gewohnheit. Die Alten sind, ihrer Meynung nach, auch keine Narren gewesen: darum nimmt sie alle Gebräuche sorgfältig in Acht, die sie von ihrer lieben Frau Mutter beobachten gesehen; welche zu erzehlen pflegte, daſs auch ihre Frau Mutter u. s. w. desgleichen gethan hätte. Der Calender vertritt bey ihr die Stelle Homers; denn sie glaubt, der Urheber desselben habe alles gewuſst, auch das meiste davon hinein gesetzet. Sie nimmt derowegen nichts vor, ohne diese Orakel zuvor zu befragen; und thut solches mit gröſserer Ehrerbiethung, als womit die Römer die sybillinischen Bücher aufschlugen.

Wenn ſie eine Wäſche vor hat: ſo forſchet ſie, was für Wetter werden wird? Wenn ſie Kinder entwehnen, Ader laſſen, purgieren, Haare abſchneiden, oder ſonſt was höchſtwichtiges ausrichten will: ſo zieht ſie die Zauberzeichen ihres Almanachs, die Mondsviertel mit ihren Einflüſſen, ja alle Planeten mit ihren Gegen- Gedritt- Geviert- und Sextilſcheinen zu Rathe. Wer kann nun wohl zweifeln, ob Aphroſyne nicht eine Pedantinn ſey?

Ein Pedant pflegt endlich zuweilen ſehr ſchmutzig in Kleidungen zu ſeyn. In ſeiner Perrücke niſten die Fledermäuſe; und unter ſeiner Hutkrempe weben die Spinnen ein Netze für die Fliegen. Seine mit altfränkiſchen Spitzen umfaßte Sonntagskrauſe iſt in etlichen Jahren nicht gewaſchen, und von ſeinem Kleide kann man einen gerupften Vogel wieder befedern. Seine Finger riechen noch nach dem Schweinebraten, den er vorgeſtern gegeſſen: und auf dem Kinne trägt er noch einen Tropfen von ſeinem geſtrigen Zugemüſe herum. Seine Strümpfe ſind runzlicht an den Beinen, um die ungeſtopften Löcher nicht zu zeigen; die gleichwohl vorn und hinten hervorgucken: oder, weil er gar keine Kniebänder umgebunden, als welche, wie er ſagt, nur den Kreislauf des Geblütes hemmen. Die Schuhe zeigen endlich durch ihre weiße Farbe, wie unſchuldig ſie von allem Schuhwachſe geblieben.

Sordine ſieht nicht viel apetitlicher aus, als dieſer Pedant. Auf ihrem Halſe klebet eine zehnfache Pomade, welche eben ſo oft mit dickem Puder überſchüttet worden. Unter ihrem Haarputze ſtecket ein alter Pantoffel, damit ſich das Hinterhaupt, wie ein kleiner Thurm, in die Höhe ſtrecken möge. Man ſieht bisweilen an ihren Schultern das grobe

und

und schwarze Hemde, neben den feinsten Spitzen hervorgucken. Nach ihren Händen sollte man sie für eine Müllers Tochter halten; denn die Kleyen, damit sie sich, anstatt der Kugelseife, wäschet, kleben ihr zwischen den Fingern. Doch trägt sie kein Bedenken, am Tische, im Vorschneiden, alles ohne Gabel, mit bloßer Hand, anzugreifen: in der festen Meynung, es werde den gegenwärtigen Mannspersonen alles besser schmecken, wenn sie es zuvor mit ihren Alabasterpfötchen angefasset. Ihr Rock ist unten herum mit einer Spitze von trockenen Kothflecken verbrämet. Ihre Schuhbänder sind hanfene Bindfäden, und ihre Handschuhe wollen sichs durchaus nicht ansehen lassen, daß sie iemals weiß gewesen. Fürwahr, ich irre entweder; oder Sordine kann eine recht schmutzige Pedantinn heissen.

Ich zweifele nicht, daß es nicht noch verschiedene andere Gattungen der männlichen und weiblichen Pedanterey geben sollte. Ich habe sie aber entweder noch nicht alle wahrgenommen: oder, da ich sie irgendwo gesehen; so wollen sie mir doch itzo nicht beyfallen. Man wird sich indessen, aus den angeführten Arten dieses Fehlers, die übrigen gar leicht vorstellen können. Im Absehen auf die Sprache fällt mir noch eine Gattung ein. Ein Pedant wird kaum drey Worte in seiner Muttersprache reden: sogleich hat er einen Vers aus dem Horaz, einen Spruch aus dem Seneca, oder sonst ein Paar griechische oder lateinische Brocken im Munde. So macht es nach ihrer Art Savante. Ihre Belesenheit in Romanen ist sehr groß. Aus diesen führt sie in ihren Gesprächen alle Exempel und Gleichnisse zur Erläuterung an. Aus diesen complimentiret sie; aus diesen nimmt sie ihre meisten Redensarten. Anstatt, daß jener das Griechische und Latei-

niſche in ſeine Rede miſchet: ſo thut ſie mit dem Franzöſiſchen ein gleiches; welches ſie doch öfters ſelbſt nicht verſteht. Doch das ſind ſchon Pedantereyen genug für unſer Frauenzimmer. Um nun dieſelben abzuſchaffen, bitte ich alle meine vernünftige Leſer, diejenigen Perſonen, an welchen ſie etwa dergleichen wahrnehmen werden, nur mit ihrem gebührenden Namen zu nennen; und bey iedem Fehler, den ſie begehen, frey zu erinnern: Meine Frau, oder meine Jungfer, das war ein Pedantenſtreich.

Phyllis.

****

Das XLVII Stück.

Den 22 November, 1726.

Pietsch.

Die Liebe führt nicht wohl, die aus dem Wege schweift,
Und mit gereizter Hand nach iedem Irrlicht greift.

Ich bin meiner Blutsfreundinn Jocasta, von welcher ich in meinem letzten Blatte gedacht habe, über ihre Heimlichkeiten gekommen. Die beyden Kästchen, welche auf ihrem Nachttische stehen, sind das Behältniß ihres verliebten Briefwechsels: und diesen habe ich ihr zum Theil entwendet, als ich neulich Gelegenheit hatte, allein in ihrem Zimmer zu seyn. Ich bin so begierig, meinen Lesern eine Probe davon zu geben, daß ich mir die Mühe nicht dauren lasse, ein Paar von diesen Briefen zu übersetzen. Die Mannsperson nämlich muß ein Franzose gewesen seyn, und da dieselbe den Anfang gemacht, in ihrer Muttersprache zu schreiben: so hat meine Muhme, ob sie wohl eine Deutsche ist, nicht ermangeln wollen, sich ihm zu bequemen, und dadurch eine Probe von ihrer Geschicklichkeit im Französischen abzulegen. Das erste Schreiben ist mir so gerathen:

Mademoiselle!

Sie betrügen sich sehr, wenn sie glauben, daß ich nicht mehr in N. sey. Ich bin in der That noch an diesem angenehmen Orte: ja was noch mehr ist, ich befinde mich so gar in dero angenehmen Gesellschaft. Die schönen Manieren eines so artigen Frauenzimmers haben mich ganz eingenommen. Ich höre das angenehme Französische, welches aus dem Munde einer gebohrnen Deutschen mit außerordentlicher Anmuth fließt. Ich bemühe mich über alle diejenigen einen Vortheil zu erhalten, die sich neben mir angelegen seyn lassen, dero Gewogenheit zu erwerben; und ich schätze mich glücklich, wenn sie mir die geringste Gefälligkeit erzeigen. Ich spiele noch Lombre, ich sitze Ihnen noch zur Seiten, und bin vergnügt, wenn sie mir ihre Tabacksdose anbiethen, die ihrer Figur nach ein Herz vorstellet. Ich sinne noch immer darauf, wie ich mich in dem Damenspiele an Ihnen rächen will: indem ich mich schäme, daß sie fast allezeit, ich aber kaum ein einziges mal, gewinnen können.

Ohne Zweifel lachen sie über mich, Mademoiselle, und halten mich für einen Phantasten: aber ich versichere sie mit aller möglichen Aufrichtigkeit, daß es mein rechter Ernst sey. Mein Freund, den sie wohl kennen, wird mir selbst das Zeugniß geben. Er sieht mich lachen, scherzen, spielen, complimentiren, und alles übrige thun, was ich beschrieben habe. Ich rufe oft unversehens: Careau ist Trumpf, und der Herzenkönig hilft! Ich spiele aus. Laßt sehen, wer ist mein Gehülfe? Sind sie es, schöne Nachbarinn! Gut, das schlägt man. Herzen, Spadille, Manille, Basta. Genug. Wir bekommen die fünf ersten Stiche und drey Matadore bezahlt! Was dünkt ihnen, Mademoiselle? Bey meiner Treue, das kann unmöglich falsch seyn. Eine bloße Einbildung ist niemals so lebhaft und rührend. Ich muß wohl nothwendig noch in des Herrn N. N. Hause, und in dero anmuthiger Gesellschaft seyn. Kurz, ich bin gar zu sehr versichert, daß ich in keiner betrüglichen Phantasie stecke.

Und

Und gesetzt, daß ich wirklich darinnen stecken sollte, so verlangte ich von diesem angenehmen Irrthume nicht befreyet zu werden. Vielmehr will ich es durchaus haben, daß es wahr, und nicht falsch seyn soll. Es würde also vergebens seyn, wenn Sie gleich selbst, Mademoiselle, oder sonst iemand sich die Mühe geben wollte, mich auf andere Gedanken zu bringen. Entweder dieses würde unmöglich angehen, oder man würde mich dadurch nur erzürnen. Denn was könnte mich mehr verdrießen; als wenn man mir alle die anmuthigen Vorstellungen auf einmal aus dem Kopfe brächte? In Wahrheit, es ist wahrhaftig so, wie ich mirs einbilde: ich sehe sie ja ganz lebhaft vor meinen Augen. Wie reizend sind sie nicht, meine Schöne! wie lieblich ist dero ganzes Wesen! Erlauben sie mir doch, dero zarte Hände zu küssen. Ich bin mit aller Zärtlichkeit,

Mademoiselle,

Dero

gehorsamster und ergebenster
Diener N. N.

Ich weiß nicht, ob meine Uebersetzung alle Annehmlichkeit des französischen Schreibens ausdrücket. Doch glaube ich, daß man die Spuren von der Lebhaftigkeit des Verfassers auch im Deutschen wahrnehmen wird. Diese aufgeweckte Nation hat freylich auch im Schreiben eine gewisse Munterkeit, die ich, außer in B. Neukirchs deutschen Briefen, niemals gefunden habe. Was indessen den Innhalt dieses Schreibens anlanget; so sieht man wohl, daß es mehr unter die scherzhaften und galanten, als eigentlich sogenannten Liebesbriefe,

besbriefe gehöre. In der That, wenn ich dergleichen erhalten hätte; so würde ich es für nichts als für einen artigen Scherz angesehen, und in der Antwort nach Möglichkeit gleiches mit gleichem vergolten haben. Die eingemischten Schmeicheleyen hätten mich nimmermehr bewegen können, zu glauben, daß der Verfasser eine ernstliche Liebe bey sich spüre. Es ist ohnedieß die Art der Mannspersonen, daß sie oft von ihrer Zuneigung reden: wenn es ihnen gleich nicht sonderlich ums Herz ist. Allein laßt uns sehen, was meine Muhme darauf geantwortet habe. Die Abschrift ihrer Antworten finde ich bey iedem Schreiben ihres Verehrers liegen; und ich darf wiederum nur eine Uebersetzung davon verfertigen:

Mein Herr!

Dero Schreiben ist mir eingehändiget; zum wenigsten hat mich der Ueberbringer überredet, daß es von ihnen an mich gerichtet worden. Es fällt mir sehr schwer, zu glauben, daß sie sich noch in N. vielweniger in unsrer Gesellschaft befinden; weil ich das Vergnügen nicht mehr habe, sie allhier zu sehen. Ich würde sie gewiß vergeblich suchen. Ich mag immer die Augen auf alle diejenigen werfen, die bey Herrn N. N. ins Zimmer treten: so erblicke ich doch dero angenehme Person nicht mehr, gegen welche ich alle mögliche Hochachtung habe. Hören sie derowegen auf, mein Herr meine Ruhe zu stören; indem sie mich bereden wollen, daß sie noch bey uns sind. Sie haben sich ja freywillig entfernet, und zwar ohne Abschied von mir zu nehmen. Indessen beschwere ich mich doch nicht über sie, sondern über das Schicksal! O verdrießliches Schicksal! wirst du denn niemals aufhören, mich zu beunruhigen? Hast du mir den allervollkommensten Menschen von der Welt nur deswegen gezeiget, daß du mich desselben in einem Augenblicke wieder berauben könntest? Kommen sie derowegen wieder zu uns, mein

mein Herr; wenn es ihnen beliebt. Ich verſpreche ihnen im Damen- und Lombreſpiel alle Gnugthuung zu geben. Sie ſollen überall den Sieg davon tragen! Sie ſind gar zu wohl bewaffnet, als daß man ſich lange gegen ſie vertheidigen könnte. Mein Herr, wenn ſie an mich ſchreiben werden, ſo bitte ich, den Brief wohl zu verſiegeln; denn ſie haben hier einen ſchlimmen Freund. Ich bitte, ihm eine gute Warnung zu geben, damit er ein wenig frömmer werde: denn er iſt ſehr leichtfertig. Leben ſie wohl, mein Herr, ich bin

Dero

demüthige Dienerinn
N. N.

Was meine Leſer bey dieſem Briefe denken werden; das kann ich leicht errathen. Sie werden geſtehen, daß er natürlich, lebhaft und zärtlich geſchrieben ſey; und ich will noch hinzu ſetzen, daß ich mich nicht unterſtehe, dergleichen zuwege zu bringen. Sie werden aber auch urtheilen, daß er für ein Frauenzimmer viel zu offenherzig und viel zu vertraulich abgefaſſet ſey. Schicket ſichs denn, wird man nicht unbillig fragen; einer Mannsperſon ſo viel vortheilhafte Dinge zu ſchreiben? Kann man denn wohl iemanden ſo viel Lobſprüche zugeſtehen, ohne zu bekennen, daß man ihn liebe? Ja kann man ſich endlich über das Schickſal ſo empfindlich beſchweren; ohne zu entdecken, daß man in einer ſtarken Gemüthsbewegung ſtehe? Alle dieſe Fragen ſcheinen mir wohl gegründet zu ſeyn. Und der vermeynte Liebhaber meiner Muhme hat ſelbſt in folgender Antwort ſattſam zu verſtehen gegeben, daß er ihre Gedanken errathen habe. Sie lautet ſo:

Meine Jungfer!

Wäre es erlaubt, alle verbindliche Ausdrückungen, deren sich das Frauenzimmer zuweilen bedienet, in ihrer gröſten Schärfe zu verstehen: so würde ich mich ietzo für den allerglücklichſten Menſchen halten. Allein man kennet die Gefälligkeit des ſchönen Geſchlechts zur Gnüge. Sie verwandelt ſich bisweilen gar in eine Schmeicheley, und darum trauet man nicht allen ihren Complimenten. Nehmen ſie mirs nicht übel, meine Jungfer, daß ich mein Schreiben ſo moraliſch anfange: denn ich weiß dero Geehrtes auf keine andre Weiſe zu beantworten. Sie haben mich darinnen mit ſo vielen Lobſprüchen überhäufet, daß ich mich ſchäme. Sie müſſen gewiß einen Liebhaber haben, deſſen Perſon ſo vollkommen iſt, und deſſen Verdienſte groß genug ſind, um ſie zu rühren, ja ſich ſo gar dero Hochachtung zu erwerben. Noch mehr, meine Schöne, ſie müſſen irgend etliche Redensarten eines verliebten Briefchens, womit dero Zärtlichkeit denſelben beehret hat, abgeſchrieben haben; um ſich über einen andern von ihren Dienern zu beluſtigen, deſſen Eigenſchaften nicht ſonderlich ſind. Sehen ſie wohl, in was für einen gerechten Verdacht ich gerathen bin, ſo bald ich dero artiges Schreiben erblicket hatte? Wie war es möglich, ſo viel vortheilhafte Redensarten recht zu erklären, ohne dieſelben auf iemanden anders zu deuten, als auf mich? Es iſt wahr, ich beſtrafe mich oftmals ſelbſt wegen meiner Blödigkeit, die mir ſo nachtheilig iſt. Ich bemühe mich zu glauben, daß ſie alle die ſchönen Sachen wirklich an mich geſchrieben haben. Aber alles vergebens! Ich bin es ſo wenig gewohnt, daß Perſonen des ſchönen Geſchlechts, ſonderlich die ihnen ähnlich ſind, meine Jungfer, ſich ſo geneigt gegen mich bezeigen; daß ich mich in dero wertheſten Zeilen unmöglich erkennen kann. Seyn ſie derowegen ſo gütig, und löſen ſie mir dieſes Räthſel auf, und wenn ich den geringſten Platz in dero Gewogenheit verdiene: ſo verſchonen ſie mich inskünftige ein wenig, damit ich nicht bey der Erbrechung ihrer Briefe ſchamroth werden dörfe.

Ich

Ich selbst habe besorget, daß ich ihrer Bescheidenheit durch meine Lobeserhebungen zu nahe treten würde: ob ich sie gleich mit Grunde der Wahrheit hätte schreiben können. Ich habe kein Wort von dem unschuldigen Wesen gedacht, welches in allen ihren Minen, Worten und Handlungen hervorleuchtet, und allen ihren Schönheiten einen neuen Glanz giebt. In Wahrheit, ich mache von dem allervollkommensten Frauenzimmer sehr wenig, wenn es einer Eigenschaft beraubet ist, die ich an liebenswürdigen Personen für die vornehmste halte. Wenn ich ihnen indessen dieses Lob ietzo beylege, so haben sie selber Schuld daran, Meine Jungfer, und nicht ich. Ich danke ihnen zu tausend malen für die geneigte Einladung nach N. zu kommen. Versichert, niemand käme lieber dahin, als ich; aber das verdrießliche Schicksal, davon dero Schreiben gedenket, hindert mich daran. Vergeben sie doch, daß ich neulich ohne Abschied davon gereiset bin. Ich wollte denenselben meine Aufwartung noch machen: allein ich suchte sie vergebens. Dero Zimmer waren verschlossen, und ich konnte so glücklich nicht seyn, sie anzutreffen. Meinem Freunde habe ich eine gute Lehre gegeben, um seine Aufführung zu bessern. Sie werden mir Nachricht geben, ob sie angeschlagen habe, oder nicht? Ich bin allezeit,

Meine Jungfer,

Dero

gehorsamster Diener
N. N.

Welch eine neue Art ist es nicht, daß Mannspersonen sich über die gar zu große Gefälligkeit des Frauenzimmers beschweren? Oder wo hat man wohl gesehen, daß Liebhaber sich über die Schmeicheleyen des schönen Geschlechts beklaget haben? Dieses Exempel ist in der That recht sonderbar; denn

denn es ſtellet ein Stücke aus der verkehrten Welt vor. Die Geliebte erkläret ſich ſo ſtark und ſo deutlich, daß der Buhler es ſelbſt nicht für was ernſtliches halten kann. Es iſt wahr, daß er hierinnen nicht der Art anderer Liebhaber gefolget iſt, welche ſich iedes Wort ihrer Schönen zu Nutze machen, und alle Sylben zu ihrem Vortheile erklären. Hätte ein ſolcher dergleichen Schreiben bekommen: was für Schlüſſe würde er nicht daraus gezogen haben! Doch laßt uns hören, was meine Muhme darauf geantwortet habe.

Mein Herr!

Die Zeit fällt mir zu kurz, auf ein ſo verbindliches aber zugleich ein wenig ſtachelichtes Schreiben zu antworten. Zum wenigſten muß ich einen Monat haben, entweder einen Brief auszuſtudieren, oder irgendwo abzuſchreiben. Indeſſen habe ich mir doch neulich keinen Liebesbrief zu Nutze gemacht, wie ſie mich beſchuldigen wollen. Ich weiß nicht einmal was Liebe iſt? und glaube, daß ich ihnen ganz ungeſchminkte Wahrheiten geſagt habe. Sie können verſichert ſeyn, mein Herr, wenn ihr Glück auf mich ankäme, wie ſie ſchreiben, ſo würden ſie der glücklichſte unter allen Menſchen ſeyn. Gegen Perſonen von ſolchen Verdienſten, als die ihrigen ſind, habe ich ſo viel Hochachtung, daß ich mir nur eine Krone wünſchete, um ſie zu dero Füßen zu legen. Leben ſie wohl, mein Herr, das heißt ſchon zu viel geſchrieben, nachdem ich ſie gebethen habe, mir zu einer rechten Antwort Zeit zu laſſen. Ich ſchlieſſe, indem ich ſie verſichere, daß ich ſey,

Mein Herr,

Dero

demüthige Dienerinn

N. N.

P. S.

P. S. Die Klagen, die ich über Dero Freund vorgebracht, sind mehr Zeichen meiner Hochachtung gegen denselben, als rechtmäßige Klagen gewesen. Derowegen bitte ich sie, mein Herr, ihm inskünftige keinen Verweis mehr zu geben. Meine Mama läßt sie ihrer Ergebenheit versichern.

Ich weiß nicht, ob es meinen Lesern so unglaublich vorkömmt, als mir, daß meine Muhme nicht wisse, was Liebe sey. Sie will ihren Verehrer zum glücklichsten unter allen Menschen machen; sie wünscht sich eine Krone, um ihm dieselbe zu Füßen zu legen: wenn das nicht lieben heißt, so weiß ich nicht, was es anders heißen solle. Hat sie also in ihrem ersten Schreiben sich durch eine gar zu freye Liebeserklärung vergangen: so hat sie es in diesem noch weiter getrieben. Es ist gut, daß ihr vermeynter Liebhaber abwesend geblieben ist: sonst weiß ich nicht, was aus dem allen erfolget seyn möchte. Dieser ganze Briefwechsel enthält noch viel andere Merkwürdigkeiten: allein diese Probe ist schon zulänglich, allem Frauenzimmer die nöthige Behutsamkeit anzupreisen, die sie in Liebessachen anzuwenden haben. Meine Muhme kann sich vielleicht entschuldigen, daß sie alles mit Vorwissen ihrer Mutter geschrieben habe. Ich will nicht untersuchen, ob sich solches wirklich so verhalte: allein ist es wahr; so dünkt mich, daß dieselbe sich auch versehen habe. Was würde manche Tochter nicht vornehmen, wenn ihre Mutter ihr dergleichen Freyheit verstatten möchte?

Zum Beschlusse will ich noch den Ausgang derjenigen Geschichte mittheilen, die unsre Calliste neulich einmal unvollkommen gelassen hat. Sie selbst hat mir den Aufsatz dazu mitgetheilet.

Der

Der befreyte Ritter sah es fast für ein Wunderwerk an, daß ihn ein unbekannter Mönch dergestalt errettet hatte; ohne sich ihm zu entdecken, oder die geringste Vergeltung zu verlangen. Da er indessen in seinem Soldatenstande so unglücklich gewesen war: so eilte er wieder nach Europa zurück; und wünschte, künftig sein Leben in Rom still und ruhig zuzubringen. Der verkappte Mönch war indessen noch eiliger in einen Hafen des Mittelmeeres gekommen, und mit gutem Winde glücklich nach Welschland geschifft. Als der Ritter nach Hause kam, empfieng ihn seine Gemahlinn voller Freuden, und ließ ihn alle Merkmaale einer aufrichtigen Zärtlichkeit spüren; ohne sich doch im geringsten merken zu lassen, was sie gethan hätte. Er erzählte seine Begebenheiten, und sie bedaurete sein trauriges Schicksal, worauf doch endlich eine so wunderbare Errettung gefolgt wäre. Der Ritter selbst aber billigte die Ursachen ihres Aussenbleibens, indem er durch ihre Reise vielleicht noch unglücklicher hätte werden können, als er gewesen war.

Die Edelfrau hatte keinem von ihren Verwandten von ihrer verkleideten Reise das geringste gesagt; gleichwohl hatten es dieselben gemerkt, daß sie eine gute Zeit abwesend gewesen war. Sie glaubten, der Ritter, der sich vielleicht nach dem Verhalten seiner Gemahlin erkundigen mochte, müßte von diesem Umstande benachrichtiget werden: ja einige suchten ihm gar einen Argwohn wegen ihrer Tugend beyzubringen. Ihre Absicht schlug nicht fehl. Der Mann ward wirklich eifersüchtig, und setzte seine Gattinn in Gegenwart einiger Vertrauten darüber zur Rede. Die Unschuld erzürnet sich über unverdiente Vorwürfe nicht: denn sie hat Mittel genug in Händen, sich zu rechtfertigen. Es klang allerdings hart,

ihrem

ihrem Gemahl die Reise abgeschlagen zu haben; und gleichwohl eine lange Zeit von Hause entfernet gewesen zu seyn. Allein sie erschrack darüber nicht; sondern bat sich die Erlaubniß aus, zu ihrer Vertheidigung etwas aus ihrer Kammer zu holen. Man gestund ihr solches zu, und nach kurzem Verweilen trat sie in eben der Mönchskutte, womit sie im Oriente gewesen war, und mit eben dem Barte verkappet, mit ihrer Laute in der Hand, ins Zimmer. Die Anwesenden erstaunten über diese unerwartete Erscheinung: allein der Ritter war für Freuden außer sich, daß er die Gestalt seines theuren Erretters aus Syrien vor seinen Augen sah. Aber wie hoch stieg nicht sein unbeschreibliches Vergnügen, als er aus der unverstellten Stimme seiner Gemahlinn wahrnahm, daß eben sie, und niemand anders, seine Erlöserinn gewesen war. So rettete sie sich denn, zu großer Beschämung ihrer Angeber, wegen aller Vorwürfe: und die Liebe dieses tugendhaften Paares ward dadurch auf ihr ganzes Leben zu der größesten Vollkommenheit erhoben.

Iris.

Das

****

Das XLVIII Stück.

Den 29 November, 1726.

Canitz.

Was hat euch immermehr das arme Kind gethan?

Kein Anblick rührt mich empfindlicher, als wenn ich sehe, daß ein Kind, von guter Art und großer Fähigkeit, unter der Aufsicht unvernünftiger Aeltern verwahrloset wird. Eine iede vernünftige Creatur bringt den Saamen zu vielem Guten und Bösen mit sich ans Licht; und obwohl man nicht sagen kann, daß sie zu beydem ganz gleichgültig sey, weil sich das Böse viel leichter lernet, als das Gute: so ist es doch gewiß, daß sie zum Guten nicht ganz und gar ungeschickt ist. Den Augenblick, da wir gebohren werden, wissen unsere Seelen noch von sich selber nicht. Die Sinne machen den allererſten Eindruck in die leeren Tafeln unsers Gemüthes, und legen den Grund zu allem unserm künftigen Erkenntnisse. Die Seele erstaunet gleichsam, wenn sich die Augen zum erstenmale öffnen, und in ihr die bis dahin unbekannten Begriffe, von Licht und Farben, erwecken. Sie erstaunet, wenn sie zum erstenmale einen Schall in den Ohren vernimmt, dadurch sie die Vorstellungen von mancherley angenehmen und widrigen Tönen bekömmt.

kömmt. Sie erstaunet, wenn ihr durch den Geruch und Geschmack allerhand neue, theils belustigende, theils verdrießliche Empfindungen erreget werden. Ja das Gefühl selber verursachet ihr viel ungewöhnliche Eindrückungen; indem der zarte Körper nunmehr, in freyer Luft und aus der Berührung anderer Körper, tausend Zufälle erdulden muß, davon er in Mutterleibe nichts hat empfinden können.

Ich beschreibe diesen ersten Zustand unserer Seelen mit Fleiß etwas umständlich, um denen, die demselben noch niemals nachgedacht haben, dadurch zu Hülfe zu kommen. Durch die Geburt wird ein menschlicher Körper aus einer Pflanze ein Thier: und die Seele erwachet gleichsam aus einem tiefen Schlafe, darinnen sie vorhin begraben war. Da es bis dahin stockfinster in ihr gewesen; so wird es nunmehr, durch den Gebrauch der Sinnen, in ihr auf einmal licht. Und ist gleich dieses Licht, im Absehen auf den künftigen Gebrauch des Verstandes, nur noch für eine schwache Morgendemmerung zu halten: so ist es doch den ungeübten Kräften einer so zarten Seele viel zu lebhaft, als daß sie solches ohne einige Blendung ertragen könnte. Neugebohrne Kinder schlafen die meiste Zeit. Ihr Gemüth thut nur zuweilen einen kleinen Blick in die Welt; und gewöhnet sich allmählig, den starken Eindruck der Sinnen zu ertragen. In einem Vierteljahre kömmt es ohngefähr damit zum Stande. Alsdann fängt es an, die vorkommenden Sachen zu unterscheiden. Es wird aufmerksam auf die Mannigfaltigkeit der empfindlichen Dinge. Es bemerket endlich die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit; die Verknüpfung und Widerwärtigkeit gewisser Begriffe. Endlich giebt es auch auf die Wörter Acht, womit die Erwachsenen ihm zureden, und die vorfallenden Dinge benennen. Es lernet dieselben erstlich

verſtehen, hernach lallend nachahmen, endlich auch verſtändlich ausſprechen: und dann geht allererſt der Gebrauch ſeiner Vernunft recht an. Es fänget an, deutlich zu urtheilen; es ſchließt eins aus dem andern, und wird alſo zu einem wirklichen Menſchen: da es vorher den allerunvernünftigſten Creaturen weit ähnlicher war, als einem vernünftigen Geſchöpfe.

In dieſer Morgenröthe unſers Lebens iſt, meines Erachtens, von unzähligen Eigenſchaften unſers Gemüthes und Körpers der Grund zu ſuchen. Hier bildet ſich diejenige Beſchaffenheit unſers Weſens, welche man das Naturell zu nennen pflegt. Hier leget man den Grund zu allen Gemüthsneigungen und Begierden; zur Geſundheit und Krankheit; zu Tugenden und Laſtern. Die Seele weiß ſich noch ſelbſt nicht zu helfen: darum läßt ſie ſich ganz durch äußerliche Dinge lenken, die, vermittelſt der Sinne, in ſie wirken. Der Körper iſt zart und ſchwach, darum empfindet er die allergeringſten Veränderungen der Luft, der Speiſen, des Tranks und anderer Dinge, die ihn berühren. Aus vielmaligen Empfindungen entſteht eine Fertigkeit zum Empfinden; und aus öfters wiederholten Bewegungen eine Gewohnheit der Gliedmaaßen. Und hieraus fließen die ſogenannten angebohrnen Fehler und Schwachheiten. Meines Erachtens iſt uns nichts angebohren, als eine große Schwachheit des Verſtandes; ein Mangel alles Erkenntniſſes; eine Unwiſſenheit aller Wahrheiten, und eine Fähigkeit, leichter falſche, als wahre Begriffe, zu faſſen; leichter übel, als gut, urtheilen zu lernen; leichter unrichtige, als richtige Schlüſſe, zu machen. Wenn ſich alſo, in anwachſenden

den Jahren, mehr Böses, als Gutes, an uns blicken läßt: so rührt solches alles von der ersten Auferziehung her; das ist, von den Fertigkeiten, die wir in den zärtesten Jahren erlanget, und von den Gewohnheiten, die schon vor dem Gebrauche der Vernunft in uns Wurzel gefasset haben. Ein ieder sieht hieraus wohl, daß ein Kind selber am wenigsten; diejenigen aber am meisten daran Schuld haben, die es aus Unverstand oder Unvorsichtigkeit in diejenige Verderbniß stürzen, daraus es sich oftmals seine ganze Lebenszeit nicht wieder reißen kann.

Sehen wir indessen, wie nachläßig mit diesen armen Creaturen umgegangen wird; ja wie sorgfältig man gleichsam ist, die zärtesten Kinder zu verderben: so hat man Ursache, sich zu verwundern, wie es darunter noch bisweilen wohlgeartete Gemüther geben könne, die sich leicht zum Guten ziehen lassen. Man vertrauet das höchstwichtige Werk der ersten Auferziehung den unverständigsten und lasterhaftesten Personen. Die Ammen sind mehrentheils die wollüstigsten; und die Kinderfrauen die einfältigsten Weibsbilder. Diese gehen mit uns nach ihrem unverständigen Eigensinne um. Sie kützeln unsere Sinne zu viel; sie strafen; sie schmeicheln uns auch zur Unzeit. Wenn wir wachen sollten, so zwingen sie uns zum Schlafen; und wenn es uns gut wäre, zu fasten, so füllen sie uns mit den leckerhaftesten Speisen an. Was thut eine thörichte Wärterinn nicht, ein weinendes Kind zu stillen? Was für närrisches Zeug schwatzet man uns nicht vor? Mit was für ungereimten Possen erfüllet man uns nicht die Gedanken? Ja, wenn das alles keinen Eindruck im Gemüthe machte! Wenn unsere Herzen nicht wächsern wären, alle Bilder anzunehmen, die ihnen

zuerſt eingepräget werden! Wenn wir in früher Kindheit Gutes und Böſes zu unterſcheiden und uns vor dem letzten zu hüten wüßten! Nun aber müſſen wir mit uns handeln und umgehen laſſen, wie es das unbedachtſame Geſindel gut befindet. Kurz, wir werden verderbet und verwahrloſet, ehe man ſichs einbildet, daß wir fähig ſind, verderbet und verwahrloſet zu werden.

Welche Redensart iſt gemeiner, denn dieſe: Es iſt ein Kind; es verſtehts noch nicht? Aber welche Redensart iſt uns auch ſchädlicher, als eben dieſe? Darum eben, weil wir noch Kinder ſind, und es noch nicht verſtehen, ſollte man am allerbehutſamſten mit uns umgehen. Weil wir noch ſelbſt nicht für uns ſorgen können: ſo ſollten andere deſto ſorgfältiger für uns ſeyn. Weil wir noch nicht durch die Vernunft regieret werden können: ſo ſollte man auf unſere Sinne beſſer Acht haben, und ihren Gebrauch ſo einrichten, daß er eine Vorbereitung zum Verſtande und zur Tugend, nicht aber ein Hinderniß derſelben würde. Wann uns in der Kindheit das Böſe einmal, als etwas Angenehmes, eingepräget worden: ſo werden wir es ſchwerlich wieder ausrotten. Und wenn uns das Gute einmal, als was Verdrießliches, ins Herz gedrücket iſt: ſo werden wir alle Mühe vergebens anwenden, unſern Abſcheu davor zu dämpfen.

Ich will nur etlicher Dinge erwähnen, die ich an jungen Kindern ſehr tief eingewurzelt gefunden habe. Das erſte iſt die Rachgier. Das Geringſte, was einem gewiſſen Knaben Böſes widerfuhr, brachte ihn in Harniſch, und er ruhete nicht eher, bis er ſich gerächet hatte. Er drohete nicht nur Vater und Mutter, wenn ſie ihm nicht ſeinen Wil-

len

len erfülleten; er ſchlug nicht nur ſeine Brüder und Schweſtern über die geringſte Beleidigung: ſondern er zerbrach und zerſchlug oft ſeine Spielſachen in kleine Stücke, wenn ſie nicht nach ſeinem Sinne ſtehen oder liegen wollten. Das Meſſer, womit er ſich etwa geſchnitten hatte, warf er mit Ungeſtüm zur Erden, und trat es mit Füßen. Ja ſo gar, wenn er fiel, und ſich Bäulen an den Kopf ſchlug, ſo war er nicht eher zu ſtillen, als bis man eine Ruthe nahm, und damit auf die Stelle peitſchte, wohin er gefallen war; um dieſelbe, dem Scheine nach, zu beſtrafen.

Allein, woher kam dieſe Begierde, ſich auf eine ſo unvernünftige Weiſe zu rächen? Nirgends anders her, als von einer thörichten Amme. Dieſe hatte ihm die Hand geführet, iemanden zu drohen, ehe das Kind gewußt hatte, was Beleidigung war. Sie hatte ihm Schimpf- und Schmähworte beygebracht, und ihm die Ruthe in die Hand gegeben, zum Exempel, das Licht zu peitſchen, darinnen es ſich den Finger verbrannt hatte.

Das andre iſt die Eitelkeit. Ein Mädchen von zwey Jahren hat zuweilen ſo viel Einbildung auf ihren Putz, und auf ihre Schönheit, als eine erwachſene Perſon. Es ſieht überaus gern in den Spiegel; es hört ſich gern ein ſchönes Kind, ein allerliebſtes Kind nennen: aber es wird böſe, wenn man ſagt, es ſey ein häßliches oder garſtiges Mädchen. Wenn es ſeine beſte Kleidung an hat, ſo kennet es ſich faſt ſelber nicht, und kömmt, wie ein Pfau, daher gezogen. Wie geht das zu? Hat das Kind ſeine Laſter mit auf die Welt gebracht? Mit nichten. Die Wärterinn iſt eine Närrinn geweſen: dieſe hat dem unſchuldigen Kinde die Eitelkeit in den Kopf gebracht. Sie hat es in wäh-

rendem Ankleiden und nach vollendetem Putze sehr gelobet. Sie hat allezeit von schönen Kleidungen, neuen Hauben, Fächern, Bändern, Schuhen, u. s. w. und von allerhand anderen Kleinigkeiten, als von herrlichen Dingen, geredet. Sie hat das Kind vor den Spiegel gestellet, und ihm befohlen, zu sehen: ob dieß oder jenes nicht schön lasse? Sie hat endlich demselben so viel von Schönheit und Häßlichkeit vorgeschwatzet, daß es, zu seinem eigenen Schaden, endlich ihre Thorheiten begreifen gelernet.

Das dritte ist der Eigensinn. Wie manches Kind schreyet sich fast den Hals ab, wenn es nicht alsofort seinen Willen kriegt. Sobald ihm etwas in den Sinn kömmt, so muß mans ihm geben; sonst wird es auf keine Weise zu befriedigen seyn. Auch dieses Laster kömmt aus einer bösen Gewohnheit. Hätte man ihm seine erste Begierde nicht erfüllet; hätte man zum ersten und andernmal das Herz gehabt, sein Geschrey entweder auszuhören, oder es mit Drohungen und Strafen zu dämpfen: so würde es so weit nicht gekommen seyn. So aber hat man das Kind nicht wollen weinen lassen. Gebet ihm! hat es geheißen; gebet ihm alles, was es haben will; damit es nur still werde. Dadurch ist es der Sache so gewohnt worden, daß es nunmehr eine Nothwendigkeit zu seyn scheint, seine unordentlichsten Begierden zu erfüllen.

Um nun diesem und dergleichen anderm Unwesen mehr vorzukommen, wäre wohl kein besser Mittel; als wenn erstlich alle Aeltern die Beschaffenheit der menschlichen Natur wohl erkennen lernten, und sonderlich begreifen möchten: wie viel an der Auferziehung ihrer Kinder, schon in ihren ersten zweyen Jahren, gelegen ist. Zum andern, wäre es zu

wünschen,

wünschen, daß die Mütter ihre Kinder selbst nähren, nicht aber den unverständigsten Weibern in die Hände liefern möchten. So wenig kluge Mütter es geben mag: so ist doch auch mittelmäßigen Personen allezeit mehr zu trauen, als übelgesitteten Ammen. Wenn dieser Anschlag, nach der bey uns eingeführten Zärtlichkeit, verworfen würde: so müßte doch, zum allerwenigsten in der Wahl der Wärterinnen und Säugammen, eine besondere Sorgfalt angewendet werden. Hiervon kann ich keine bessere Regeln geben, als die, vor vielen hundert Jahren, ein griechisches Frauenzimmer, Muja, einer von ihren Freundinnen, in gleichem Falle ertheilet hat. Diese war eine Tochter des Weltweisen Pythagoras, und der gelehrten Theano, von welcher neulich meine Gehülfinn ein Schreiben mitgetheilet hat. Ich weiß, daß solches meinen Lesern nicht unangenehm gewesen: also mache ich mir ietzo eine gleiche Hoffnung. Ja ich schmeichele mir, daß man gegen Mutter und Tochter desto mehr Hochachtung bekommen werde: gegen jene, weil sie an ihrem eigenen Kinde eine Probe derjenigen Regeln abgelegt, die sie anderen vorgeschrieben; gegen diese aber, weil sie so löblich in die Fußtapfen ihrer klugen und philosophischen Mutter getreten ist:

Muja wünschet der Phyllis alles Wohlergehen.

Nachdem du eine Mutter etlicher Kinder geworden bist, so gebe ich dir folgende Erinnerung:

Wähle dir eine solche Amme, die sich in allen Stücken dazu schicket; insonderheit aber ein reinliches und ehrbares Weib; ja ein solches, so weder dem Saufen, noch dem Schlafe, erge-

ben ist. Denn solche Weiber werden von iedermann für die geschicktesten gehalten, ein Kind zu erziehen, ohne ihm ein niederträchtiges Exempel zu geben. Sorge, daß ihre Milch allezeit gesund sey, und daß sie sich in währender Zeit von ihrem Manne gänzlich enthalte. Auf diese Dinge muß man sehr scharf halten: sintemahl die Wahl einer Amme, und ihre Art, mit uns umzugehen, einen sehr augenscheinlichen und wesentlichen Einfluß in unser ganzes Leben hat. Eine gute Amme wird alles zu rechter Zeit zu thun wissen. Sie wird dem Kinde die Brust, Pappe, oder sonst ein Gemüse, nicht überflüßig geben, auch nicht so oft, als es schreyet, sondern mit einer besondern Vorsichtigkeit; angesehen dieses sehr viel zu seiner Gesundheit beyträgt. Will sie es auch nicht allezeit schlafen lassen, wenn es will; sondern nur, wenn sie meynet, daß es der natürlichen Ruhe bedürftig sey; so wird dieses gleichfalls seine Gesundheit stärken. Laß deine Amme kein zorniges Weibsbild seyn: sie muß in ihrer Sprache nicht stammeln, es muß ihr auch nicht gleichgültig seyn, wenn, oder was sie ißt; sondern sie muß mäßig und nüchtern in ihren Mahlzeiten seyn. Ferner, wenn es möglich ist, muß sie eine Griechinn und nicht eine Ausländerinn seyn. Die beste Zeit, ein Kind schlafen zu legen, ist, wenn es sich an der Milch recht gesättiget hat: denn die Ruhe ist alsdann nicht nur den Kindern angenehm; sondern auch die Verdauung geschieht so am leichtesten.

Muß dem Kinde noch sonst was, außer der Milch, gegeben werden, so sey es von der schlechtesten Art der Speisen. Wein muß man ihm gar nicht geben; denn er ist ihm zu stark und zu hitzig: doch, wenn es ja Wein haben soll, so muß es ihn sehr selten bekommen, und zwar nur solchen, der der Natur der Milch am nächsten kömmt. Der Leib desselben muß nicht gar zu oft gewaschen werden: denn je seltener man es badet, und je sorgfältiger man die Bäder zubereitet; desto besser ist es. Geht die Amme mit ihm aus, so muß es in einer mäßigen Luft, die weder zu kalt, noch zu warm ist, geschehen: wie denn auch das Haus weder an einem gar zu freyen, noch gar zu enge eingeschlossenen

ſchloſſenen Orte, ſtehen muß. Das Waſſer, ſo
brauchet, muß weder zu kalt, noch zu warm ſeyn
ſtalt muß auch ſein Windelband, und was ſonſt e
bedarf, von einer mittlern Gattung, das iſt, we
noch ganz klar; doch allezeit ſeinem Körperchen
Die Natur erfordert in allen dieſen Dingen eine g
und Geſchicklichkeit; aber nicht eine Weichlichkeit uni

Ich habe dafür gehalten, daß es nicht unnütz
de, wenn ich dir dieſe Dinge ietzo ſchriebe, in H
du, nach meiner Vorſchrift, eine gute Amme fir
Mit Gottes Hülfe will ich dir, zu rechter Zeit, a
Anleitung zur Auferziehung der Kinder geben. Lebe

************ ********************

Das XLIX Stück.

Den 6 December, 1726.

Frau von Ziegler.

Schau nur = = = = die Pierinnen an,
Und ſag, ob wir uns nicht dazu mit ſtellen können?
Sie ſind mit gleicher Tracht wie wir auch angethan.

Ahasverus, den neulich meine Gehülfinn Iris, in einem Geſpräche mit einer griechiſchen Kaiſerinn, Eudoxia, aufgeführet; hatte ſeiner vormaligen Einfalt im Heirathen nunmehr ein wenig beſſer nachgedacht. Er erkannte es für ein bloßes Glück, daß er an der ſchönen Eſther zugleich eine gottfürchtende und vernünftige Gemahlinn angetroffen hatte. Deswegen lief er ganz unruhig unter den Todten herum, bis er die Kaiſerinn Eudoxia wiederfand. So bald ſie ſeiner anſichtig ward; rief ſie ihm mit einer freundlichen Mine entgegen:

Eudoxia. Wie ſtehts um die Schönheit, Ahasver? Haſt du dich mit deiner engliſchen Vaſthi wieder vereiniget; oder bleibt ſie noch bey ihrem vormaligen Eigenſinne?

Ahasver. Willſt du noch nicht aufhören, meiner zu ſpotten, Eudoxia? Es iſt hohe Zeit, ſolches zu thun. Ahasverus iſt nicht mehr der vorige Augenfreyer: denn ſeit der Zeit ich = = = =

Eudoxia.

Eudor. Iſt es möglich? Sollte ſich deine M
ſem Stücke geändert haben? Das wäre n
lieb!

Ahasv. So iſts, Kaiſerinn. Seit der Zei
ſprochen, habe ich allen deinen Vorſtellung
gedacht und befunden, daß du Recht gehal

Eudor. So glaubſt du denn nunmehr, daß e
Freyer nicht bloß auf die Geſtalt zu ſehen h

Ahasv. Ich bin ganz davon überzeuget.

Eudor. Und daß in ſchönen Leibern nicht allez
Seele wohne?

Ahasv. Auch davon bin ich verſichert. Me
fahrung hat michs gelehret.

Eudor. Und daß diejenigen thöricht ſind, di
wohlgebildeten Körper verlieben, ehe ſie no
the kennen, ſo darinnen wohnet?

Ahasv. Ey, du treibeſt deine Fragen zu wei
nicht genug daran, daß ich meinen vorigen
derrufe und dir Recht gebe? Soll ich mich
einen Narren erklären?

Eudor. Du biſt artig, Ahasver. Gleich n
werden. Hier unter den Todten trägt man
ken, ſein voriges ganzes Leben für was Thö
klären. Und wer ſich ſolches zu thun weige
zu verſtehen, daß ihm die Augen noch nicht
gangen ſind; und daß er noch etwas von ſeine
heit an ſich habe.

Ahasv. Du weiſt überaus klug zu reden.
doch glauben, du wäreſt ein Ausbund aller ge
ber geweſen.

Eudox. Das bin ich auch, ohne Ruhm zu melden; und was noch mehr iſt, meine Gelehrſamkeit hat mich zur Kaiſerinn gemacht.

Ahasv. Zur Kaiſerinn, wie ſoll ich das verſtehen?

Eudox. Mein rechter Name war anfänglich Athenais, und ich war aus keinem fürſtlichen oder adelichen Geſchlechte entſproſſen. Mein Vater war ein griechiſcher Weltweiſer in Athen, und hatte mich in allen Wiſſenſchaften, der damaligen Zeit nach, von Jugend auf unterrichtet. Geld hatte ich auch nicht: denn als mein Vater ſtarb, hinterließ er ſehr wenig; und meine beyde Brüder waren ſo eigennützig, daß ſie mir in der Theilung offenbar Unrecht thaten. Ich hatte alſo keinen Brautſchatz, und würde vielleicht niemals einen Freyer bekommen haben, wenn mich nicht meine Gelehrſamkeit ausgeſtattet hätte.

Ahasv. Wareſt du denn nicht ſchön?

Eudox. Du erinnerſt eben recht; denn ich hätte es faſt vergeſſen. Doch du kannſt daraus abnehmen, wie wenig ich mir auf die Geſtalt eingebildet habe: indem ich dasjenige gar vergeſſe, was dir eine andre zu allererſt geſagt haben würde. Ich war freylich von der Natur ſehr wohl gebildet. Es fehlte auch an Mannsperſonen nicht, die ihre Augen an meiner Schönheit vergnügten; aber deswegen bekam ich doch keinen ernſtlichen Freyer.

Ahasv. Wie kam denn das? Habe ich nicht ſelber ein armes Mädchen um ihrer Schönheit halber geheirathet?

Eudox. Weil in meinem Lande nicht viel ſolche reiche Männer waren, als du; ſo ſahen die Freyer auf einen Brautſchatz. Doch das war es nicht allein: die Gelehrſamkeit, die ich beſaß, ſchreckte ſo manchen ehrlichen Mann ab,

daß

daß er ſich nicht an mich wagen dorfte. Alle e
wies ich ein wenig ſpöttiſch ab, und alſo fi
ieder, daß ich ihm zu klug ſeyn würde.

Ahasv. Wie bekamſt du denn endlich einen A

Eudox. Beſſer, als ich iemals gedacht hatte.
Theodoſius, ein junger Herr, von ein und
ren, machte mich zu ſeiner Gemahlinn.
Glück, darüber ſich ganz Athen verwunderte

Ahasv. Wie gieng denn das zu? Er wird ſi
Jungfern aus ganz Griechenland haben zu
gen laſſen, um ſich eine davon zu erwähle
glücklich geweſen, daß es dich getroffen hat.

Eudox. Ey Poſſen! Du beurtheileſt andere Leu
nach dir ſelbſt. Kaiſer Theodoſius wußte
wie er an mich kam; es geſchah ganz von ohn

Ahasv. Ich merke ſchon: dein Vater wird di
gar zu ſtrenge Philoſophie beygebracht haben
dir kein Gewiſſen gemacht, deinen Landesh
Beyſchläferinn zu vergnügen.

Eudox. Du irreſt ſehr! Meine Philoſophie w
als du vielleicht denkeſt. Ich will dirs erzähle
Brüder thaten mir nach meines Vaters To
wie ich ſchon erwähnet habe. Darum begab i
förmlich an den kaiſerlichen Hof nach Conſtantin
über ihre Unbilligkeit zu beſchweren. Ich hatt
verwandten daſelbſt, der mich mit des Käiſers
Pulcheria, einer ſehr frommen Prinzeßinn
machte: denn durch dieſelbe hoffte ich in meiner
glücklich zu ſeyn. Meine Jugend und Geſt
den Augen der Prinzeßinn; mein unſchuldiges A
und meine ſtrenge Tugend, die ich der philoſophi

meines Vaters zu verdanken hatte, machten mich bey ihrem Verstande so beliebt, daß sie mir einen freyen Zutritt verstattete; und ungeachtet sie eine Christinn, ich aber noch eine Heidinn war, sehr gern mit mir umgieng. Sie trug wirklich meine Sache dem Kaiser vor, und machte demselben eine solche Abbildung von mir, daß er mich zu sehen verlangte. Er befahl also, mich in das Haus seines vertrautesten Ministers, des Paulinus, zu bringen; woselbst er meine Person so liebenswürdig, und meinen Umgang so angenehm fand: daß er beschloß, mich zu heirathen, wenn ich nur eine Christinn würde.

Ahasv. Da wird es vermuthlich hart gehalten haben! Ich forderte von meiner Esther nicht, daß sie eine Heidinn werden sollte: denn sonst hätte ich vielleicht einen Korb bekommen.

Eudor. Nein, Ahasver, die Religionsänderung fiel mir gar nicht schwer. Ich, als eine Philosophinn, hatte längst vor den närrischen Gottheiten der Heiden einen Ekel bekommen. Denn du magst es vielleicht noch nicht wissen, daß wir Weltweisen, mit dem Pythagoras, Sokrates, Plato und anderen großen Männern, den gemeinen Aberglauben des Pöbels allezeit verworfen, und nicht mehr als eine einzige Gottheit geglaubet haben. Daher war ich schon sehr wohl zubereitet, das Christenthum anzunehmen; dessen heilige Moral ohnedieß alle Weisheit der gelehrtesten Philosophen, ja noch mehr, in sich fassete. Paulinus, der Freund des Kaisers, unterrichtete mich darinnen, und gab mir bey meiner Taufe den Nahmen Eudoxia, das ist, die Rechtgläubige. Der Kaiser vermählte sich hernach öffentlich mit mir, und ich habe mit ihm viele Jahre in einer recht erwünschten Ehe gelebet.

Ahasv.

Ahasv. In der That, das alles ist sehr merkwürdig. Aber wie gieng es deinen geizigen Brüdern? Wahrlich, ich wollte wohl nicht an ihrer Stelle gewesen seyn.

Eudox. Ich sehe wohl, Ahasver, du kennest die Beschaffenheit eines philosophischen Gemüthes noch gar nicht. Meynest du denn, daß ich mich an meinen Brüdern gerächet habe? Du betrügst dich sehr! Das wäre eine schöne Weltweisheit gewesen, die mirs erlaubet hätte, nach den Trieben der allerniederträchtigsten Begierden zu handeln! Nein, ich war Meisterinn meiner Affecten; und wußte von keiner edlern Rache, als der Vergeltung des Bösen mit Gutem. Meine Brüder empfandens bald, daß sie nicht mehr eine dürftige Athenais, sondern eine reiche Eudoxia und mächtige Kaiserinn zur Schwester hätten. Ich vergab ihnen nicht nur ihre Beleidigung, sondern ich zog sie so gar bey Hofe zu den wichtigsten Bedienungen. Denn ich hatte sie auch vorhin nicht aus Rachgier, sondern aus Nothdurft verklagen wollen; weil ich nämlich sonst nichts zu leben gehabt hätte.

Ahasv. Das ist in der That eine wahrhafte Großmuth! Ich verwundre mich über dich, Eudoxia, und wenn du das gethan hast; so bist du bloß deswegen würdig gewesen, eine Kaiserin zu werden.

Eudox. Warum sollte ichs nicht gethan haben? Unsre griechische Philosophen hatten wohl noch herrlichere Dinge gethan. Diese stellte ich mir zu Mustern vor. Z. E. Lykurgus, ein großer Weltweiser und Gesetzgeber in Sparta, hatte unter den Vornehmsten der Stadt viel Feinde; weil er ihrem Prachte und Uebermuthe steuren wollte. Die Reichen, die damit übel zufrieden waren, verfolgten ihn einmal mit Steinwürfen: und als er in einen Tempel flie-

hen

hen wollte, schlug ihm ein junger verwegener Mensch ein Auge aus dem Kopfe. Man nahm diesen Menschen bald in Verhaft, und nach Untersuchung der Sachen ward er dem Lykurgus selbst in die Hände geliefert; um sich nach eigenem Belieben an ihm zu rächen. Und was meynest du wohl, was er ihm gethan habe? Die ganze Strafe war diese, daß er ihn zu sich nahm, und ihn in seinem Hause behielt. Die Güte und Freundlichkeit, die er ihm daselbst erwies, brachte es endlich so weit, daß dieser hitzige und boshaftige Mensch der weiseste und tugendhafteste Mann wurde.

Ahasv. Eudoxia, du bist in Wahrheit gelehrt; und ich wollte nichts mehr, als daß ich dich zu meiner Gemahlinn gehabt hätte.

Eudox. Zum wenigsten hat man mich in meinem Leben, durch alle Grenzen des römischen Kaiserthums, als eine weise Kaiserinn gepriesen; ja so gar zu meinem Andenken Ehrensäulen aufgerichtet: zu geschweigen, daß viele Väter der Kirchen viel Gutes von mir geschrieben haben.

Ahasv. In der That, du hast mich ganz umgekehrt. Wenn ich wieder lebendig werden könnte: so sollte man mich ganz anders freyen sehen, als ich vormals gethan habe. Die Schönheit ist für nichts zu achten, wenn sie nicht durch Verstand und Tugend schätzbar gemacht wird. Diese Stücke hingegen behalten ihren Werth und verdienen alle Hochachtung, wenn sie gleich in keinem engelschönen Leibe wohnen.

So weit geht dieses merkwürdige Gespräch; und ich habe dießmal meinen Lesern nichts weiter zu sagen, als daß ich ein Schreiben von ähnlichem Innhalte bekommen habe, welches mich auch veranlasset hat, mit der obigen Unterredung gleichsam eine Vorbereitung dazu zu machen. Ich will es meinen wertheſten Lesern mittheilen.

Geehrteſte

Geehrteſte Phyllis!

Ich gehe auf Freyers Füßen, und ſchreibe voritzt Abſicht an euch, daß ihr mir eine anſtändige ſen ſollet. Ich bin ein Gelehrter, dem ſeine Aelter Vermögen hinterlaſſen haben, davon ich ehrlich l wenn mir gleich mein ietziges Amt nicht 600 Rthl eintrüge. Ich bin noch, nicht dreyßig Jahr alt ſchwach von Perſon, und mehr klein als groß zu nem Umgang ſcheint eben niemanden verdrüßlich zu ſeyn: ſind nicht alle Geſellſchaften gleich angenehm. Ich b immer allein; ohne wenn mich etliche Gelehrte beſuc vor anderen für vernünftige Leute halte; oder wenn ic nen Gegenbeſuch abſtatte. Dieſes iſt die Abbildung, mir, ohne Gefahr erkannt zu werden, machen kann.

Nimmt es euch Wunder, daß ich bey ſo vortheil ſtänden doch nicht eine Frau finden könne: ſo hal theils Urſache dazu. Ich hätte freylich ſchon läng haben können, wenn ich auf Schönheit, Geld, Stan lanterie geſehen hätte. Allein meine Abſichten ſind wöhnlich, und manchem werden ſie gar abgeſchmackt r Ihr könnt es vielleicht errathen, daß ich eine gelehrte die mehr Verſtand als Schätze, mehr Tugend als Sc Ausſteuer habe. Ich weiß es gar wohl, daß viele mich auslachen werden. Iſt nicht in Rachels berühmter Sat Mängel des weiblichen Geſchlechts, auch die Gelehrſamke verworfen worden? Hat man nicht ein Frauenzimmer, n paar kluge Worte vorzubringen weiß, lächerlich zu mache Da muß ſie ſpottweiſe bald ein Zeitungslexicon, bald eine ſche Fama heißen. Einer andern Satire von Philander Linde nicht zu gedenken, darinnen ich folgende Verſe leſe:

Die edle Scudery, die Sappho unſrer Zeiten,
Und Dacieria, des Fabri Meiſterſtück,
Die mögen immerhin um Kron und Lorber ſtreiten,
Ein curieuſes Weib iſt nur ein mäßig Glück.

Dahero werden auch der Indianer Frauen
Zur Kinderzucht, und nicht zur Wissenschaft verpflicht.
Accursius will nicht der Weiber Weisheit trauen,
Selbst Juvenalis liebt gelehrte Weiber nicht.
Und Balzac wünscht sich ehr ein Weib mit rauchem Kinne,
Als eine weise Frau, die trotz dem Mann studiert.

Wiewohl das alles kann meinen Schluß nicht ändern. Die Indianer sind meine Gesetzgeber nicht. Der großbärtige Rechtslehrer Accursius mag sagen, was er will; und Juvenal, Balzac und alle satirische Poeten mögen darwider schreiben, so lange sie wollen. Ich weiß noch keinen klugen Ehemann, der sich über die Gelehrsamkeit seiner Frauen mit Grunde beschweret hätte. Ich halte es mit dem berühmten Engelländer, Thomas Morus, der einem seiner guten Freunde in einem lateinischen Gedichte räth, was er für eine Frau nehmen solle. Es fängt sich an: Proculque stulta sit, &c. Ich will es lieber deutsch hersetzen:

" Nimm dir ein Weib, die weder unaufhörlich thörichtes
" Zeug schwatzet; noch ein bäurisches Stillschweigen beobachtet.
" Ist es möglich, so sey sie gelehrt; wo nicht, so sey sie doch fä-
" hig, gelehrt zu werden. Glücklich ist diejenige, die aus den alten
" Scribenten weise Regeln und Sittenlehren zu ziehen weiß! Ist
" sie damit versehen: so wird sie weder in guten Tagen frech und
" stolz; noch im Unglücke niedergeschlagen und verzagt seyn. Du
" wirst an ihr eine anmuthige Freundinn, und eine muntre Ge-
" fährtinn deines Lebens haben. Deinen Kindern wird sie die Ge-
" lehrsamkeit mit der Milch einflößen, und sie von Jugend auf zur
" Weisheit halten. So wird dir in allerley Gesellschaften die Zeit
" lang werden; du wirst nach Hause eilen, und dich dem Umgange
" mit Mannspersonen entreißen, um in dem Schooße deines Wei-
" bes zu ruhen. Rührt sie ihr Seytenspiel, oder singt sie ein
" Lied von ihrer eigenen Arbeit; so wird ihre Stimme dir ange-
" nehmer seyn, als einer Nachtigall. Ganze Tage und Nächte wirst
" du mit ihr reden, und ihrer gelehrten Gespräche nicht satt wer-
" den

" den können. Mit einem lieblichen Zuſpruche wird ſie dich alle-
" zeit aufmuntern; deine Freude mäßigen, wenn ſie zu ſtark ſeyn
" möchte, und deinen Kummer lindern, wenn er dich nieder-
" ſchlagen ſollte. Beredſamkeit und Wiſſenſchaft werden bey ihr
" um den Vorzug ſtreiten. Eine ſolche Frau war das Weib des
" Orpheus. Denn wie hätte er ſich um eines dummen Weibes
" halber die Mühe genommen, ſie aus der Höllen wieder zu ho-
" len? Eine ſolche war die Tochter des Ovidius, die mit ihrem
" Vater in der Poeſie um den Vorzug ſtritt. Eine ſolche war
" Tullia, die von dem gelehrteſten und freundlichſten unter allen
" Vätern, dem Cicero, geprieſen worden. Eine ſolche war die
" Mutter der beyden Gracher, die eben ſo berühmt iſt, weil ſie
" derſelben Lehrmeiſterinn, als weil ſie ihre Mutter geweſen."
So weit Morus.

Seyd alſo von der Güte, geehrteſte Phyllis, und ſchlaget mir ein Frauenzimmer von dieſer Gattung vor. Iſt ſie nicht doctormäßig? genug, wenn ſie einigen Grund dazu gelegt hat, und die Fähigkeit beſitzet, weiter zu kommen. Ich ſuche einen angenehmen Zeitvertreib bey meiner Neigung zur Einſamkeit. Dieſen kann mir eine Perſon von gemeiner Gattung nicht verſchaffen. Wovon ſollte ich doch mit einer ſolchen reden? von ihrem Putze? von Caffee und Karten? von Küche und Keller? von neuen Zeitungen aus der Nachbarſchaft? Soll ich mir von ihr erzählen laſſen,

* * * * * * * wie bald die alte Katze
Die Wochen halten wird, und wenn des Nachbars Magd
Hat ihrem Curtiſan den Handel aufgeſagt? Philand.

Nein, ich kann mich unmöglich entſchließen, ein Weib zu nehmen, welches nicht klüger iſt, als ihre Aufwärterinn, oder die von der gröbſten Küchenmagd nur in Kleidungen, und zum höchſten in einer wollüſtigern Lebensart, unterſchieden iſt. Ein Bauer, ſo habe ich oft bey mir gedacht, ein elender Landmann iſt weit glücklicher im Eheſtande daran, als ein Gelehrter. Begegnet ihm in ſeinem Ackerbau, oder in ſeiner Viehzucht etwas: ſo hat er doch

ein Weib, die sich eben so gut darauf verstehet, als er selbst. Mit derselben überlegt er alles; mit ihr geht er zu Rathe: mit dieser freuet er sich auch. Ein Gelehrter hingegen, der den Namen mit der That führet, muß stumm bey seiner Frauen sitzen: oder wo er ja von seiner Profeßion zu reden anfängt, so macht er augenblicklich, daß seine Frau sprachlos werden muß.

Ich ergetze mich, so oft ich daran gedenke, wie der berühmte Dacier mit seiner gelehrten Frauen gelebet haben müsse. Ich stelle mir zum Exempel vor, wie beyde Ehegatten beysammen sitzen, und die weisen Sprüche des großen Kaisers Antoninus aus dem Griechischen ins Französische übersetzen. Welch ein angenehmer Streit ist dieses, da der Mann es der Frauen, die Frau aber dem Manne in der Gelehrsamkeit zuvor thun will; endlich aber sich mit einander vergleichen, und zuletzt ein Buch unter beyder Namen ans Licht stellen.

Ist mir dieses Glück einmal zugedacht, wertheste Phyllis, so kann ich es von niemanden anders als von euch erwarten. Sorget also für mich, und dafern ihr etwas findet, so sich für mich schicket, so berichtet es

Eurem

Elbstrom, den 20 Nov. 1726.

ergebensten
Musophilo.

Ich verspreche für den Herrn Musophilus aufs fleißigste zu sorgen, und ihm alsdann Nachricht zu geben.

Phyllis.

Das

****

Das L Stück.

Den 13 December, 1726.

Pietſch.

Zwar der Pedantenſchwarm, der Königreiche Laſt,
Das unbrauchbare Volk iſt ihm mit Recht verhaßt.

Meine Mitſchweſter Phyllis hat neulich dem pedantiſchen Frauenzimmer einen ſchlechten Gefallen gethan, indem ſie die Fehler deſſelben ſo deutlich abgeſchildert hat. Ich ſchließe dieſes aus verſchiedenen Briefen, die nach der Zeit bey mir eingelaufen ſind, und deswegen die bitterſte Klage geführet. Man hat ſeine Zuflucht zu mir genommen, weil ich allezeit die Partey des Frauenzimmers gehalten: und dieſes guten Vertrauens halber, will ich auch iezo dieſe eifrige Vertheidigungsſchreiben meinen Leſern mittheilen. Werden die Fehler des weiblichen Geſchlechts, dadurch es ſich der Pedanterey ſchuldig zu machen pflegt, nicht gänzlich abgelehnet und verantwortet werden können: ſo wird es ſich doch ein wenig das Müthlein kühlen, wenn es ſehen wird, daß unter jungen Mannsperſonen, die von der Galanterie Profeßion machen, eben ſo viel, wo nicht noch mehr Pedanterey, im Schwange geht.

Wertheſte Iris!

Mit der größten Empfindlichkeit habe ich, und meine Mitſchweſtern, das häßliche Blatt geleſen, welches eure Gehülfinn, Phyllis, neulich von der Pedanterey verfertiget hat. Was ſie darinnen von den Schulfüchſen, unter Mannsperſonen, geſchrieben; das möchte noch hingehen: aber mit unſerm Geſchlechte iſt ſie ganz unverantwortlich umgegangen. Ich und meine Geſpielinnen möchten doch wiſſen: was ſie immermehr veranlaſſet habe, unſere heimliche und faſt unmerkliche Fehler ſo ſchimpflich abzumalen? Wir waren in einer Geſellſchaft, und ſaßen an einem Caffeetiſche; als eben eine kützliche Mannsperſon mit dem verhaßten XLVIſten Stücke aufgezogen kam, und uns daſſelbe wider unſern Willen vorlas. Es war nicht anders, als wenn ihr euch ausdrücklich vorgenommen hättet, eben mich und meine Freundinnen anzugreifen: indem keine einzige ſich rühmen konnte, daß ſie verſchonet geblieben wäre. Da hättet ihr ſehen ſollen, wie wir alle nach einander, bald roth, bald blaß wurden, und ſo ſtille waren, wie die Mäuſe: bis der leichtfertige Menſch mit ſeinem Ableſen fertig war. Er bildete ſich ein, daß er uns eine rechte Bußpredigt gehalten hätte: denn weil er uns alle wohl kennete; ſo fiel es ihm nicht ſchwer, im Leſen, auf eine iede unter uns die Deutung zu machen. Inſonderheit ſchmerzte uns der nachſinnliche Schluß des ganzen Stückes, den unſer Leſer, mit einem ſpöttiſchen Tone und einer tiefen Beugung des Leibes, gegen die ganze Geſellſchaft vorbrachte. Wir dachten nicht anders, als daß er denſelben aus ſeinem eigenen verſchmitzten Kopfe hinzugeſetzt hätte; und fiengen allbereit an, auf ihn zu ſchmählen: als er uns das Blatt ſelbſt zu leſen gab, und es uns leichtfertiger Weiſe vorbuchſtabirte.

Hätte es eine iede von uns insbeſondere geleſen: ſo wäre doch die Beſchämung weit erträglicher geweſen. Wären wir hernach, irgend in der erſten Geſellſchaft, davon zu reden gekommen: ſo hätten wir alle einhällig angefangen, das garſtige Blatt herunter zu machen, und uns alſo mit zuſammengeſetzten Kräften

an

an der kützlichen Phyllis zu rächen. Allein in einer Versamm-lung von sechs Personen, darunter gewiß eine iede ihre Feindinn oder Neiderinn hat, auf solche Weise beschämet zu werden, das ist unerträglich! Wer kann sich in einem solchen Falle derge-stallt zwingen, daß man seine Verwirrung nicht blicken lassen sollte? Und wer ist im Stande, sich so zu verstellen, daß man es nicht ansehen könnte, wenn wir uns wodurch getroffen be-finden?

Meine und meiner Mitschwestern Bitte geht also dahin, inskünftige eurer Gehülfinn Phyllis, diese gar zu große Schärfe auf unser Geschlecht aus dem Sinne zu reden. Was hat sie immermehr davon, wenn wir ausgelachet werden? Oder, war-um macht sie uns mit dem Namen der Pedantinnen lächer-lich? Wäre es nicht genug, wenn sie unsere Fehler angemerket hätte? Mußte sie uns noch in eine so schimpfliche Rolle schreiben? Und wer weiß, was sie selbst für Pedanterеyen an sich haben mag! Wir kennen sie nicht; sonst wollten wir uns die Mühe nicht dauren lassen, einige davon nahmhaft zu machen, und lä-cherlich genug abzumalen. Es ist ein Glück für sie, daß wir nicht an ihrem Orte leben; sonst sollte sie einer so gerechten Rache gewiß nicht entgehen. Grüßet sie nur von unserntwegen, wer-theste Iris, und saget ihr, daß sie sich forthin ein wenig be-scheidener aufführe. Ich und meine Mitschwestern verharren Lebenslang,

Eure

M = = burg,
1726, den 29 Nov.

ergebenste Leserinnen,
N. N. N. N. N. N.

Wertheſte Iris!

Mit der größten Empfindlichkeit habe ich, und meine Mitſchweſtern, das häßliche Blatt geleſen, welches eure Gehülfinn, Phyllis, neulich von der Pedanterey verfertiget hat. Was ſie darinnen von den Schulfüchſen, unter Mannsperſonen, geſchrieben; das möchte noch hingehen: aber mit unſerm Geſchlechte iſt ſie ganz unverantwortlich umgegangen. Ich und meine Geſpielinnen möchten doch wiſſen: was ſie immermehr veranlaſſet habe, unſere heimliche und faſt unmerkliche Fehler ſo ſchimpflich abzumalen? Wir waren in einer Geſellſchaft, und ſaßen an einem Caffeetiſche; als eben eine kützliche Mannsperſon mit dem verhaßten XLVIſten Stücke aufgezogen kam, und uns daſſelbe wider unſern Willen vorlas. Es war nicht anders, als wenn ihr euch ausdrücklich vorgenommen hättet, eben mich und meine Freundinnen anzugreifen: indem keine einzige ſich rühmen konnte, daß ſie verſchonet geblieben wäre. Da hättet ihr ſehen ſollen, wie wir alle nach einander, bald roth, bald blaß wurden, und ſo ſtille waren, wie die Mäuſe: bis der leichtfertige Menſch mit ſeinem Ableſen fertig war. Er bildete ſich ein, daß er uns eine rechte Bußpredigt gehalten hätte: denn weil er uns alle wohl kennete; ſo fiel es ihm nicht ſchwer, im Leſen, auf eine iede unter uns die Deutung zu machen. Inſonderheit ſchmerzte uns der nachſinnliche Schluß des ganzen Stückes, den unſer Leſer, mit einem ſpöttiſchen Tone und einer tiefen Beugung des Leibes, gegen die ganze Geſellſchaft vorbrachte. Wir dachten nicht anders, als daß er denſelben aus ſeinem eigenen verſchmitzten Kopfe hinzugeſetzt hätte; und fiengen allbereit an, auf ihn zu ſchmählen: als er uns das Blatt ſelbſt zu leſen gab, und es uns leichtfertiger Weiſe vorbuchſtabirte.

Hätte es eine iede von uns insbeſondere geleſen: ſo wäre doch die Beſchämung weit erträglicher geweſen. Wären wir hernach, irgend in der erſten Geſellſchaft, davon zu reden gekommen: ſo hätten wir alle einhällig angefangen, das garſtige Blatt herunter zu machen, und uns alſo mit zuſammengeſetzten Kräften

an

an der kützlichen Phyllis zu rächen. Allein in ein
lung von sechs Personen, darunter gewiß eine iede i
oder Neidertin hat, auf solche Weise beschämet zu
ist unerträglich! Wer kann sich in einem solchen
stallt zwingen, daß man seine Verwirrung nicht
sollte? Und wer ist im Stande, sich so zu verstelle
es nicht ansehen könnte, wenn wir uns wodurch
finden?

Meine und meiner Mitschwestern Bitte geht
inskünftige eurer Gehülfinn Phyllis, diese gar zu gr
auf unser Geschlecht aus dem Sinne zu reden. W
immermehr davon, wenn wir ausgelachet werden? I
um macht sie uns mit dem Namen der Pedantin
lich? Wäre es nicht genug, wenn sie unsere Fehler
hätte? Mußte sie uns noch in eine so schimpfliche Roll
Und wer weiß, was sie selbst für Pedantereyen an
mag! Wir kennen sie nicht; sonst wollten wir uns
nicht dauren lassen, einige davon nahmhaft zu mache
cherlich genug abzumalen. Es ist ein Glück für si
nicht an ihrem Orte leben; sonst sollte sie einer so gere
gewiß nicht entgehen. Grüßet sie nur von unserntw
theste Iris, und saget ihr, daß sie sich forthin ein
scheidener aufführe. Ich und meine Mitschwestern
Lebenslang,

Eure

M = = burg,
1726, den 29 Nov.

ergebenste Le
N. N. N. N

Hochgeehrte Tadlerinn, Iris!

Was unterſteht ſich doch eure Pedantenmacherinn, Phyllis, unſern Putz, Gang, Zeitvertreib, ja alle unſere Geberden, Manieren und Beſchäfftigungen zu beurtheilen? Hat ſie ſonſt nichts zu thun, als auf unſere Kleinigkeiten zu ſehen, und uns dieſelben vorzurücken? Allem Anſehen nach verſteht ſie die wahre Galanterie ſehr ſchlecht: indem ſie Dinge tadelt, die überaus ſchön laſſen. Sie tadelt den langſamen Gang, den ich mir ſelbſt mit vieler Mühe angewöhnet habe. Soll ich denn, wie ein Rennthier, durch die Straßen laufen? Es ſagt, man ſtecke einen alten Pantoffel unter die Haare; aber ich merke es wohl: es iſt ihr darum nicht zu thun; ſie will nur nicht haben, daß man ſich ein Bißchen größer machen ſoll, als man iſt. Denn dieſes iſt die einzige Urſache, warum auch ich mir die Haare zwey Spannen hoch aufzuthürmen pflege. Hat ihr die Natur eine lange Statur verliehen; ſo mag ſie vergnügt ſeyn, und andere unverirret laſſen, die ihrer kurzen Perſon, durch hohe Abſätze und einen erhöheten Kopfputz, von unten und oben was anzuſetzen wiſſen. Sie tadelt uns, daß wir bisweilen mit bloßen Fingern etwas vorlegen. Daran haben wir nicht Schuld, ſondern diejenigen, die uns ſo oft die Hände küſſen, und verſichern, daß ihnen nichts beſſer ſchmecke, als was wir damit berühret haben. Das übrige mag ich, aus Verdruß, nicht einmal berühren.

Das aber verdrießt mich bis in den Tod, daß unſere junge Herren von ihr ſo ganz und gar übergangen worden. Hat ſie denn nach ihrer bekannten Scharfſinnigkeit an denſelben keine Pedantereyen wahrgenommen? Hat ſie aber dieſelben geſehen; warum übergeht ſie denn ſolche mit Stillſchweigen? Oder hat ſie dieſelben noch nicht bemerket; ſo will ich ihr auf die Sprünge helfen. Euch aber, wertheſte Iris, beſchwere ich, bey allem, was euch lieb iſt, dieſen Brief drucken zu laſſen.

Iſt es nicht Pedanterey, wenn iemand im Regen mit einem Rockelore gehet; den Hut aber in der Hand behält, um die gepu-

derte

derte Perrücke nicht zu zerdrücken? Ist es nicht Pe
einer im ärgsten Schnee den verbrämten Filz untern
um sein gekräuseltes Haar nicht aus der Form zu
es nicht Pedanterey, wenn man sich solche hohe Stie
setzet, daß man noch einmal so groß wird, als man
Ist es nicht Pedanterey, wenn iemand sich balsam
ihn zehn Schritte weit riechen kann? Ist es nicht
wenn iemand mit Stiefeln und Spornen geht, ob er
Tagen kein Reitpferd gesehen? Ist es nicht pedantis
das Camisol, mitten auf dem Bauche, nur mit ein
sammenhängt; unten aber alles offen läßt? Ist es
tisch, wenn einer seine Uhrkette beyleibe nicht andern
sche hängen läßt, als daß man sie gleich von vorn
Ist es nicht eine Pedanterey, wenn sich iemand das
mit Taback beschmutzet, um nur galant auszusehen
lich nicht pedantisch, bey kothigten Gassen mit weiße
zu gehen; beym Spiele eine Hand voll Thaler und
den Tisch zu werfen, wenn gleich nur 18 Pfennin
sind; sich selbst für denjenigen auszugeben, der unse
Pein und Leiden verursachen könne; auf öffentlichen
gen, vor hundert Leuten, ganz ernsthaft mit einem
Hand auf und nieder zu steigen; ein drey Ellen lange
um das Gefäß des Degens zu wickeln; den Bauch
ken, und den Kopf auf den Rücken zu tragen, wen
von Person mager ist; einen Haarbeutel zu brauchen
ist, als beyde Schultern? Und wer kann alle die
lächerlichsten Pedantereyen erzählen, die man fas
Augen sehen muß?

Dieses kleine Register bitte ich, eurer Phyllis,
allen Mannspersonen, vor Augen zu legen, und si
überführen, daß diese letzteren nicht Ursache haben,
kleinen Thorheiten unsers Geschlechts zu belustigen
ihren eigenen Busen gerochen. Dadurch wird uns
germaßen gerettet werden; und wie freudig will i

wenn ich merken werde, daß dieſes Schreiben das Allergeringſte dazu beygetragen habe. Ich bin

Eure

von Hauſe,
1726, den 30 Nov.

ergebenſte
Zelota.

Dieſen Augenblick, da ich eine kleine Anmerkung von dem Urſprunge der galanten Pedanterey machen will, erhalte ich ein neues Schreiben: wozu abermal meine Gehülfinn Phyllis mit ihrem letzten Blatte Gelegenheit gegeben. Ich muß alſo meine eigene Gedanken zurücke halten, und den noch übrigen Platz dieſes Papieres einem ſo wohlgeſetzten Brief einräumen. Denn es iſt billig, auch in dieſen letzten Blättern, lieber unſeren gütigen Correſpondenten zu willfahren; als etwas Schlechtes von meinen eigenen Betrachtungen herzuſetzen.

Geehrteſte Tadlerinnen!

Man hat hier geſtern das Schreiben des Herrn Muſophilus in dem neueſten Stücke eurer Blätter mit ſonderbarem Vergnügen geleſen. Je ſeltſamer dieſe Art von Freyern iſt; deſto mehr ſcheint ſie zu loben zu ſeyn: denn es iſt nichts billiger, als daß ein ieder ſeines gleichen heirathe. In eben der Abſicht ſchreibe ich ietzt an euch, in Hoffnung, daß ihr mir gleichfalls ein Paar Seiten in euren Schriften vergönnen werdet.

Ich ſchreibe aber im Namen des ſtudierenden Frauenzimmers an euch, welches gewiß, ſeit einiger Zeit, ſo ſelten nicht mehr iſt, als vor etlichen Jahren. Zum theil ſchreibe ich ſolches euren Aufmunterungen zu, die nunmehr faſt zwey Jahre her bey allen, die eure angenehme Blätter geleſen, zum wenigſten in dieſem Stücke, gute Wirkungen gehabt haben. Ich könnte euch nur aus unſerm Orte ein ziemliches Regiſter junger Jungfern mittheilen; welche

welche theils aus eigenem Triebe ſtudieren, theils
tung ihrer klugen Aeltern in allerhand galanten W
terrichtet werden. Denn es iſt faſt keine Straße
wo nicht ein Paar, auch wohl mehr, ſolche artig
den werden, die ietzt täglich etliche Stunden mit Bü
Und man kann ſich leicht die Rechnung machen, da
einer herrſchenden Sitte werden wird; indem de
ſonſt das Schwerſte zu ſeyn pfleget, bereits ſo gl
worden.

Bey ſo geſtalten Sachen dünkt mich, werde
Frauenzimmer gleichfals bald Urſache haben, ein
unter ihren Freyern zu halten, und inskünftige
wort zu geben, als demjenigen, der zum wenigſten
iſt, als ſie ſelbſt. Herr Muſophilus hat ſeinen
unwiſſenden Weibe ſehr lebhaft abgeſchildert: abe
nicht, daß eine ſtudierte Frau an einem ungelehrten
dergleichen Verdruß haben werde? Was meynt ihr,
artigen und aufgeweckten Weibe des reichen Argyri z
Er ſitzet wie ein Sprachloſer an ihrer Seite. Wed
noch ſonſt, redet er das Allergeringſte. Man ſieht
Runzeln vor ſeiner Stirne, und es ſcheint, als wenn
liche Wechſelrechnungen im Kopfe hätte. Was h
muntre Frau bey dieſem Manne für ein Vergnügen
ihre Jahre mit Kummer zu, und ſchmecket nicht den
von der wahrhaften Luſt des Eheſtandes. Woher kö
Sie hätte einen Gelehrten, das iſt, ihres gleichen hei

Ich beſorge ſehr, daß ein gleiches Unglück
ehrliches Frauenzimmer treffen wird, welches woh
Glückes würdig wäre. Ich kenne verſchiedene ma
fern, die man mit Recht gelehrt nennen kann, thei
ſchon ſind; theils, weil ſie ſchon auf gutem Wege ſi
den. Sie ſprechen ihr Franzöſiſches, auch zum T
Sie verſtehen die Geographie und Hiſtorie vollkomme
Zeitvertreib iſt ein wohlgeſchriebenes Buch: nicht ei

mane, ſondern geiſtliche, moraliſche und hiſtoriſche Bücher. Einigen iſt auch die Philoſophie ſelbſt angenehm worden, nachdem ſie Thomaſii Vernunft- und Sittenlehre geleſen, und, ohne Anleitung, alles von ſich ſelbſt verſtanden. Daß ſie eine ſchöne Hand ſchreiben, die Muſik verſtehen, und artig tanzen; mag ich nicht einmal erwähnen, weil dieſes nicht zu der Gelehrſamkeit gerechnet werden kann. Dieſes will ich nur noch hinzu ſetzen, daß viele auch an der Poeſie einen Geſchmack finden; nachdem ſie nämlich Gelegenheit haben können, einige Anleitung dazu zu erlangen.

Urtheilet nur ſelbſt, wertheſte Tadlerinnen, ob gelehrte oder ungelehrte Männer würdiger ſeyn werden, dergleichen geſchickte Kinder zur Beute darvon zu tragen? Dafern ihr Verſtand und Tugend liebet; ſo müßt ihr auch dergleichen gelehrtem Frauenzimmer das vollkommenſte Glück gönnen. Was wäre aber in ihrem künftigen Eheſtande für ein Glück zu hoffen; wenn ſie Männer an die Seite bekämen, die an Verſtand und Geiſt nicht beſſer wären, als ihre Kutſcher; und die ſich von ihren Dienern nur durch die bloße Kleidung unterſcheiden könnten? Ich ahme in dieſer Frage eurem Correſpondenten, Muſophilus, nach, und hoffe dazu eben ſo viel Grund zu haben, als derſelbe.

Meines Erachtens könnt ihr, durch eure Vorſtellungen, dieſem Uebel ein wenig zuvorkommen, und manche unglückliche Heirath verhindern: wenn ihr den Aeltern gelehrter Töchter die Warnung gebt, ſie ja keinem unſtudierten Manne zu geben. Es ſieht ſehr übel im Hauſe aus, wenn die Frau weiß, daß ſie klüger iſt, als der Mann. In dieſem Falle ſcheint ihr mit Recht die Herrſchaft zuzukommen: denn, was iſt billiger, als daß der Klügſte regiere? Der Mann aber will doch ſeinem Rechte nichts vergeben; und daher entſteht vielerley Ungemach für alle beyde. Warnet doch alſo alle unſtudierte Freyer, und bittet ſie, ſich an kein ſtudiertes Frauenzimmer zu wagen. Rathet hingegen allen Gelehrten, ſich auch gelehrte Bräute zu ſuchen. Die Gleichheit iſt der Grund aller wahren Freundſchaft. Der Eheſtand aber muß die allergenaueſte Freundſchaft von der Welt ſeyn: wo er nicht einen

unvernünftigen

" ich bedaure es, daß ein so treffliches Weib aus den Augen
" der Stadt entrissen wird, dergleichen man vielleicht nicht
" mehr sehen wird. Wie groß ist nicht ihre Keuschheit! Wie
" groß ihre Frömmigkeit! Wie groß ihre Ehrbarkeit! Wie
" standhaft ist endlich ihr Herz iederzeit gewesen! Zweymal
" ist sie ihrem ins Elend verwiesenen Manne gefolget; zum
" dritten male aber um seinetwegen selbst verwiesen worden."
Nachdem er ein und andere Proben von ihrer Großmuth im Unglücke angeführet hat, so fährt er weiter fort, und schreibt:
" Und wie angenehm ist nicht dieselbe dabey; wie leutselig,
" und, welches wenigen gegeben ist, wie ist sie doch zu gleicher
" Zeit eben so ehrwürdig, als liebenswürdig! Fürwahr, wir
" werden sie nachmals unseren Weibern als ein Muster vor-
" stellen können. Wir Männer selbst werden sie als ein Exem-
" pel des Heldenmuthes annehmen müssen: da wir sie mit eben
" der Bewunderung sehen und hören, als mit welcher wir
" von anderen in den Geschichtbüchern zu lesen pflegen."

So wenig Ehre es bringt, wenn iemand von Unverständigen gelobt wird: so herrlich ist es, von verständigen Leuten Ruhm zu erlangen. Fannia hat dieses letztere Glück gehabt, Plinius lobte sie; und welch ein kluger Mann war er nicht! Aus allen seinen Schriften sieht man es ganz deutlich, was für ein Kenner der wahren Tugend er gewesen. Sein Verstand und sein unsträfliches Verhalten hatten ihn unter dem Kaiser Trajan zu den höchsten Ehrenstellen in der römischen Republik erhoben: und man hat ihn allezeit für einen von den größten Männern unter allen Lateinern gehalten. Wenn nun ein solcher iemanden lobet: so hat man gewiß auf iedes Wort seiner Lobsprüche zu trauen.

Ich merke noch einen Umstand an, der den Ruhm dieser tugendhaften römischen Frau aus allem Zweifel setzet.

Plinius

****

Das LI Stück.

Den 20 December, 1726.

Frau von Kuntsch.

Die Wissenschaft, die Gabe der Gemüther;
Ein kluger Geist: das sind zwar solche Güter,
Die nicht verächtlich sind;
Doch kann man sie beständig nicht gewähren.

Fannia, eine Römerinn, muß eine Matrone von sonderbarer Tugend und rechtschaffenem Wandel gewesen seyn. Der jüngere Plinius, zu dessen Zeiten sie gelebet hat, weiß uns nicht sattsam zu beschreiben, wie hoch er sie geschätzet habe. Der neunzehnte Brief, in seinem siebenten Buche, ist ganz mit ihren Lobsprüchen angefüllet. Er schreibt an seinen Freund Priscus, und giebt ihm Nachricht von ihrer Krankheit. "Fanniens Krankheit bekümmert mich sehr;" heißt es gleich im Anfange. Er beschreibt die Gelegenheit und Ursache derselben, nämlich die Wartung und Pflege einer unpäßlichen vestalischen Jungfer, von welcher sie sich gleichfalls ein Fieber zugezogen. "Sie liegt am Fieber, schreibt er, der Husten " nimt zu; sie wird überaus mager; alle ihre Kräfte verschwin- " den: bloß der Geist ist noch munter, und nur ihr Gemüth " bleibt stark; dessen sich gewiß weder Helvidius, ihr Mann, " noch Thraseas, ihr Vater, zu schämen Ursache haben. Alles " Uebrige nimmt an ihr ab, und ich werde dadurch nicht nur " mit Furcht, sondern auch mit Schmerzen, erfüllet. Denn " ich

nicht alle Mannspersonen gelehrte Helden werden. Ist iemand ein wackerer Kriegesmann, ein guter Landwirth, ein verständiger Kaufmann, ein fleißiger Bürger und kunsterfahrner Handwerker; so hat er dem gemeinen Wesen, nach seiner Art, keine geringe Dienste geleistet. Die wahre Tugend schicket sich für alle Stände; und es ist keine Lebensart so geringe, darinnen man sich nicht redlich, treu, arbeitsam, vernünftig, sparsam, dienstfertig, gerecht, freygebig; kurz: als einen rechtschaffenen Mann, aufführen könnte.

Eben so ist es mit dem Frauenzimmer beschaffen. Ihr Stand, ihre Auferziehung, ihr Zeitvertreib, ihre Arbeit, ihr Ehestand, ihre Haushaltung und ihr ganzes Glück, können auf tausendfältige Weise unterschieden seyn. Allein es sey auch eine in was Umständen sie wolle; so kann sie sich doch allezeit durch die Tugend ein wohlgegründetes Lob erwerben. Sie kann allezeit keusch, friedfertig, geduldig, mäßig, aufrichtig und demüthig seyn. Sie kann allezeit im Glücke bescheiden, in Armuth vergnügt, im Unglücke gelassen, in Gefahr großmüthig, im Reichthume wohlthätig, erfunden werden. Sie wird allezeit Gelegenheit haben, gegen Höhere ehrerbiethig, gegen Geringere leutselig, gegen ihres Gleichen freundlich und vertraulich zu seyn. Sie wird allezeit gegen ihre Freunde ohne Falsch, gegen Feinde ohne Rachgier, gegen die Glücklichen ohne Neid, und gegen Unglückliche ohne Schadenfroh leben können. Welcher Stand, oder welche Lebensart kann sie endlich hindern, eine liebreiche Ehegattinn, eine vernünftige Mutter und kluge Hausfrau zu seyn? In Wahrheit, so viel Tugenden ich hier namhaft gemacht habe, und so viel andere ich noch hinzusetzen könnte: so viel herrliche Zweige und Blumen kann sie gleichsam brechen, um sich einen unverwelklichen Ehrenkranz daraus zu flechten.

Plinius pflegte aus dem Loben kein Handwerk zu machen: er lobte nicht ieden, der ihm vorkam: sondern wußte eine kluge Wahl zu treffen. Was ist wohl auf die Lobeserhebungen derjenigen zu halten, die eben so leicht etwas Schlechtes und etwas Mittelmäßiges; und dieses oftmals mehr, als das Allervollkommenste loben? Entweder sie verstehen sich auf dasjenige nicht, was sie loben; oder sie sind parteyisch; oder sie wollen endlich wiederum von iedermann gelobet seyn. Alle diese Dinge nun machen ihre Lobsprüche bey Vernünftigen unkräftig. Fannia ist so glücklich, einen Lobredner erhalten zu haben, der dieser Stücke halber gar nicht verdächtig ist. Er lobte zuweilen; aber nur was lobwürdig war. Er lobte; aber natürlich und ohne Schminke: und also darf man nicht besorgen, daß er von der oftgedachten Fannia mehr geschrieben, als geglaubet habe.

Meines Erachtens zeiget das Exempel dieser belobten Römerinn, wie viel Hochachtung und Ruhm ein Frauenzimmer sich durch die einzige Tugend zuwege bringen könne. Meine Gehülfinn Phyllis hat sich zuweilen für die Partey des gelehrten Frauenzimmers erkläret, und diejenigen vor anderen gerühmet, die ihren Verstand durch die Erlernung von allerley Künsten, und Wissenschaften aufzuklären, und zu größerer Vollkommenheit zu bringen suchen. Ich kann ihr in dem allen nicht widersprechen: denn wie könnte ich es leugnen, daß die Gelehrsamkeit eine löbliche Eigenschaft seyn sollte? Allein deswegen ist für das unstudierte Frauenzimmer der Weg zum Ehrentempel nicht verschlossen. Es geht mit dem weiblichen Geschlechte, wie mit dem männlichen. Dasselbe hat mancherley Mittel, empor zu kommen, und mancherley Lebensarten, darinnen es sich durch sein gutes Verhalten hervorthun kann. Es müssen ja nicht eben alle Knaben studieren. Es dörfen ja

nicht

die gewiß auf dieſe viel mehr Fleiß anzuwenden pflegen, als auf jene. Der Lauf der Welt hat Schuld daran. Wer Laſter abmalet, der iſt allezeit mit einer Menge ſolcher Perſonen umgeben; welche ihm die lebhafteſten Bilder von ihrem verhaßten Weſen eindrücken. Wer aber Tugenden ſchildern will, der muß mehrentheils aus ſeinem eigenen Kopfe eine Hirngeburt hervorbringen; davon das Original entweder gar nicht, oder doch ſehr unvollkommen in der Welt zu finden iſt.

Fannia war eine tugendhafte Frau: allein woher kam das? Sie hatte eine rechtſchaffene Mutter gehabt. Plinius hatte ſie gekannt, und konnte ſich nicht enthalten, bey dieſer Gelegenheit an dieſelbe zu denken. Er ſagt: "Die Krankheit der Tochter gienge ihm deſto mehr zu Herzen; weil es "ihm vorkäme, als wenn er ietzt die Mutter derſelben noch "einmal verlieren müßte. Fannia hätte ſo lange das Bild "derſelben vorgeſtellet: mit ihrem Tode aber würde ſie daſ"ſelbe gänzlich aus der Welt nehmen. Beyde hätte er ver"ehret, beyde hätte er geliebet; ja er wüßte ſelbſt nicht, wel"che von beyden ihm lieber geweſen wäre: ſie hätten aber "auch beyde von keinem Unterſcheide wiſſen wollen." Was iſt begreiflicher, als daß eine vernünftige und tugendhafte Mutter auch eine kluge und wohlgeſittete Tochter ziehen werde? Und was iſt hingegen natürlicher, als daß eine böſe wiederum nichts anders, als ihres gleichen zurichten könne? Es fällt den Kindern ſehr ſchwer, die Fehler ihrer Aeltern nicht nachzuahmen: wenn ſie nicht durch ein beſondres glückliches Naturell, oder durch anderweitige gute Zucht davon abgeleitet werden. Jene Frau Mutter unter den Krebſen, in der Fabel, gab ihrer Tochter die ſchönſten Lehren, wie man hübſch gerade zu, und vorwärts gehen ſolle. Sie wußte ihr die rück-

O daß nur Fannia, die tugendhafte Fannia, viele ihres gleichen nachgelassen hätte! Wie gern würde man es an ihnen übersehen, daß sie in Wissenschaften und Künsten sich nicht hervorgethan? Man würde sonst Gutes genug von ihnen sagen können, und bey ihrem Absterben den Lobrednern und Poeten nicht die Quaal auferlegen dörfen, Lobeserhebungen aus ihrem Kopfe zu ersinnen. Diese ehrliche Leute wissen bisweilen nicht, was sie von den Verstorbenen Gutes sagen sollen. Man muthet ihnen zu, die Todten zu loben, die sie doch niemals gekannt haben, und von welchen ihnen die Leidtragenden selbst nichts sonderliches zu sagen wissen; als daß sie gelebt haben, und gestorben sind. Wollten sie zuweilen gleich nach der allgemeinen Menschenliebe handeln, und von ihrem Nächsten alles Gute glauben, alle Tugenden vermuthen: so können sie auch dieses nicht ohne Beysorge eines übeln Ausganges thun. Wie? wenn sie eine Tugend, an der sogenannten hoch- und höchstseligen Leiche, zu loben anfiengen, davon alle Welt das Gegentheil glaubte? Würde das nicht die Todten mehr beschimpfet als gerühmet heißen?

Es ist ein rechtes Vergnügen, wenn man iemanden aus einer völligen Ueberzeugung von seinen guten Eigenschaften loben kann. Keine Beschäfftigung ist einem wohlgearteten Gemüthe angenehmer, als die Erzählung der Vollkommenheiten, die der, oder diese, wirklich an sich gehabt. Hingegen aber ist auch demselben nichts verdrießlicher, als ohne Grund Lobsprüche zu sagen; und einen Unwürdigen mit Erzählung derer Tugenden zu beschämen, die er niemals dem Schatten nach besessen. Wenn also heutiges Tages die Satiren gemeiniglich besser gerathen, als die Lobschriften: wer hat Schuld daran? Fürwahr nicht die Verfasser derselben;

die

einem Tugendliebenden nicht thun; folglich kann er auch nicht wahrhaftig geschimpfet werden. Ein ungegründeter Schimpf aber, ist gar kein Schimpf zu nennen.

Es ist indessen so leicht nicht zu besorgen, daß es der Tugend an Lobsprüchen fehlen werde. Pralet sie gleich mit ihren Eigenschaften nicht: so funkeln doch dieselben wie die Sterne, und machen sich sichtbar, indem sie an nichts weniger gedenken. Lucretia hat einen Livius, Tullia ihren eigenen Vater, den Cicero, und Fannia ihren Plinius zum Lobredner gefunden. Und ich glaube fest, daß es iederzeit eher an guten Exempeln, als an Lobrednern derselben fehlen werde. Das Andenken der drey berühmten Frauenzimmer, die Herr von Canitz, Herr von Besser und Herr Richey durch ihre Federn verewigt haben, wird wohl unsterblich bleiben. Und warum können nicht Väter ihren Töchtern diese Pflicht leisten, wie der vorhin angeführte Cicero gethan hat? Ein gleiches Exempel hat uns Ovidius von seiner Tochter aufgezeichnet; welches ich, aus dem siebenten Briefe des dritten seiner so genannten traurigen Bücher, in einer prosaischen Uebersetzung mittheilen will.

Gehe hin, du mein eilfertiges Schreiben, du treuer Dollmetscher meiner Gedanken, und grüße meine Tochter Perilla. Du wirst sie entweder bey ihrer liebsten Mutter sitzend antreffen, oder mitten unter den Büchern bey ihren Musen finden. Sobald sie von deiner Ankunft hören wird, wird sie alles stehen und liegen lassen, um zu wissen, woher du kömmst, und was ich mache? Sage nur, daß ich zwar noch lebe; aber so, daß ich mir den Tod wünsche: weil die Länge der Zeit mein Unglück nicht mindert. Thue ihr zu wissen, daß ich mich wieder zu den Musen gewendet, die mir doch geschadet haben; indem ich von neuem zu dichten angefangen. Frage sie derowegen: Legest du dich auch noch auf die Kunst deines Vaters, und folgest du noch seinem

gängige Bewegung als was höchſtunartiges vorzuſtellen. Allein die unſchuldige Tochter, der dieſe Lehren ſehr ſchwer fielen ins Werk zu richten; weil ihr der Krebsgang nicht nur von ihrer Jugend auf angewöhnet, ſondern angebohren zu ſeyn dünkte, konnte der kluglehrenden Mutter nicht beſſer antworten, als ſie that, indem ſie ſagte: Liebe Frau Mutter, zeigt mir doch einmal ſelbſt, wie ich gehen ſoll! Denn ſo bald die Mutter von der Stelle wollte, ſiehe, ſo gieng ſie rückwärts. Die Erklärung iſt leicht zu machen.

Nun iſt es zwar gewiß, daß auch die vollkommenſte Tugend nicht allezeit nach Würden gerühmet zu werden pfleget. Andere Eigenſchaften des Leibes und Verſtandes fallen ordentlich mehr in die Augen, als das ſtille Weſen der Tugend, welche von ſich ſelbſt kein Geräuſch machet. Es erkennet auch die Trefflichkeit derſelben niemand recht, als andere Tugendhafte: und da dieſe überall den kleinſten Haufen ausmachen; ſo iſt es leicht zu ſchließen, daß manche lobwürdige Perſon lebenslang ungerühmet bleibe. Geſetzt nun, daß dieſem allen ſo wäre; ſo muß doch die Liebe der Tugend deswegen nicht untergehen. Man muß ja das unvergleichliche Weſen derſelben nicht um der Ehre halber; ſondern um ſein ſelbſt willen lieben. Ein Tugendhafter wird von ſich ſelbſt und der allſehenden Gottheit genugſam geehret, wenn gleich ſonſt keine Creatur ſeine Eigenſchaften wahrnehmen ſollte. Sein eigen Gewiſſen giebt ihm ein gutes Zeugniß, und erfreuet ihn mit der ruhigen Empfindung, daß er das Seinige gethan, und ſeine Pflicht erfüllet habe. Wenn dabey alle Welt ſich bemühen möchte, ihn zu verunehren; ſo hält er ſich nicht beſchimpfet. Denn was heißt einen ſchimpfen, anders, als die Unvollkommenheiten erzählen, die er durch ſeine Schuld an ſich hat? Mit Grunde der Wahrheit kann man dieſes von

einem

reicher Kopf überall; und der Kaiſer ſelbſt hat nicht das Geringſte darüber zu befehlen gehabt. Man ſtoße mir ein wütendes Schwert durchs Herz; auch nach meinem Tode wird mein Ruhm noch leben. So lange das ſiegende Rom von ſeinen Bergen den bezwungenen Weltkreis anſehen wird: ſo lange wird man meine Schriften leſen. Folge du meinem Exempel, und entreiß deinen Geiſt, ſo viel dir möglich iſt, dem bevorſtehenden Grabe. Gott gebe, daß dich die Muſen glücklicher machen mögen, als mich!

Wer kann ein ſo zärtliches Schreiben eines rechtſchaffenen Vaters an ſeine Tochter ohne Bewegung leſen? Rühmet er gleich dieſelbe wegen ihrer Poeſie; ſo hat er doch auch ihrer Tugend nicht vergeſſen: und dieſe wird der Welt ſo lange bekannt bleiben, als Ovidii Schriften dauren werden. Wenn werden aber dieſelben untergehen? Ich ſchließe mit Günthern, der gleichfalls durch ſeine Gedichte die Tugend ſo manches Frauenzimmers verewiget hat; darunter die gelehrte Frau von Breßler eine der vornehmſten iſt:

Denn was von Menſchen lebt, iſt Tugend und Verſtand,
Und Kunſt und Wiſſenſchaft; das andre deckt der Sand.

Calliſte.

Exempel? Die Natur und das Verhängniß, liebe Tochter, haben dir schamhafte Sitten, seltene Gemüths- und Leibesgaben, und einen fähigen Witz verliehen. Ich habe dich zuerst an die Hippokrene geführet, damit deine reiche poetische Ader nicht versiegen möchte. Da du noch ein zartes Mädchen wareſt, sah ich deinen muntern Kopf schon, und bin als ein Vater dein Wegweiser und Geleitsmann in der Poesie gewesen. Wohnt also dieser Trieb noch in deiner Bruſt; so wird dich niemand, als die lesbische Poetinn, Sappho, im Dichten übertreffen. Allein ich besorge, daß mein Unfall dich darinnen gestöret habe, und daß dein Geist, meines Unglücks wegen, ermüdet seyn werde. So lange ich zu Hause war, pflegte ich dir meine Gedichte, und du mir die deinigen vorzulesen. Oft war ich dein Richter; oftmals auch dein Lehrmeister. Bisweilen hörte ich deine neuverfertigte Arbeit mit Lust; bisweilen beschämte ich dich, wenn du nichts rechtes gemacht hatteſt. Vielleicht hast du dich an meinem Exempel gespiegelt, und einen Abscheu vor der Beschäfftigung bekommen, die mir geschadet hat. Doch Perilla, sey nur getrost! wenn nur deine Schriften kein Frauenzimmer zum Ausschweifen bewegen, und kein Herz zur Liebe reizen. Schaffe alles bey seite, was dich träge macht, und begib dich wieder zu den freyen Künsten, die gleichsam dein Heiligthum gewesen sind. Dein schönes Antlitz wird mit den Jahren seinen Glanz verlieren, und lauter tiefe Runzeln auf seiner veralteten Stirne zeigen. Das schädliche Alter, welches heranuahet, ehe mans merket, wird deine Schönheit vernichten. Wird man dann von dir sagen: Diese ist sehr schön gewesen; so wirst du dich betrüben und schmerzlich klagen, daß dein Spiegel ein Lügner sey. Dein Vermögen ist klein, wiewohl du großer Güter und Schätze würdig bist. Aber bilde dir ein, du seyst das reicheste Frauenzimmer von der Welt. Das Glück beschenket und beraubet, wen es will: Wer heute ein Crösus ist, der kann morgen Irus heißen. Was soll ich viel sagen? Alles Unsrige ist vergänglich; ausgenommen die Gaben unsers Geistes und Gemüthes. Schaue nur auf mich. Wenn ich gleich des Vaterlandes, meiner Angehörigen, und alles des Meinigen beraubet worden; so begleitet mich doch mein sinnreicher

heit aufhören; mit welcher man sie zu schreiben angefangen. Ist es wahr, daß ein großes Buch ein großes Uebel sey: so ist es hohe Zeit, die vernünftigen Tadlerinnen mit dem andern Bande zu schließen. Ein einziger Jahrtheil wäre zu klein gewesen: drey Theile hergegen würden vielen schon zu groß zu seyn scheinen. Zween Bände halten das Mittel, und wenn es dabey sein Bewenden hat; so machet man sich die Hoffnung, dadurch einen doppelten Vorwurf abzulehnen: einmal, daß man gar zu wenig geschrieben, das andre mal aber, daß man gar kein Ende finden können.

Beyde Vorwürfe können mit guter Wahrscheinlichkeit besorget werden. Der erste zwar von den Gönnern und Liebhabern dieser Blätter, die sich die Mühe bisher nicht dauren lassen, ihnen wöchentlich einen viertelstündigen Anblick zu schenken. Diese hätten vielleicht, bey einem gar zu frühzeitigen Beschlusse dieses Werkes, den Urheber desselben entweder eines Unvermögens, oder gar einer Faulheit beschuldigen können. Warum fängt man etwas an, welches man entweder nicht fortsetzen kann, oder doch nicht fortsetzen will? so würde es geheißen haben. In Wahrheit, eine wohlgegründete Frage; die man auch allezeit vor Augen gehabt, wenn man gleich anderer Ursachen halber Lust gehabt hätte, schon vor einem Jahre zu beschließen. Der andre Vorwurf hingegen war von denen zu befürchten, welche die vorhergehenden Papiere entweder für etwas ganz Unnützliches und Verächtliches; oder gar für etwas Schädliches angesehen haben. Diese Art von Personen würde, bey längerer Fortsetzung solcher schlechten Blätter, nur desto verdrießlicher geworden seyn. Will es denn mit den Bagatellen noch kein Ende nehmen? würden sie vielleicht gefraget haben. Vielleicht hätten sie

****

Das LII Stück.

Den 27 December, 1726.

Canitz.

Ein ander legte nicht so bald den Griffel nieder,
Doch ist mir alle Schrift, die Stacheln führt, zuwider.

Dieses soll das letzte Stück des andern Jahrtheiles, und überhaupt aller der Blätter seyn, die bisher unter dem Namen der vernünftigen Tadlerinnen herausgekommen sind. Ehe ich aber von meinen bisherigen Lesern Abschied nehme; habe ich ihnen noch verschiedenes zu sagen: was theils zu meiner Rechtfertigung, theils ihnen selbst zur Nachricht dienen wird. Dieses Blatt soll also eben des Inhalts seyn, dessen sonst die Vorreden der Bücher zu seyn pflegen.

Meine Leser mögen von dem Schlusse dieser wöchentlichen Schriften denken, was sie wollen: so viel kann man sie mit Vergnügen versichern, daß es ein ungezwungener und ganz freywilliger Schluß sey. Keine verdrießliche Zufälle haben es so weit bringen können, daß man wäre genöthiget worden, vor der Zeit, die gleich Anfangs zu diesen Blättern bestimmet war, die Feder niederzulegen. Jetzund, da man seinen vormaligen Zweck, so viel es sich hat thun lassen, erreichet hat: so kann man mit eben der, ja mit größerer Zufriedenheit

heit aufhören; mit welcher man sie zu schreib
Ist es wahr, daß ein großes Buch ein großes
ist es hohe Zeit, die vernünftigen Tadlerinnen
dern Bande zu schließen. Ein einziger Jah
klein gewesen: drey Theile hergegen würden
groß zu seyn scheinen. Zween Bände halte
und wenn es dabey sein Bewenden hat; so m
die Hoffnung, dadurch einen doppelten Vorwu
einmal, daß man gar zu wenig geschrieben,
aber, daß man gar kein Ende finden können.

Beyde Vorwürfe können mit guter Wa
besorget werden. Der erste zwar von den Gön
habern dieser Blätter, die sich die Mühe bishe
lassen, ihnen wöchentlich einen viertelstündige
schenken. Diese hätten vielleicht, bey einem ga
tigen Beschlusse dieses Werkes, den Urheber des
der eines Unvermögens, oder gar einer Faulheit
können. Warum fängt man etwas an, welches
der nicht fortsetzen kann, oder doch nicht fortse
würde es geheißen haben. In Wahrheit, eine
dete Frage; die man auch allezeit vor Augen g
man gleich anderer Ursachen halber Lust gehabt
vor einem Jahre zu beschließen. Der andre A
gegen war von denen zu befürchten, welche die
den Papiere entweder für etwas ganz Unnützlich
ächtliches; oder gar für etwas Schädliches ange
Diese Art von Personen würde, bey längerer F
cher schlechten Blätter, nur desto verdrießlicher g
Will es denn mit den Bagatellen noch kein E
würden sie vielleicht gefraget haben. Viellei

auch einigermaßen Urſache, ſolches zu thun: und alſo habe ich in doppelter Abſicht beſchloſſen, die Mittelſtraße zu halten, und mit dieſem andern Theile aufzuhören.

Ich ſchreibe hier als eine einzelne Perſon, da doch in den vorhergehenden Schriften, faſt durchgehends, im Namen etlicher Perſonen geſchrieben worden. Keines von beyden iſt ohne einen zureichenden Grund geſchehen. Der allererſte Anſchlag, dieſe Blätter ans Licht zu geben, iſt wahrhaftig von dreyen gemachet; auch wirklich von dreyen, ins Werk zu richten, angefangen worden. Die, durchs Loos, alſo benamte Calliſte hat die beyden erſten, Phyllis das dritte, und Iris das vierte Stück des erſten Jahres gemacht: ungeachtet man es nicht für nöthig befunden, die rechten Namen darunter zu ſetzen. Phyllis ließ es, guter Urſachen halber, bey dem einzigen Stücke, von ihrer geſchickten Arbeit, bewenden. Iris aber verfertigte noch das ſechste, das zwanzigſte und acht und zwanzigſte Stück; und ſo gut ſelbige von iedermann aufgenommen wurden: ſo fand ſie gleichfalls weiter kein Belieben, an der einmal angefangenen Arbeit ferner mit Theil zu nehmen. Calliſte ſah ſich alſo von ihren Gehülfen verlaſſen; aber auch zugleich genöthiget, das einmal angefangene Werk allein fortzuſetzen. Zwar fand ſich, bald Anfangs, eine geneigte Muſe, Clio, welche das achte Stück in der Ordnung ausarbeitete, auch nachmals das neun und zwanzigſte hinzu that: die aber in dieſer Auflage mit ganz neuausgearbeiteten Blättern vertauſchet worden. Doch blieb der Calliſte die ordentliche Verfertigung aller übrigen Blätter dergeſtalt auferleget, daß ſie wirklich alle übrige ſelbſt abgefaſſet, auch dieſen ganzen andern Jahrtheil ohne andere Hülfe hinausführen müſſen.

Wäre

Wäre mirs erlaubt, meine ietzt erwähnte
hier mit Namen zu nennen: so würde ein ied
es Leute sind, die sich durch ihre Geschicklichke
lehrten Welt schon sonst bekannt gemacht haben.
gute Aufnahme dieser Blätter, großentheils
und scharfsinnigen Aufsätzen zuzuschreiben ist:
ihnen einen öffentlichen Dank dafür schuldig z
will ihnen denselben hiemit abgestattet haben, u
besondern Ruhme ihre Namen entdecken. Ph
Professor J. F. May; Iris der selige J. G.
wesen. Ich weiß, daß sie mir diese Freyheit nich
werden: da ich mich ihrer werthen Freundschaft
chert gehalten habe. Meinen Lesern aber wird
angenehm fallen, wenn sie diejenigen kennen we
ihrem Nutzen und Vergnügen, gleich im Anfange
kes, so viel beygetragen haben.

Ohngeachtet nun die sogenannte Calliste e
sahe, daß sie allein übrig geblieben wäre: so n
nicht rathsam, solches öffentlich, durch die Unt
ihres Namens, bey iedem Stücke zu gestehen. D
nur die von dem kaum angefangenen Werke hin
gefaßte gute Meynung gemindert haben. Dr
nen trauet man mit gutem Grunde mehr zu, al
gen: und wie mistrauisch würde man gegen die g
nicht geworden seyn, wenn sie, als ein Frauenzim
sie noch fast überall gehalten wurde, sich unterst
wöchentlich ein neues Blatt, und zwar ohne alle
verfertigen? Man trauet ohnedem dem weiblich
te weniger zu, als man vielleicht Ursache hat:
größer würde diese Verwägenheit manchem gesch

Man sah also auf ihren Blättern dreyerley Namen stehen; ja, sie bezog sich auch in denenselben zuweilen auf ihre Gehülfinnen, ohngeachtet sie aus einer Feder kamen.

Dünkt dieses iemanden unerlaubt, oder gar auslachenswürdig zu seyn; so darf er nur bedenken: Daß es erstlich nichts neues sey, wann sich Scribenten falsche Namen geben. Zum andern erwäge man, daß es ja einem ieden frey steht, sich zu nennen, wie er wolle; ja in verschiedenen Schriften auch verschiedene Benennungen anzunehmen. Die Exempel davon sind so häufig, daß es nicht nöthig ist, ein einziges anzuführen. Warum sollte es aber dergleichen Gelehrten verbothen seyn, auch ihre eigene Schriften, die sie unter einem fremden Namen herausgegeben, als fremde anzuführen: da man es keinem übel nimmt, der sich auf denjenigen beruset, die er unter seinem eigenen Namen drucken lassen. Alle diese Rechte konnten mir, aus oberwähnten Ursachen, auch zu statten kommen: und ich weiß, daß billige Richter mir dieselben nicht absprechen werden.

Indem ich mir aber dergestalt den gröſseſten Theil des ganzen Werkes zueigne: so will ich doch dadurch meinen wertheſten, und zum Theil hochgeschätzten Correspondenten, ihre Ehre nicht rauben; noch ihnen dasjenige absprechen, was ich mir selbst mit gutem Gewissen nicht zueignen kann. Nein, ich gestehe vielmehr, und der Augenschein selbst wird einen ieden überführen, daß die eingerückten scharfsinnigen, und oft recht lehrreichen Schreiben, fast den gröſsten Theil meiner Papiere angefüllet. Wie viel dadurch der Zierde und Nutzbarkeit derselben zugewachsen, das darf ich nicht sagen; weil es für sich

selbst

entdecken vermeynet: wenn sie sich bemühet, kund zu thun, daß die Verfasser derselben nicht wahrhafte Frauenzimmer, sondern Mannspersonen, wären. Ich lasse es dahin gestellet seyn, in wie weit man unter den Gelehrten befugt sey, Scribenten zu entdecken, die aus guten Ursachen nicht erkannt seyn wollen. Allein, was haben sie doch damit der Welt für einen Dienst gethan? Wird denn etwa die Wahrheit nicht Wahrheit, und die Tugend keine Tugend bleiben: wenn ein Blatt von einer männlichen Feder herkömmt? Ist dasjenige wohl gegründet, was geschrieben wird; ist es nur der Vernunft und Religion gemäß: was ist denn daran gelegen, wer es geschrieben hat? Eine solche Verstellung, als in diesen Schriften geschehen ist, kann auch zu vielem Guten dienen: und ich glaube, daß auch die meinige mehr genützet, als geschadet habe. Diese Blätter sind von unzähligem Frauenzimmer gelesen worden, die sich vielleicht keine Mühe darum gegeben hätten, wenn sie unter männlichen Namen herausgekommen wären. Dieses ist eine Absicht mit bey Verfertigung derselben gewesen, und dieselbe hat man durch ein so unschuldiges Mittel erreichet. Will man es etwa verbiethen, dem Frauenzimmer einen nützlichern Zeitvertreib zu verschaffen, als es bey Lesung eines wollüstigen Romans zu haben pflegt? Ist es eine Sünde, einer ganzen Hälfte des menschlichen Geschlechts, auch in dem geringsten Stücke zu dienen? So mag man auch einen gelehrten Erzbischof von Cammerich, Fenelon, bestrafen, daß er von Auferziehung der Töchter ein ganzes Buch geschrieben. Oder ist es mir nur allein nicht erlaubt, ein solches Mittel dazu anzuwenden, welches so viele andere vor mir gebraucht haben?

Meine Absicht ist in diesen Blättern niemals gewesen, lauter neue Wahrheiten aus der Sittenlehre; oder eitel scharfsinnige und ungemeine Gedanken; oder seltsame Erfindungen und unerhörte Einfälle, ans Licht zu geben. Meines Erachtens ist schon Wahrheit genug in der Welt vorhanden, um glücklich zu werden: und je älter eine Wahrheit ist, desto mehr trägt sie gemeiniglich zur Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts bey, wann sie nur von uns erkannt und ausgeübet wird. Daran fehlt es aber am meisten. Ich habe mich also bemühet, die gemeinsten Sachen auf eine veränderte und neue, und, so viel mir möglich gewesen, angenehme Art vorzutragen. Ich habe die Materien vielfältig abgewechselt, um keiner Gattung von Lesern einen Ekel zu erwecken. Ich habe mich endlich auch bemühet, deutlich und natürlich zu schreiben, damit mich auch die Unstudierten lesen und verstehen möchten: und mich dünkt, daß ich, zum allerwenigsten in diesem Stücke, meinen Zweck erhalten habe. Viele Bücher, die heraus kommen, werden bloß angesehen; wofern sie Kupfer haben, ein wenig durchblättert, und hernach in den Bücherschrank gesetzet. Meine Blätter aber haben zum wenigsten das Glück gehabt, daß sie gelesen worden, und zwar nicht nur einmal, sondern oft zehn, ja funfzehn mal; so gar, daß einige darüber besudelt und zerrissen worden. Darf ich die Wahrheit sagen, so ist mir solches weit lieber; als wenn man sie sauber aufgehoben und ungelesen, in einem vergoldeten Bande, dem Staube und den Motten überantwortet hätte.

Einige Uebelgesinnete haben, Zeit währender Fortsetzung dieser Blätter, der Welt große Geheimnisse zu entdecken

entdecken vermeynet: wenn sie sich bemühet,
daß die Verfasser derselben nicht wahrhaf
mer, sondern Mannspersonen, wären. Ic
hin gestellet seyn, in wie weit man unter
befugt sey, Scribenten zu entdecken, die a
sachen nicht erkannt seyn wollen. Allein, n
doch damit der Welt für einen Dienst geth
denn etwa die Wahrheit nicht Wahrheit,
gend keine Tugend bleiben: wenn ein Bl
männlichen Feder herkömmt? Ist dasjenige
det, was geschrieben wird; ist es nur der A
Religion gemäß: was ist denn daran gelegen, w
ben hat? Eine solche Verstellung, als in die
geschehen ist, kann auch zu vielem Guten dien
glaube, daß auch die meinige mehr genützet,
det habe. Diese Blätter sind von unzähligem
mer gelesen worden, die sich vielleicht keine A
gegeben hätten, wenn sie unter männlichen
ausgekommen wären. Dieses ist eine Absicht n
fertigung derselben gewesen, und dieselbe hat m
so unschuldiges Mittel erreichet. Will man e
biethen, dem Frauenzimmer einen nützlichern Ze
verschaffen, als es bey Lesung eines wollüstig
zu haben pflegt? Ist es eine Sünde, einer ga
des menschlichen Geschlechts, auch in dem gering
zu dienen? So mag man auch einen gelehrten
von Cammerich, Fenelon, bestrafen, daß er
ziehung der Töchter ein ganzes Buch geschrieben
es mir nur allein nicht erlaubt, ein solches M
anzuwenden, welches so viele andere vor mir gel

ſchimpfen; was ſie vielleicht beſſer hätten machen können, wenn es ihnen beliebt hätte. Es kann ſeyn, daß ich zuweilen gefehlet habe: mit meinem Wiſſen und Willen aber iſt es nicht geſchehen. Iſt alſo in allen bisherigen Blättern etwas zu finden, was der Vernunft und Religion, der Wahrheit und Tugend zuwiderläuft: ſo will ich ſolches nicht geſchrieben haben. Mich dünkt auch, daß ich zuweilen Proben gegeben habe, wie leicht ich mir weiſen laſſe, wenn man mich eines Verſehens überführet. Meine Vertheidigung überlaſſe ich künftig demjenigen Theile meiner Leſer, die mich ihrer Gewogenheit würdig ſchätzen wollen, und alſo ſchließe ich: wiewohl in einem ganz andern Vorſatze, als derjenige iſt, womit der ehrliche Günther ein gewiſſes Gedicht beſchloſſen:

Ich hab es faſt verredt, die Wahrheit mehr zu ſagen.

Ende des andern Theils.

Regiſter.

Die erſte Zahl bedeutet den Theil, die andre die Seite.

A.

Abälard verlobt ſich heimlich II. 58
Abel, eine jüdiſche Academie II. 211 fg.
Abendſtern hat kein eigen Licht II. 96
Aberglauben, was er ſey? I. 359 viele Proben deſſelben I. 360 fgg. woher er entſtehe? I. 364 fg. iſt ein unheilbares Uebel I. 365
Abgötterey der Jocaſta II. 408
Abſichten der vernünftigen Tadlerinnen I. 6, 348
Achtlos tractirt ſeine Liebſte I. 28
Adeliche, ob ſie aus bürgerlichem Stande heirathen ſollen I. 308
Adelliebinn ſchlägt einen Beſuch ab II. 80. ſpazieret des Nachts mit einem verbrämten Junker II. 81 vertheidigt ſich II. 218
Aeltern lieben ein Kind mehr I. 276
Aemilia, eine Heuchlerinn I. 157, 161
Ahasver, ein wunderlicher Freyer II. 412 iſt klüger worden den II. 458
Ahlke, gebohrne Klingsklang, ihr Schreiben II. 170

Akademie der Portugiesen hat eine schwülstige Beredsamkeit II. 367
Alcander, ein Schmeichler I. 93
Alterthum, dessen edle Einfalt II. 400
Altvettelinn, eine Abergläubische I. 358 erforschet ihres künftigen Bräutigams Namen I. 360
Amadis wird mit Homero verglichen II. 158
Amanda, eine Tugendhafte I. 133
Amaryllis, eine Spielerinn I. 118
Amazonen, ihre Republik I. 51
Amianthe schenkt einen Ring weg I. 28
Ammen verderben die Kinder II. 451 Wahl derselben II. 455
Amöna ist eigensinnig I. 454
Amourette hält Müllers Liebeskuß und das Hohelied Salomonis vor Romane I. 375
Amyntas ein Spieler I. 118
Andacht, gehörige in der Kirche I. 25
Antiqvitäten Orden II. 329. 421
Antonia wird bewundert I. 173
Antoninus lobt die Keuschheit II. 55
Aphrosine eine Pedantinn II. 433
Apollo Ueberschrift, göldene, über dessen Tempel II. 304 wer er gewesen II. 304
Araminte, ein Frauenzimmer, so der Patriot beschrieben I. 190
Arcadische Schäfer, ob sie die Poesie erfunden II. 75
Aretine ihr Schreiben I. 167, fg.
Arethophilus sein Schreiben II. 52
Argisthausen (Herr von) II. 164
Argwohn der Männer wird beschrieben II. 384
Argyria könnte glücklich heirathen II. 226
Arienbuch, dessen Innhalt II. 29
Arimene, ein Fräulein, läßt sich entführen I. 308
Aristides wird unverdienter Weise ins Elend verwiesen I. 302 fg. seine Standhaftigkeit eb. das.
Artigkeit steht Gelehrten wohl an II. 140

Aſtuta kömmt in Nachrede II. 27
Auferziehung verwahrloſet die Kinder II. 64. 398 des Frauenzimmers, wie ſie insgemein iſt I. 45 eine gute I. 343
Ausdruck einer zärtlichen Verliebten II. 244 der kurze und ſinnreiche wird angeprieſen II. 288 etliche unrichtige werden entblößet II. 315, fgg.
Ausländer, was ſie von uns urtheilen I. 436
Auszüge der Bücher, was ſie ſeyn ſollten II. 129

B.

Baggatelle, eine Pedantinn II. 429
Banage, Verſe auf ihn I. 433
Beatrix wird geliebet II. 280
Begierde zu gefallen, ob ſie ſtrafbar iſt I. 56
Begierdendorf (Fr. von) II. 164
Behmeno, ein Deutſchverderber I. 17. 42
Belderin, ſein verliebter Brief II. 297
Bellinde I. 20, fgg.
Belline giebt eine Beſchreibung von einem galant homme I. 81 will angebethet ſeyn I. 109
Beredſamkeit iſt verfallen II. 44 Woher es komme II. 45 iſt dem geiſtlichen Stande anheim gefallen II. 47 portugieſiſche II. 367
Beſſers Schriften I. 17
Beurtheilung der menſchlichen Händel II. 181
Bewegungsgründe wider die Laſter II. 173, fg.
Bewunderung entſteht aus Unwiſſenheit II. 183
Bibliothek für Frauenzimmer I. 199, fgg. 257
Bibo, Vorſtellung an denſelben II. 121
Bierfreund wünſcht ein Hecht zu ſeyn II. 121
Blondine wird gelobt I. 173
Böhme (Jac.) eine Stelle aus ſeiner Morgenröthe zergliedert I. 324

Boileau hat geſchmeichelt II. 185 hat ein gut Gemüth II. 273
Bombaſt II. 261
Breßler (Frau von) II. 487. 496
Briefe, etliche Gattungen derſelben I. 399, fg. einer von der allerſchlechteſten I. 192 nach der alten Art II. 397. 455 nach der neuen II. 401 verliebte II. 440, fgg.
Briontes, deſſen Anwerbung um die Calliſte I. 190 Gedanken darüber I. 202. 210 heirathet Cynthien II. 23
Brunette legt ſich ein Pflaſterchen auf I. 173
Buchhändler machen ſchöne Büchertitel I. 381
Buchſtabenſpiele I. 435
Buddeus Logik I. 189
Buhler, wie ſie ſich bey Frauen bekannt machen II. 24 ungeſchickte II. 374
Buhrinne nennt ihren Hund Calliſte I. 269
Bücher, welche am meiſten geleſen werden I. 45 wie man ſie ſchreibt I. 197 wovon? I. 375
Bünau (Herrn von) Schreibart wird gerühmt II. 19

C.

Calender wird zu Rathe gezogen II. 433
Camilla I. 131
Canaille, wem dieß Beywort gegeben wird I. 72
Cancelliſt ein galanter wird geſtriegelt II. 298
Canitzens Schriften I. 17
Cavara, ein ehrlicher Gallier II. 390
Cedernforſt ziehet von der Univerſität II. 221
Celander, ein Sprachenmiſcher I. 17. 42
Celeſtine, ihre Abbildung II. 194 bekömmt ein Paar Tulpen II. 195 wird verklagt II. 196
Celinde wird belogen II. 301
Charfreytag iſt nicht zum Spielen II. 146
Chremes ein argwöhniſcher Ehemann II. 382

Chriſtina, Königinn in Schweden, ſchreibt an I. 352
Chronodiſtichon I. 434. 436
Clamantia ſchreyet grauſam II. 112 Erinn II. 114
Clarice, ihre Briefe I. 89, fg.
Clarimene, eine Hochmüthige I. 72, fg.
Clelia I. 131. 173
Cleopatra ſtreitet mit der Lucretia um den Vorzug
Climene Brief II. 189
Cöleſtine, eine unglücklich verheirathete I. 210
Comödien in Leipzig I. 139 werden gerühmt l ſche haben drey Schauplätze I. 144 Ihre I. 144, fg. überhaupt ihre Regeln und F ihre Wirkungen I. 142
Complimente I. 10 gemiſchte I. 11 hohe allerley Gattung II. 220 eines Freyers II
Concordanz, ihr Misbrauch II. 11
Contente (la) Schreiben II. 228
Coquette, ihre Abbildung II. 87, fgg.
Corinna, eine Modeſchweſter I. 57 Urtheil von i
Cornelia erziehet die Kinder gut I. 62
Correſpondenten, ihnen wird gedankt II. 492. 49
Critici, wozu ſie dienen II. 128 wie ſie ſol ſeyn II. 132, fg. Regeln für dieſelben II.
Critobolus, ſ. Kritobulus.
Cynthia wird dem Briontes vorgeſchlagen I. 191 bildung I. 208 ihr Verdruß über den geſchehen I. 209 ein Vers auf ſie I. 438 ihre Heir Lebensart II. 29

D.

Dacier mit ſeiner Frau ſitzet bey einem Buche II.
Dacier, Madame I. 46 ihr Lebenslauf II.
Dämonophilus II. 177

Dametas bekömmt eine puckelichte Braut I. 203
Damon, ein Mann von gutem Geschmacke I. 36, fg.
Degen, daran kann man die Studenten verschiedener Akademien erkennen II. 206
Demoiselles, akademische, wie sie reden II. 28
Deshoulieres, eine französische Poetinn I. 233
Deutschfreunds Schreiben I. 451
Deutschliebs Brief I. 175, fgg.
Deutsche, ihr Geschmack I. 36 Ausländer Urtheil von ihnen I. 436
Dichter sollen die Natur abschildern II. 319 schlimme verschwinden allmählich II. 320
Dions Sohn wird verzogen II. 64, fg.
Dissipatrice, einer Spielerinn, Schreiben an ihre Mutter I. 120
Doctor, ein solcher lobt schlechte Versmacher II. 262
Doctortöchter, was sie denken II. 249
Doris I. 131
Drucken der Hände II. 375. 379
Dummburg II. 164

E.

Eburina ist in der Comödie verdrießlich I. 140
Edelmann, ein unkeuscher I. 133 seine Briefe I. 134. 137
Eggbühnd sein Schreiben II. 346, fg.
Ehefrau, ihre Pflichten I. 252 wie sie sich bemühen soll, ihrem Manne zu gefallen I. 253 wie sie ihr Gesinde regieren soll I. 254 wie sie sich gegen die Kinder bezeigen soll I. 255, fg. merkwürdiges Beyspiel einer getreuen II. 392, fgg. 446, fg.
Ehen, unglückliche II. 353 können auch durch Lotterien wohl gerathen II. 355, fg.
Ehre, was die wahre sey I. 295, fgg.

Ehre und Schande, ein moralischer Bewegungsgrund II. 174
die satirische Schreibart gründet sich darauf II. 175
Ehrenlieb von der Mulde, seine Briefe I. 390. 440
Eid, ob und welcher zu halten sey II. 284
Eifersucht der Männer I. 451 woher sie entstehe II. 388
Einfälter, ein abergläubischer Hausvater I. 358
Eingelenk, ein gestiefelter Tänzer I. 262
Einschiebsel, oder Parenthesis, taugt nichts II. 291
Elendsohn heirathet zeitig II. 56
Elysie, ihr poetischer Brief I. 234
Empfindlich schlägt zu II. 203 giebt dem Liebhaber ihrer Tochter einen Korb II. 281, fg.
Entblößung des Frauenzimmers ist schädlich I. 416 der Brust wird zu erlauben gebethen II. 138
Entschuldigung des galanten Frauenzimmers II. 28
Epiktetus, seine Worte vom Schmucke des Frauenzimmers I. 336 räth zur Keuschheit II. 55 zur Zufriedenheit II. 257
Erasmus von Rotterdam wird geehret I. 297
Erde scheint wie der Mond und ist ein Planet II. 69
Erippe, ein untreues Weib II. 391
Erkenntlichkeit der Buhler II. 301
Erkenntniß der Gemüther und ihre Hülfsmittel II. 107, fg.
Ermahnung an ledig Frauenzimmer, wie es sich verhalten soll I. 252 an Männer I. 259
Ernst von Cypressenwald verachtet die Poesie II. 70. 156
Ernstheim braucht unnütze Formeln II. 180
Eudoxia ist gelehrt II. 460

F.

Fabeln, der Mann, der Hund und die Katze I. 277 der Veilchenstock und Flora I. 338 vom reichen Esel II. 231
Faber (Tanaquill) unterrichtet seine Tochter selbst I. 349

Fannia, eine edle Römerinn II. 478
Fehler der Poeten II. 259
Fensterschriften II. 241, fg.
Ferocia wird ausgelacht I. 173
Flavia trägt gelbe Blumen I. 146
Flavia, ihr Schreiben II. 299
Fleiß, ist eine Stütze der menschlichen Gesellschaft I. 60 unzeitiger und unanständiger I. 67, fg.
Florette, ihr Schreiben von Nachtmusiken I. 240
Florimunde wird zur Ehe gezwungen I. 210
Florimundo verachtet eine Schöne, weil sie nichts zu reden weiß I. 342
Fluchen, was es ist II. 177
Formeln im Reden, die nichts heissen II. 180
Francisci Briefe II. 104. 111. 210. 287
Franzosen, worinn man ihnen folgen sollte II. 14 machen bouts rimez II. 70 lieben ihre Sprache II. 214
Französische Brocken werden verlacht I. 38. 179
Frauenzimmer, tugendhaftes I. 133 gelehrtes I. 249. 344. 345 wird von der Proserpina gerichtet I. 227 was es vor Bücher lesen soll I. 194. 199, fg. an lediges, Ermahnung I. 252 hat Schuld an ihrem übeln Namen II. 25 kann mit Mannspersonen umgehen II. 116 trinkt zuweilen gern II. 126 tadelt Kleinigkeiten II. 141, fg. flucht tapfer II. 179 schwöret eb. das. will nicht studieren II. 233 soll studieren II. 331 eines gelehrten Abbildung II. 466 hat viel Theil an den vernünftigen Tadlerinnen II. 496
Frauenzimmerbibliothek, deutsche I. 199. 200
Frechstirninn, ihr Verhalten in der Kirche I. 294
Freyer, worauf sie sehen sollten I. 205 macht sein Compliment II. 250 eines gelehrten Brief II. 465
Frühlingsluft hat besondere Wirkungen I. 130
Fuchsinn, ihre Poesie II. 263, 267
Furiosa schmählet auf die Tadlerinnen II. 417

G.

Galant, dieſes Wortes Misbrauch I. 79
Galanterie, ihre Liebhaber verletzen ſie I. 121
Galant homme, drey Fragen von ihm werden beantw
79
Galimatias, was es ſey II. 261
Gang auf zween Füßen iſt nicht angebohren II. 88 do
lich II. 89 warum II. 90
Garrula ſchwatzet in der Kirche I. 294
Gaſſenfama, eine Schwätzerinn I. 149 wie ſie es
I. 151
Gedanken, falſche I. 102. 324 wie wunderlich
I. 395
Geilärtinn läßt ſich in Gegenwart ihres Mannes küſſen
verzieht ihre Töchter II. 26
Geiſter des Frauenzimmers werden gerichtet I. 227
Gelbſchnabel I. 441
Geld wird allein hochgeſchätzet II. 225, fg. auch ohne
kann man fortkommen II. 227
Gelehrt heißen, was dazu erfordert werde I. 249 in
Wiſſenſchaften dieſer Name nicht ſtatt findet eb. daſ.
Gelehrſamkeit iſt unentbehrlich II. 155 des heutigen F
zimmers I. 250, fg. welche man von ihnen fodert I.
446. 447 nützet ihnen II. 403. 404. 460
Gemüthe, iſt aus dem Aeuſſerlichen zu ſchließen II. 10
eines Satirici, wie es beſchaffen II. 270 fg.
Gemüther werden aus Schriften erkannt I. 204, fg.
Gernmänninn, eine alte Jungfer II. 328
Gervaſia, beſchweret ſich II. 296
Geſchmack, was der gute ſey I. 34 herrſchet bey den
ſchen I. 36 ein Beyſpiel davon I. 36, fg. der ver
I. 41 eine Probe davon I. 432
Geſchrey des Frauenzimmers II. 112
Geſellſchaft der deutſchen Muſen I. 16 beurtheil
Schr

Schreibart Droanders I. 189, fg. menſchliche, wodurch ſie erhalten wird I. 60 derſelben muß ſo wohl ein Eigennütziger als Tugendhafter Dienſte leiſten, und wie? I. 60 fg. auch Frauenzimmer und ſchlechte Leute ſind nicht ausgenommen I. 62
Geſpräche des Frauenzimmers I. 48 im Reiche der Todten I. 220, fgg. dreyer Studenten II. 177 Ahasveri und Endoxiens II. 412, fgg. 458, fgg.
Gewiſſenszweifel wird vorgetragen II. 280, fgg.
Gewohnheit iſt Urſache, daß die Laſter ſo ſchwer abzulegen ſind II. 60, 61
Gleichviel wird Subſtitut II. 57
Glücklich, wer es iſt II. 257
Grobian, ein plumper Tänzer I. 262
Gutherz vertheidiget einen jungen Menſchen II. 255
Güter, man giebt nicht darauf Acht II. 256

H.

Halberſtadt, daſelbſt verbrennen einige die Tadlerinnen I. 307
Handel mit den reichen Jungfern I. 442 iſt allgemein I. 444 wie er zu hindern wäre eb. daſ.
Handküſſe ſind erlaubt I. 376
Haß gegen gelehrt Frauenzimmer I. 248
Harpax, ein Geizhals I. 162 ſeine Abbildung I. 162, fgg.
Heirathen, wie die Männer es thun ſollten II. 247
Held, was er iſt II. 155 urtheilet von gelehrten Sachen ſchlecht II. 157
Heldengedichte, ob es damit auf die Haupterzählung ankomme II. 162 ein ſchlechtes II. 263
Heloiſe bekömmt früh einen Liebſten II. 58
Herkules, der deutſche, wird mit der Ilias verglichen II. 158, 159
Heucheley, Vorſtellung dawider I. 165
Heuchler, Abbildung davon I. 162

Heuchlerinn, eine grobe I. 157, fgg.
Heuthal, ein reicher Vater I. 441
Heuthalinn, eine reiche Erbinn, hat viele Anbether ein Brief an sie I. 442, fg.
Hilaria danket gar freundlich II. 199
Himmel, diesen betrachten wenige II. 91
Historienschreiber, gute soll man lesen II. 16. 1[illegible]
Hochzeiten, viele auf einen Tag II. 322
Höflichsdorf (von) klagt über das unhöfliche Frauen 198
Homer wird übersetzt I. 355 wird vertheidiget
Hyacinthe verschenkt ein Band, so aus ihrem schwa flochten ist I. 28

J.

Jdioten, wen sie der Pedanterey beschuldigen II.
Jgnava Schreiben I. 63
Ignorantius, ein naseweiser Richter seiner Lehrer I.
Ilias, das Heldengedicht, übersetzt I. 355
Illuminationen sind mehrentheils mit Buchstaben 436
Ingenuus, dessen Brief II. 309
Jocasta eine neidische I. 171 eine abgöttische II.
Briefe II. 437, fgg.
Jocoso, ein eingebildeter galant homme, kriegt keine I. 87
Jolanta wird frey I. 131
Journalisten sollten gute Scribenten loben II. 21 tadeln II. 128 und Critici seyn . II. 130
Jucunda sieht nicht so alt aus, als sie ist II. 418
Julius Cäsars Ehrsucht gereicht ihm zu keinem guten I. 300, fg.
Jungfern werden von den Tablerinnen stolzer gemac wir haben keine mehr II. 28 die alten widersel

Römern und Benjaminitern nicht II. 322 Schreiben einer alten II. 324 wie sie ihr Alter rechnen sollen II. 329 sind liebenswürdiger als junge II. 421 wollen nicht aufs Land II. 347 was sie dazu bewegt eb. daſ. ſtören die Jungfernlotterie II. 417
Jungfernlotterie II. 330 Plan derſelben II. 358 wird gestört II. 417
Junggeſellenlotterie, Anſchlag dazu II. 358 verworfen II. 362

K.

Kalcau, ein alter Bräutigam II. 58
Kartenſpiel, ein allgemeiner Zeitvertreib I. 113-119
Kenner finden nicht viel zu loben II. 184
Kinder reicher Leute, ob ſie klüger ſeyn als andere II. 170, fg. werden verwahrloſet II. 448, fgg.
Kinderzucht, wer ſie verdirbet I. 49 Exempel einer guten I. 343 einer ſeltſamen I. 391. 255, fg. eine ſchlimme II. 63 ihre Folgen II. 403 Regeln einer guten II. 398. 455
Kirche muß nicht eine Galanteriebühne werden I. 22-24 wird entheiliget I. 291
Kirchengänger ſeltſame I. 292
Klapperſtorch ein Schwätzer II. 177
Klatſchaxia I. 156
Kleidungen I. 414
Knabe, der wilde von Hameln II. 88
Königinn Chriſtina ihr Brief I. 352
Kranz wird der Braut abgeriſſen I. 267
Kritobulus wird eines Kuſſes wegen geſcholten I. 370
Kühlweininn, Rede auf ſie I. 17
Kürze in der Schreibart muß nicht erzwungen werden II. 294 iſt was Schönes II. 288
Küſſe, wie mancherley I. 367 ob ſie erlaubt ſind I. 368 was

was vor Ungeſchicklichkeit dabey vorgeht I. 3(
Gedanken davon I. 370
Kützelhartinn wollte gern geküſſet ſeyn I. 375
Kunſt zu denken und zu reden ihre Wichtigkeit I.
ben iſt was Wunderſames 396, fg.
Kunſtlieb, ſein Schreiben II 424
Kupferſtiche, wozu viele dienen I. 387

L.

Läſterung, Verſe davon I. 410, fg. 420, fg. L
I. 424 Geſetze derſelben I. 428
Landleben gelobt II. 319
Laſſenius wird geleſen I. 17
Laſter ſind was Abſcheuliches II. 172 Beweg
ſolche zu meiden II. 172, fg.
Lea wird ihrer Geſtalt wegen getröſtet I. 109
Lehrart der Tadlerinnen II. 35, fg. 176
Lehrer, was beredte für Vortheile haben II. 48,
Leibnitz wird gerühmt I. 297
Leichtgläubigkeit des Frauenzimmers I. 30
Leporander I. 260. 403
Lesbia, ihr Schreiben I. 306, fg.
Leukanders Schreiben II. 10
Libertina küſſet eine Mannsperſon I. 375 eine frei
Licentioſa wirft Blumen aus I. 294
Liebe der Aeltern gegen Kinder I. 276, fg.
Liebesbriefe, Heuthalinn bekömmt viele I. 393. 3
nichts zur Heirath I. 400 haben böſe Abſicht
ſind mehrentheils abgeſchmackt I. 401 ein E
404. 443
Liebhaber, des geretteten, Brief II. 82-87 zwen
ſchen Sprache Schreiben II. 101, fgg.
Liebknecht, ein eitler Galan I. 19

Liebmanninn vertheidiget die Eitelkeit der Mannspersonen in der Kirche I. 21=23
Lieder, bekannte, soll man aus dem Buche singen I. 25
Lisette I. 80. 152
Loben, was es heißt II. 181 kann kein Unverständiger II. 182
Lobsprüche sollen nicht allgemein lauten II. 183 entstehen aus Eigennutz und Schmeicheley II. 184 schaden II. 186 Regeln deyselben II. 187. 479, fg.
Logophilus sein Schreiben I. 388
Lohrchen sieht dem Duell ihrer Liebhaber zu II. 205
Loquax, ein Schwätzer I. 154
Lucretia hat vor der Cleopatra den Vorzug I. 225
Lügenheim II. 164
Lustige Schreibart verworfen II. 22
Luther schreibt gut II. 20
Lykurgus spielt Lomber I. 116

M.

Mademoiselle ein beliebter Titel I. 73
Mädchen von zwey Jahren ist schon eitel II. 453
Männer sind eifersüchtig I. 451 sollten nichts fremdes lieben II. 377 sind argwöhnisch II. 381
Magdalis mischt die Sprachen II. 209
Maler sind Affen der Natur II. 94 sind Brüder der Poeten II. 312
Maler, die Schweizer, eifern wider die Wortspiele I. 328 ihre Gedanken von Spitzen I. 274
Mann, Verlangen nach demselben II. 325 ein mürrischer II. 475
Mannichfaltigkeit ist beliebt II. 137
Mannspersonen, ob sie Menschen sind I. 53 schwatzen gern I. 153 ihre eingebildete Höflichkeit I. 260 küssen gerne I. 369 ja alles, was von Frauenzimmer kömmt I. 374

Margalis, ihr Schreiben II. 422
Margaretha, eine spöttische Prinzeßinn, küsset ein lehrten I. 376
Marilis, ihr Schreiben I. 340 II. 13. 314
Matrone, eine neunzehnjährige zu Eisleben I. 2
Mayers Schriften I. 17
Meisterstück eines Unbekannten II. 366
Meliorantes, sein Brief I. 38
Melisso, ein Deutschverderber I. 17. 34
Menanta klaget über ihren Mann II. 382
Mendax, ein Schwörer II. 177
Menippus verspottet die Schönheit I. 221
Michel, ein deutscher, woher man sage II. 210,
Midas, was die Fabel von ihm bedeutet II. 25
Minos läßt den Räuber ungestraft I. 225
Mischmasch, ein Sprachenmischer I. 179
Mitleiderinn befördert ein Liebesverständniß II.
Modeschwester ihre Gedanken I. 56
Modesta, ein sittsam Frauenzimmer I. 56 vo Schreiben I. 128, fg.
Möllerinn, eine königsbergische Poetinn I. 458 lauf II. 234, fgg.
Momus, wie er tadelt I. 5
Monatschrift, critische, wird beurtheilet II. 131,
Mond, woher er sein Licht habe II. 95
Monstrosa wird aufgerichtet I. 337
Mopsa fragt einfältig, und wird ausgelacht I. 34
Mosheims Schriften I. 17
Muja, ihr Schreiben an Phyllis II. 455
Müllers Schriften I. 17
Mundart des Pöbels wird auch in Schriften gefun ist bey dem Frauenzimmer Mode II. 52
Musophila ihr Schreiben II. 474
Musophilus sucht eine gelehrte Frau II. 465

Mutter, ermahnet ihre Tochter zur Keuschheit I. 135 hindern ihrer Töchter Unterricht I. 166 die Rede einer solchen I. 169 was sie bey der Kinderzucht zu beobachten I. 256. 258 einer närrischen Brief II. 170

N.

Nachtmusiken I. 241 was davon zu halten sey I. 246
Nackthausen (Fräulein von) ist die Treppe herunter gefallen II. 197
Name, der gute ist dem Frauenzimmer nöthig II. 37 falschen anzunehmen ist erlaubt II. 492
Namengedichte I. 433. 438
Narcissus, ein verliebter Wurm I. 122 seine Abbildung I. 121 seine Liebe I. 122 wodurch er sie bezeuget I. 123 seine schlechte Aufführung I. 124 Urtheil von ihm I. 125 seine Entschuldigungen I. 126
Nasutula, eine Spötterinn I. 320
Natur, ihre Schüler sind die Poeten II. 319
Natürliche Fehler soll man nicht verspotten I. 309
Nehrahm, was man darauf stecken soll I. 17
Neid des Frauenzimmers untereinander I. 170, fgg.
Neidhart ein Spötter II. 62
Nestor spielt in der Karte I. 115
Nettliebs Erfindung von Halsbändern II. 140
Neues, die Frage darnach I. 104
Neugierigkeit ist bey den meisten verkehrt I. 105
Neu-Jahr, daran sollte man seine Freunde beklagen II. 7, fgg.
Neujahrswünsche, abgeschmackte I. 11. 15
Neukirch, sein Vers von Küssen I. 372 seine galanten Briefe I. 399 vertheidiget das Frauenzimmer II. 372
Nimmersatt ein Wünscher II. 252
Nonsens II. 261

O.

Odyſſeen des Homerus überſetzt I. 355
Olorene ſchreibt an Satilden ſich zu vertheidigen II. 218
kann mancherley Complimente machen II. 224
Opitz, wie er das Landleben beſchrieben II. 350
Oratorie, die philoſophiſche, hat eine ſtolze Ueberſetzung I. 387
Orbilius bewundert ſich ſelbſt II. 430
Orden der alten Jungfern II. 329
Oroanders Schreiben I. 186
Orpheus hat ein kluges Weib gehabt II. 467
Ovidius ſtreitet mit ſeiner Tochter in der Poeſie um den Vorzug II. 467 ſchreibt an ſie II. 487

P.

Papagey rächet ſich an der Buhrinne I. 269
Pasquill, was es iſt II. 270
Patriot, Dank an denſelben II. 497 wird gerühmt I. 175 fg. geleſen I. 195. 454 um etwas gebethen II. 170
Pecunioſa will keinen Mann haben II. 418
Pedanterey, das Wort wird übel verſtanden II. 427 ſchickt ſich auch vors Frauenzimmer II. 428
Perilla, Ovidii Tochter, iſt gelehrt II. 485
Petits maitres, was ſie ſind II. 224
Pflicht der Chriſten I. 7.
Philandra beſchreibet, was ein galant homme ſey I. 80
Philanta Schreiben II. 305
Philoſophie, eine ſtrenge II. 462
Phoebe, ihr Urtheil von den Tadlerinnen I. 174
Phöbus II. 261
Phryne gieng nicht mit bloßer Bruſt I. 419

Pietsch wird beurtheilet II. 234
Pinsel schlägt sich mit seinem Nebenbuhler II. 205
Placidia wird geliebt I. 122 beschwert sich darüber I. 127, fg. zürnet auf die Tadlerinnen I. 271
Planeten sind nicht von Menschen, aber wohl von anderen vernünftigen Geschöpfen bewohnt II. 96
Plauderheim, ein Prahler II. 301
Plinius lobt Fannien II. 478
Pöbel, wie er urtheilet II. 40
Poesie, ein Frauenzimmer übt sich darinnen I. 96 schickt sich für Frauenzimmer I. 97 ist nicht zu schwer I. 98 Mittel sie zu erlernen I. 99 darf nicht mit vieler Belesenheit voll gestopft noch schwülstig seyn I. 100, fg. kann auch in kalten Landschaften ihren Sitz haben I. 450 darinnen hat das Frauenzimmer vor den Mannspersonen den Vorzug I. 459, fg. wird verachtet II. 70 vertheidiget II. 73 was das göttliche darinnen II. 160 ihr Nutzen II. 162 der Niedersachsen etwas beurtheilet II. 265 des Frauenzimmers wird geschonet II. 268 beobachtet den Wohlstand II. 316 Muster einer nichtswürdigen II. 433
Poet, was er ist II. 73, fg. was er wissen muß II. 161 warum er oft gelobet wird II. 184 was dazu gehöret II. 313 ein elender I. 433
Poeten, welche man lesen soll I. 103 hungrige machen Liebesbriefe für andere I. 402 unzüchtige beschreiben die Küsse I. 372 welche in den nordischen Landschaften von Deutschland viel Feuer erwiesen I. 450 werden vom Pöbel bewundert II. 259 beschämet II. 260
Poetinn, eine unbekannte I. 96 eine nürnbergische I. 231 eine breßlauische I. 233 eine aus einer kalten Landschaft I. 449 eine aus Leipzig I. 457 eine aus Königsberg I. 458 eine französische I. 233
Polylogus beklaget sich über die Tadlerinnen I. 216
Prahllieb, ein Großsprecher in Liebessachen I. 28

Pralerey in Liebessachen ist ein großes Laster I. gen I. 31
Prediger, ihre geistliche Neujahrscomplimente vollkommenen Eigenschaften II. 41, fgg.
Predigten, warum einige zu hoch sind II. 290
Pritschmeisterverse II. 88 dergleichen II. 36
Proserpina richtet die Geister des verstorbenen Fra 227 giebt der Lucretia den Vorzug vor eb. das.
Protesilaus will wieder lebendig werden I. 222
Pucklichte, ob sie heirathen sollen I. 313
Pufendorfs historische Schreibart wird beurtheilet
Pulchella thut ein Gelübde I. 455
Pulcheria kriegt keinen Mann II. 144 will k Wort im Complimente leiden I. 40 hat vi 152 eine Ermahnung an dieselbe I. 335
Putz des Frauenzimmers und dessen Quelle I. 55 und wird bemäntelt I. 59

Q.

Quarre vor der Pfarre II. 56, fg.
Quintilian beklagt die Verzärtelung der Jugend

R.

Rachgier wird den Kindern angewöhnet II. 453
Rapacia spielt falsch I. 119
Rath, ein weiblicher II. 191
Rausch, wer Schuld daran habe II. 123
Rede, ist ein Mittel, das Gemüthe des Menschen II. 109, fg. beym Strohkranze I. 266, fg. wären wir keine Menschen I. 148 muß nicht ge werden I. 149 wie sie geschiehet I. 395

Redner, drey große II. 47 in Jena, ſtreiten wegen des Vorzugs der alten und neuen Beredſamkeit II. 98 ein portugieſiſcher II. 367
Regeln für die Comödienſchreiber I. 143 für die alten Jungfern II. 420 für eine Mutter I. 257 für die Kunſtrichter II. 135, fg.
Reiche ſind von der Vorſehung dazu gemacht II. 255
Reichthum, die beſte Eigenſchaft eines ledigen Frauenzimmers I. 206, fg. 441 was daraus entſtehet I. 207
Reimgeiſt I. 216
Reinigkeit der Sprache, wie Marilis dazu gelanget II. 13, fgg.
Religionen ſind nicht alle gleich II. 148 die chriſtliche wird vertheidiget II. 149, fg. angenommen II. 462
Republik, ſteuret der Selbſtrache II. 203 des Frauenzimmers I. 51, fg.
Renaud von St. Mard ſchreibet unter dem Namen eines Frauenzimmers II. 496
Riccoboni, ein gelehrtes italieniſches Frauenzimmer I. 447
Ritterorden der alten Jungfern II. 329
Rittersdorf, ein vermeynter galant homme, ſein Zeitvertreib I. 85. fg. ſeine Unwiſſenheit I. 86
Roderich, ein abgewieſener Galan I. 128
Roman, ein Frauenzimmer wird beſchuldiget, daß ſie dergleichen leſe II. 286
Romanſchreiber, ihre Kunſtgriffe II. 242
Roſe (de) ihr Schreiben I. 458
Roſemunda bekömmt eine Maulſchelle I. 78. 131
Roſimene, ein verſchmähetes Frauenzimmer II. 247 verliehrt einen Anbether, weil ſie nicht beredt iſt I. 342
Roſinde wird beneidet I. 173
Rüdigers Logik I. 189
Ruhmredigkeit in Liebesſachen I. 30 woher ſie entſtehe I. 31 der Liebhaber II. 301 Rath dagegen II. 303

S.

Sabinerinnen werden geraubt II. 322
Salomon war kein Pasquillant II. 277
Satilde, ihr Schreiben I. 408 klagt über die Adellie-binn II. 80, fg. 217 erhält eine Verabscheidung II. 223
Satire, was sie ist II. 270 woher sie gut geräth II. 482
Säufer haben in der Natur nichts ähnliches II. 121
Scarron, ein pucklichter Freyer I. 307.
Schadenfroh, wie er tadelt I. 6
Schamhaftigkeit I. 406 ist seltsam I. 407
Schläger, ihre Abbildung II. 204
Schlendrian, der galante I. 441
Schmeicheley schadet dem Frauenzimmer I. 91
Schminke des Frauenzimmers I. 334
Schönheit, ihre Macht II. 82 wird verspottet I. 221 verdienet, wo sie alleine ist, keine Hochachtung I. 331 kann nicht beschrieben werden I. 332 wird durchgehends hochgeschätzt I. 333 ist ein Abgott II. 398, fg. ist kein wahrer Grund des Lobes II. 411. 458 ist vergänglich II. 486
Schönritter, ein gereiseter Junker I. 91, fg.
Schreibart, die kurze wird vertheidiget II. 287, fgg. worauf sie ankomme II. 292 die sinnreiche I. 321 Exempel I. 322. 327 muß nicht unsinnig werden I. 323. 325. 328. 389 die natürliche ist besser als die gekünstelte I. 321. 460
Schreiben, eines nach dem Geschmack der Hofleute I. 179 verbessert I. 182 ein sehr pöbelhaftes I. 192
Schreiber ist fast ein Schimpfwort für einen Secretair I. 178
Schreyen soll ein Frauenzimmer nicht II. 114
Schurmanninn, ein gelehrt Frauenzimmer I. 46. 249 beweiset, daß das Studieren sich vors Frauenzimmer schicke II. 332, fgg. widerlegt das Gegentheil II. 338

Schwätzer I. 149 ihre Beſchäfftigung I. 150 Vorſtellung dawider I. 155
Schweſtern, drey, klagen über ihren Vater II. 142
Schwören, was es iſt II. 177
Scribenten, wie ſie es machen I. 197. 198
Scrivers Schriften I. 17
Scudery, ein gelehrtes Frauenzimmer I. 46
Seladon, ein vermeynter galant homme I. 81, fg. ſein Zeitvertreib, Putz, Gang I. 82 Geſpräch, Tanz, Spiel I. 83, fg. Ständchen I. 85
Selbſterkenntniß, Nutzen II. 304
Sempronia, eine Niederträchtige I. 71 iſt häßlich I. 125
Septimia, ihr poetiſcher Brief I. 448
Serioſa, ihr Schreiben I. 264
Serioſus, ſein Vers I. 410. 457 ſein Schreiben II. 66
Severina I. 131
Siegfried ſchlägt ſich um ſeine Schöne II. 205
Simplex und Simplicia tadeln I. 4
Simplicia bekömmt einen übeln Namen II. 26
Sinceranders Brief an Libertinen II. 30
Singuliere, eine Pedantinn II. 432
Sittenlehrer, was er thun darf II. 173
Societät des galants hommes I. 42
Sokrates iſt nicht philoſophiſch geſtorben II. 153 urtheilet von Küſſen I. 371 von einem Schmeichler und Verleumder II. 308 der dreßdniſche I. 444
Sonnen Untergang ein Wunder der Natur II. 93
Sordine, eine Pedantinn II. 434
Soſtratus, ein Räuber, diſputirt mit dem Minos von der Freyheit des Willens I. 223, fg.
Spitzen, was davon zu halten I. 274
Spitzig, ſcherzet grob II. 203
Spötterberg (Herr von) will am Charfreytage Lomber ſpielen II. 145 hält von allen Religionen gleich viel II. 147. 148

Sprache I. 148 befördert den Gebrauch der
wie sie geschieht I. 395 eines Windmache
Magdalis II. 209
Sprachenmischung I. 11, fgg. ein Exemp
179, fg. der schweizerischen Maler I.
Sprüche der Schrift, Wortspiele damit II. 5
Sprüchwörter aus Leipzig I. 196
Staatsbothe, der wohlgepuckelte, ein albern Bu
Stadtjungfern wollen nicht aufs Land II. 34
Stand, der hohe, macht nicht liebenswürdig
Steele, vertheidiget die Satirenschreiber II. 27
enzimmerbibliothek I. 257
Streugut, ein verschwenderischer Buhler I. 2
Strohkranz, was er ist I. 266, fgg.
Studenten, sind unhöflich I. 141, fgg.
Studieren, ob das Frauenzimmer könne I. 46
es von ihnen fordern könne I. 47
Superba will Ordensmeisterinn werden II. 41
Superbia macht eine höhnische Mine II. 281
Superklug ersinnet einen neuen Titel zum alten B
Suspiciosa II. 418.
Sylbenmaaß, wenn es eine Marter ist II. 76

T.

Tabackswissenschaft, ein Entwurf davon I. 3
Tadeln, was es sey I. 4.
Tadlerinnen, ihr Anschlag und Vorhaben I. 1
theidigung I. 211 Urtheile von ihnen I.
146. 174. 175. 177. 306. 405. 408
schreiben II. 274
Tadler, sein selbst I. 216

Tanaquill entſchuldiget ihren Stolz I. 75 Fragen an ſie I. 76, fg.
Terentius wird überſetzt I. 354
Tetone ihr Brief I. 416
Theano, des Pythagoras Ehefrau, ein gelehrt Frauenzimmer II. 395 ſchreibet an Eubula II. 397
Theodoſius heirathet ein gelehrt Frauenzimmer II. 461
Thomaſens Vernunftlehre I. 189
Tod, wir tragen ihn bey uns I. 108 iſt ſanft I. 112
Todtengerippe wird gewieſen I. 105 Wirkungen deſſelben I. 106
Todesgedanken I. 107
Töchter ahmen den Müttern nach II. 483
Tölpelshauſen tanzet ungeſchickt I. 263
Traum von der Frauenzimmer Republik I. 54 von Entheiligung der Kirchen I. 291 von dem Tempel der Läſterung I. 424
Traumholdinn I. 289
Träume, was davon zu halten I. 287
Treten der Füße eine Art des Liebkoſens II. 375. 379. 380
Triumfeminat der Tablerinnen II. 193
Trunkenheit ein häßlich Laſter II. 118, fg.
Tugend, ihre Vortrefflichkeit I. 296 wird nicht allemal belohnet I. 297, fg. wird überall hochgeachtet I. 393 ihr Geſchlecht in einer Fabel II. 163 des Frauenzimmers wird gar zu ſehr in Zweifel gezogen II. 384 macht unſterblich II. 481, fgg.
Tugendlieb kriegt einen Korb II. 282
Tullia, Ciceros Tochter, iſt gelehrt II. 467

U.

Ueberſetzung eines Tabacksliedes iſt übel gerathen II. 265 iſt ſelten ſo ſchön als das Original II. 294
Ulrica beſchwert ſich über die Buhler II. 374, fg. wird gelobt II. 377

Ulyſſes ſpielt in der Karte I. 116
Umgang, ein tölpiſcher II. 379
Unſinn, oder Galimatias II. 261
Unterredungen der Todten aus dem Lucian I.
neue I. 225, fgg.
Unverſtändige müſſen nicht loben II. 182
Unwiſſenheit, was ſie dem Frauenzimmer
90. 342.
Unzucht iſt auch von Weltweiſen verbothen I.

V.

Vanette läßt ſich gern küſſen I. 375 eine
430
Vanoſa, eine Freche I. 167
Vaſthi, eine eigenſinnige Schöne II. 413
Vater, ermahnet ſeine Tochter zum Studieren
vernünftiger I. 343 einer, der ſeine To
führet I. 343 etliche fordern wenig v
346
Verächter des Frauenzimmers I. 93
Verantwortung der Tadlerinnen II. 32. 33
Verecundus, deſſen Brief I. 405
Verehrer des Alterthums, ob ſie Schulfüchſe ſind?
Verliebte, was ſie thun, ein Frauenzimmer zu
33
Vermiſchung der Sprachen I. 11, fg. iſt nich
digen I. 13
Vernunft wird durch die Sprache erweckt I. 145
Verſchwiegenheit fehlt den Buhlern I. 245
Verſe, verliebte I. 372

Verstand gehört zu einem Scribenten II. 293, fg.
Verstellungen des Frauenzimmers I. 161. 280, fg.
Vertheidigung der Tadlerinnen I. 211 = = 219 des Frauenzimmers I. 457 seiner selbst ist in der natürlichen Freyheit erlaubt II. 201 würde viel Böses nach sich ziehen II. 202
Vexiren junger Eheleute I. 265
Vinosa wird ausgelachet II. 127
Violanta, ein Fräulein, heirathet einen Prediger I. 316
Violino lobt einen Bierfiedler II. 182
Virgil wird vertheidiget II. 75
Vorwitz des Frauenzimmers, was er ist I. 50
Vorwürfe, zweyerley, werden beantwortet II. 489

W.

Waare, reiche Jungfern sind eine, womit Handel getrieben wird I. 442. 444
Waden, Narcissus soll falsche haben I. 125
Wäscher giebt es unter Mannspersonen I. 153
Wahrlieb vertheidiget die christliche Religion II. 147
Weiber dörfen nur tugendhaft seyn, um gelobt zu werden II. 481
Weichherz verklagt ein Frauenzimmer II. 194 Urtheil II. 196
Weißbusen (Sophia von) entblößet sich gern II. 138. 139
Weltkugeln, wie viel ihrer um die Sonne laufen II. 97
Wetterglas des Patrioten I. 177
Wetzen, was es bedeutet II. 200
Windau ein Prahler II. 165, fgg.
Windreich ein Prahler I. 28

Wissenschaft, was sie dem Frauenzimmer
47
Witzlieb striegelt die Poeten II. 261
Worte, wie sie formiret worden I. 396
ob man fremde im Deutschen dulden solle
Wortspiele, die Maler eifern darwider I. 32
Wortreich, ein Schmeichler I. 91
Wünsche zum neuen Jahre II. 3 - 6
unsinnige poetische II. 11
Wünschen soll man nicht II. 252
Wüsten, eine schlimme Mode derselben II. 1

X.

Xantippe, eine herrschsüchtige Frau und
I. 271
Xanthus, ein getreuer Ehemann II. 390
Xenophon spricht mit dem Sokrates von Küss

Y.

Ybarine wird eine bedaurenswürdige genennet
set die Liebesbriefe ab I. 403

Z.

Zärtlichkeit der Menschen im Absehen auf den
Zeit, was sie ist II. 7, fg.
Zeitungsschreiber verderben die Sprache II. 19
Zelota erzählt die Pedanterey junger Manns
472

Verſtand gehört zu einem Scribenten II. 293, fg.
Verſtellungen des Frauenzimmers I. 161. 280, fg.
Vertheidigung der Tadlerinnen I. 211 = = 219 des Frauenzimmers I. 457 ſeiner ſelbſt iſt in der natürlichen Freyheit erlaubt II. 201 würde viel Böſes nach ſich ziehen II. 202
Vexiren junger Eheleute I. 265
Vinoſa wird ausgelachet II. 127
Violanta, ein Fräulein, heirathet einen Prediger I. 316
Violino lobt einen Bierfiedler II. 182
Virgil wird vertheidiget II. 75
Vorwitz des Frauenzimmers, was er iſt I. 50
Vorwürfe, zweyerley, werden beantwortet II. 489

W.

Waare, reiche Jungfern ſind eine, womit Handel getrieben wird I. 442. 444
Waden, Narciſſus ſoll falſche haben I. 125
Wäſcher giebt es unter Mannsperſonen I. 153
Wahrlieb vertheidiget die chriſtliche Religion II. 147
Weiber dörfen nur tugendhaft ſeyn, um gelobt zu werden II. 481
Weichherz verklagt ein Frauenzimmer II. 194 Urtheil II. 196
Weißbuſen (Sophia von) entblößet ſich gern II. 138. 139
Weltkugeln, wie viel ihrer um die Sonne laufen II. 97
Wetterglas des Patrioten I. 177
Wetzen, was es bedeutet II. 200
Windau ein Prahler II. 165, fgg.
Windreich ein Prahler I. 28

Wissenschaft, was sie dem Frauenzimmer
47
Witzlieb striegelt die Poeten II. 261
Worte, wie sie formiret worden I. 396
ob man fremde im Deutschen dulden solle
Wortspiele, die Maler eifern darwider I. 32
Wortreich, ein Schmeichler I. 91
Wünsche zum neuen Jahre II. 3 - 6
unsinnige poetische II. 11
Wünschen soll man nicht II. 252
Wüsten, eine schlimme Mode derselben II. 1

X.

Xantippe, eine herrschsüchtige Frau und
I. 271
Xanthus, ein getreuer Ehemann II. 390
Xenophon spricht mit dem Sokrates von Küss

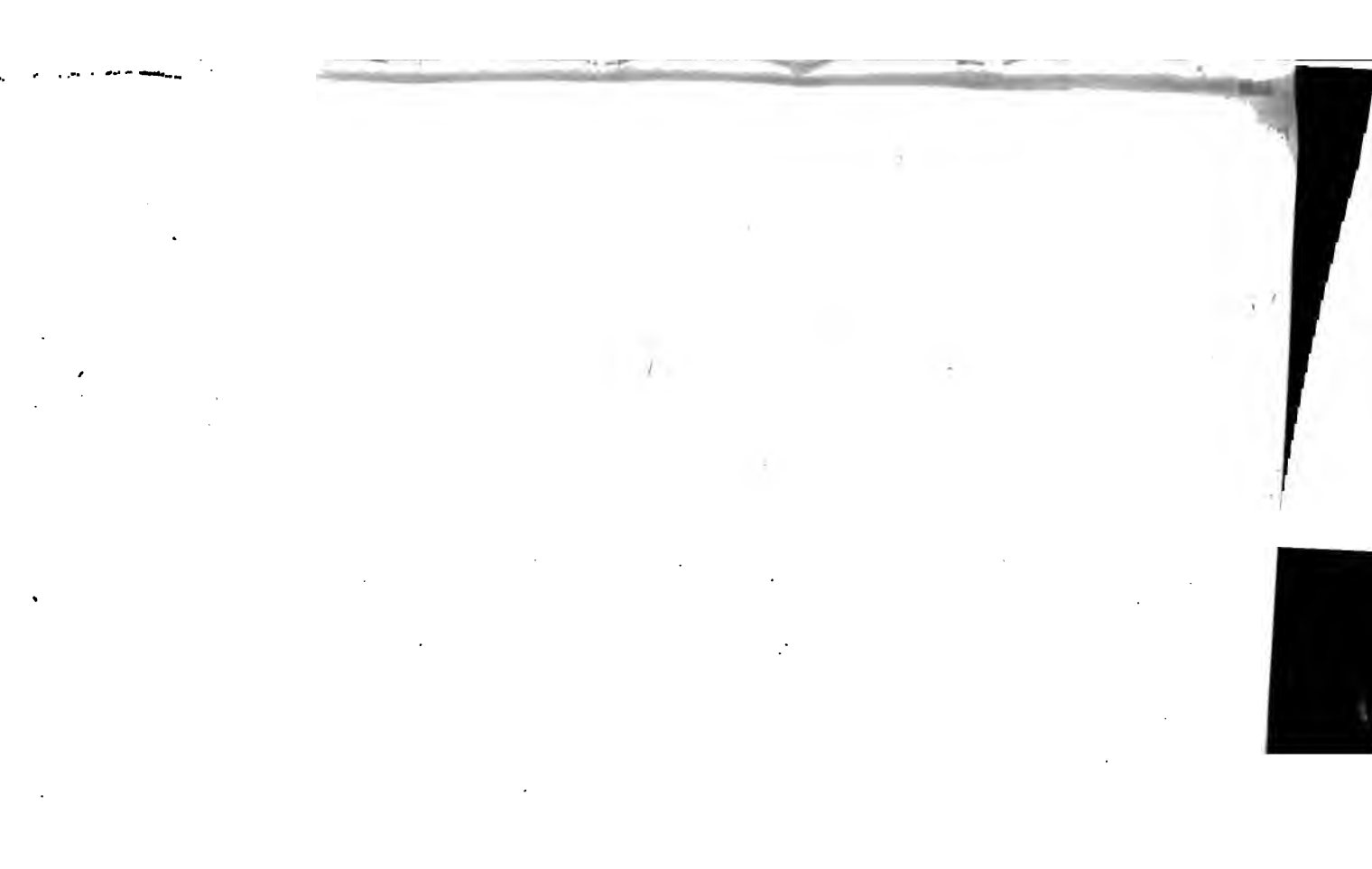
Y.

Ybarine wird eine bedaurenswürdige genennet
set die Liebesbriefe ab I. 403

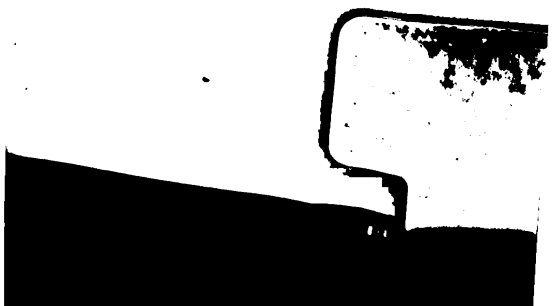
Z.

Zärtlichkeit der Menschen im Absehen auf den
Zeit, was sie ist II. 7, fg.
Zeitungsschreiber verderben die Sprache II. 19
Zelota erzählt die Pedanterey junger Manns
472

Zergliederung des IIIten Stücks II. 35, fg. des XXVIIIsten II. 275
Zieglers Schriften II. 18
Zucht der Kinder II. 400
Zuchtfreund liebt die Keuschheit II. 56
Zunge, was sie sey I. 148 der Lästerer wird besehen I. 427
Zwang der Töchter zum Heirathen I. 318. 453
Zweifelshausen (Propitia von) ihr Schreiben II. 280
Zweykampf ist ein Verbrechen wider den Staat II. 203
Zythophilus, seine Geschichte II. 123, fg.



Feb. 1931.



Tanaquill entſchuldiget ihren Stolz I. 75 Fragen an ſie I. 76, fg.
Terentius wird überſetzt I. 354
Tetone ihr Brief I. 416
Theano, des Pythagoras Ehefrau, ein gelehrt Frauenzimmer II. 395 ſchreibet an Eubula II. 397
Theodoſius heirathet ein gelehrt Frauenzimmer II. 461
Thomaſens Vernunftlehre I. 189
Tod, wir tragen ihn bey uns I. 108 iſt ſanft I. 112
Todtengerippe wird gewieſen I. 105 Wirkungen deſſelben I. 106
Todesgedanken I. 107
Töchter ahmen den Müttern nach II. 483
Tölpelshauſen tanzet ungeſchickt I. 263
Traum von der Frauenzimmer Republik I. 54 von Entheiligung der Kirchen I. 291 von dem Tempel der Läſterung I. 424
Traumholdinn I. 289
Träume, was davon zu halten I. 287
Treten der Füße eine Art des Liebkoſens II. 375. 379. 380
Triumfeminat der Tadlerinnen II. 193
Trunkenheit ein häßlich Laſter II. 118, fg.
Tugend, ihre Vortrefflichkeit I. 296 wird nicht allemal belohnet I. 297, fg. wird überall hochgeachtet I. 393 ihr Geſchlecht in einer Fabel II. 163 des Frauenzimmers wird gar zu ſehr in Zweifel gezogen II. 384 macht unſterblich II. 481, fgg.
Tugendlieb kriegt einen Korb II. 282
Tullia, Cicerons Tochter, iſt gelehrt II. 467

U.

Ueberſetzung eines Tabacksliedes iſt übel gerathen II. 265 iſt ſelten ſo ſchön als das Original II. 294
Ulrica beſchwert ſich über die Buhler II. 374, fg. wird gelobt II. 377

Verſtand gehört zu einem Scribenten II. 293, fg.
Verſtellungen des Frauenzimmers I. 161. 280, fg.
Vertheidigung der Tadlerinnen I. 211 = = 219 des Frauenzimmers I. 457 ſeiner ſelbſt iſt in der natürlichen Freyheit erlaubt II. 201 würde viel Böſes nach ſich ziehen II. 202
Vexiren junger Eheleute I. 265
Vinoſa wird ausgelachet II. 127
Violanta, ein Fräulein, heirathet einen Prediger I. 316
Violino lobt einen Bierfiedler II. 182
Virgil wird vertheidiget II. 75
Vorwitz des Frauenzimmers, was er iſt I. 50
Vorwürfe, zweyerley, werden beantwortet II. 489

W.

Waare, reiche Jungfern ſind eine, womit Handel getrieben wird I. 442. 444
Waden, Narciſſus ſoll falſche haben I. 125
Wäſcher giebt es unter Mannsperſonen I. 153
Wahrlieb vertheidiget die chriſtliche Religion II. 147
Weiber dörfen nur tugendhaft ſeyn, um gelobt zu werden II. 481
Weichherz verklagt ein Frauenzimmer II. 194 Urtheil II. 196
Weißbuſen (Sophia von) entblößet ſich gern II. 138. 139
Weltkugeln, wie viel ihrer um die Sonne laufen II. 97
Wetterglas des Patrioten I. 177
Wetzen, was es bedeutet II. 200
Windau ein Prahler II. 165, fgg.
Windreich ein Prahler I. 28

Wiſſenſchaft, was ſie dem
47
Witzlieb ſtriegelt die Poeten
Worte, wie ſie formiret worden
ob man fremde im Deutſche
Wortſpiele, die Maler eifern da
Wortreich, ein Schmeichler
Wünſche zum neuen Jahre II.
unſinnige poetiſche II. 1
Wünſchen ſoll man nicht II.
Wüſten, eine ſchlimme Mode de

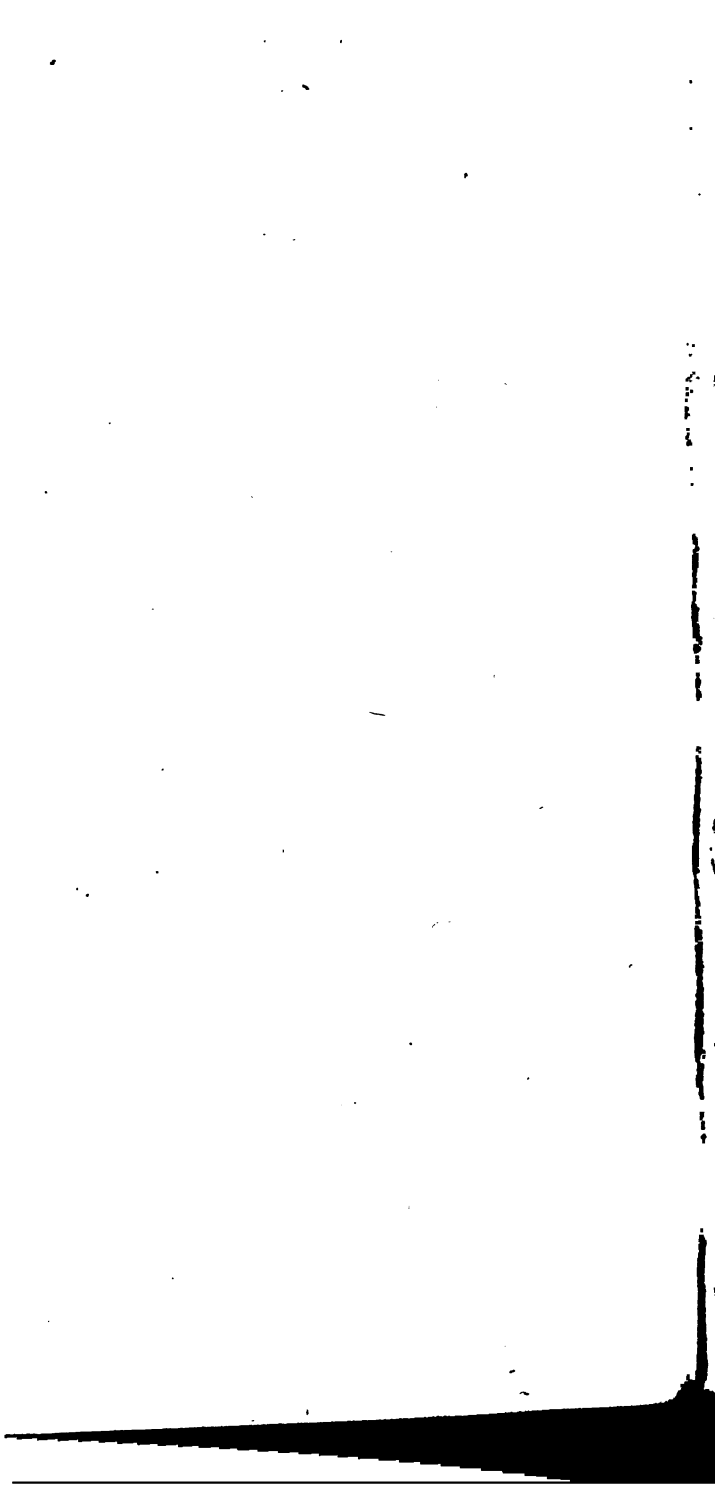
X

Xantippe, eine herrſchſüchtig
I. 271
Xanthus, ein getreuer Eheman
Xenophon ſpricht mit dem Sok

Y

Ybarine wird eine bedaurensw
ſet die Liebesbriefe ab I.

Z

Zärtlichkeit der Menſchen im Abſ
Zeit, was ſie iſt II. 7, fg.
Zeitungsſchreiber verderben die Sp
Zelota erzählt die Pedanterey
472

Zergliederung des IIIten Stücks II. 35, fg. des XXVIIIsten II. 275
Zieglers Schriften II. 18
Zucht der Kinder II. 400
Zuchtfreund liebt die Keuschheit II. 56
Zunge, was sie sey I. 148 der Lästerer wird besehen I. 427
Zwang der Töchter zum Heirathen I. 318. 453
Zweifelshausen (Propitia von) ihr Schreiben II. 280
Zweykampf ist ein Verbrechen wider den Staat II. 203
Zythophilus, seine Geschichte II. 123, fg.